

Ungarn Ft 2350,-  
Printed in Germany  
Spanien/Kanaren € 6,70  
Tschchien Kc 185,-  
Slowakei € 6,60  
Spanien € 6,50  
Polen (ISSN 00387452) ZL 32,-  
Portugal (cont) € 6,50,-  
Norwegen NOK 82,-  
Österreich € 5,80  
Griechenland € 7,-  
Italien € 6,50  
Finnland € 8,-  
Frankreich € 6,50  
BeNeLux € 5,80  
Dänemark dkr 53,-



ZUM 200. GEBURTSTAG VON KARL MARX

## Geld für alle!

Wie ein besserer Kapitalismus die Welt gerechter machen kann

**Analyse einer gestörten Beziehung**  
**Die Deutschen und**  
**ihre Hassliebe zu Russland**

**Affären**  
**Das System WDR: »Tatort«-Chef**  
**soll Frauen belästigt haben**

**Dreißigjähriger Krieg**  
**Der Ursprung**  
**der »German Angst«**





**JETZT #ECKENENTDECKEN  
AUF INSTAGRAM.**



Fahrzeugdarstellung zeigt Sonderausstattung.

# #ECKENENTDECKEN

Erkunden Sie jeden Winkel der Stadt mit dem neuen MINI 3-Türer. Optional mit MINI Connected: Dank Real Time Traffic Information wird Ihre Route in Echtzeit an den aktuellen Verkehr angepasst und mit Wireless Charging haben Sie unterwegs immer genug Energie für Ihr Smartphone. Jetzt bei Ihrem MINI Partner Probe fahren.

**DER NEUE MINI 3-TÜRER.  
OPTIONAL MIT MINI CONNECTED.**





## Hausmitteilung

Betr.: WDR, Schöneberger, Dreißigjähriger Krieg, SPIEGEL EXPEDITION

Mehr als zwei Monate lang recherchierten Laura Backes, Ann-Katrin Müller und Lars-Olav Beier in der deutschen Film- und Fernsehbranche, um Fälle von Machtmissbrauch aufzudecken. Wiederholt trafen sie dabei Frauen – Schauspielerinnen, Regisseurinnen, Agentinnen –, die Angst hatten: vor einigen sehr mächtigen Männern an den Schaltstellen der Fernsehproduktion. Diese Redakteure können darüber entscheiden, wer Karriere macht und wer nicht. Und einige nutzen ihre Macht. Von sexuellen Übergriffen erzählten die Frauen, wie sie von Redakteuren öffentlich-rechtlicher Sender begripscht, bedrängt wurden. Und ein Name fiel dabei immer wieder: Gebhard Henke, 62, seit 1987 Fernsehredakteur beim WDR – und als solcher einer der mächtigsten Männer des Senders. **Seite 72**



PETER RIGAUD / DER SPIEGEL

Kühn, Schöneberger

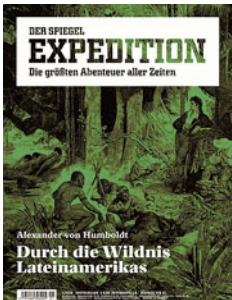
Es hat zwei Jahre gedauert, bis Barbara Schöneberger einwilligte, sich vom SPIEGEL porträtieren zu lassen. Nun jedoch bot die Entertainerin dem Redakteur Alexander Kühn reichlich Gelegenheit, sie zu beobachten – etwa bei der »NDR Talk Show«, beim Deutschen Fernsehpreis oder bei den Aufnahmen für ein Musikvideo. Der ungewöhnlichste Treffpunkt aber war ein Berliner Hotelzimmer: Während Schöneberger Fragen beantwortete, föhnte ihr Visagist ihre Haare, schminkte sie und rasierte ihre Beine. »Schöneberger ist so offen wie wenige deutsche Prominente«, sagt Kühn, »trotzdem schafft sie es, ihr Privatleben für sich zu behalten.« **Seite 56**

Vor 400 Jahren begann der Dreißigjährige Krieg, die deutsche Urkatastrophe mit mehr als fünf Millionen Toten. Wie Deutschland beim Gedenken an die Opfer versagt, hat Redakteur Guido Kleinhubbert in Lützen bei Leipzig festgestellt. Nach der Schlacht am 16. November 1632 wurden fast alle Gefallenen in eilig ausgehobenen Löchern entsorgt. Einer der Toten bekam jedoch eine Sonderbestattung: der schwedische König Gustav II. Adolf. Sein Leichnam wurde einbalsamiert und nach Schweden eskortiert. In Lützen selbst entstand eine opulente Gedenkstätte, die noch immer mit schwedischem Geld finanziert wird. So gut wie gar nichts erinnert dagegen an die mehr als 6000 Söldner, die auf dem Feld verreckt sind. »Ihre Gebeine stecken noch zum größten Teil im Boden, aber es gibt nicht einmal einen anständigen Gedenkstein«, berichtet Kleinhubbert. **Seite 104**



LORENZ KIEFER / DER SPIEGEL

Kleinhubbert



Den größten Abenteuern aller Zeiten widmet sich SPIEGEL EXPEDITION, das neue Magazin des SPIEGEL-Verlags. Jede Ausgabe erzählt die Geschichte einer welthistorisch bedeutsamen Fahrt ins Unbekannte, aus jenen Zeiten, als große Teile der Erde noch »Terra incognita« waren. Das erste Heft befasst sich mit dem Deutschen Alexander von Humboldt, der 1796 seine Beamtenkarriere aufgab – und als junger, abenteuerlustiger Aussteiger auf die Reise seines Lebens ging. Humboldt drang in die Wildnis Lateinamerikas vor, überlebte Erdbeben und Hurrikane, experimentierte mit Pfeilgift und Zitteraalen und erklomm die eisigen Höhen der Anden. Auch wenn er es für »sehr ungewiss, fast unwahrscheinlich« hielt,

»dass wir lebendig zurückkehren«, brachte Humboldt einen Forschungsschatz mit, der seinen Ruhm begründet hat. SPIEGEL EXPEDITION »Alexander von Humboldt« erscheint am Dienstag.

Ein Haus, das alle meine Ansprüche erfüllt? Für mich Lebensqualität pur!



Mein Haus. Meine Welt.



Werte schaffen. Wohn- und Lebenskonzepte verwirklichen. Mit hohen Qualitätsstandards und dem umfassenden Service eines Baupartners, der weiß, was Sie wollen. **weberhaus.de**



**Wohnmedizinisch empfohlen**  
von der Gesellschaft für Wohnmedizin,  
Bauhygiene und Innenraumtoxikologie e.V.

**WeberHaus**  
Die Zukunft leben

# Inhalt

72. Jahrgang | Heft 19 | 5. Mai 2018

## Titel

**Gesellschaftsmodelle** Ist der Kapitalismus reformierbar? **10**

**Karrieren** SPIEGEL-Gespräch mit dem Romanautor Alexander Schimmelbusch über vulgären Reichtum und Vermögensobergrenzen ..... **20**

## Deutschland

**Leitartikel** Die schwarze Null als Ziel der Haushaltspolitik wird zu Unrecht verspottet ..... **6**

**Meinung** Im Zweifel links / So gesehen: Boris Palmer gibt den Sarrazin ..... **8**

*Zahl der Ausreisepflichtigen nach Westafrika steigt / Union uneins über Finanzstrafen in der EU / Bundesländer fordern Geldbußen für Dieselhersteller* ..... **24**

**Außenpolitik** Die Deutschen streiten, wie sie mit Putins Russland umgehen sollen ..... **28**

**Parteien** Die CDU debattiert ihr Verhältnis zur AfD ..... **36**

**FDP** Parteichef Lindner über das Frauenproblem der Liberalen und seine Kritik an der Kanzlerin ..... **38**

**Rüstung** Das Zerwürfnis zwischen Ministerin von der Leyen und ihrer wichtigsten Beamtin ..... **40**

**Statistik** Warum die deutsche Angst vor Gewaltkriminalität so übertrieben ist ..... **42**

**NRW** Umweltministerin Christina Schulze Föcking stolpert durchs Amt ..... **48**



ALEXANDER ZEMLIANICHENKO / DPA

## Kriegsfurcht und Russlandromantik

Seitdem Außenminister Heiko Maas die Tonart verschärft hat, diskutiert nicht nur die SPD über Deutschlands Russlandpolitik. Ukraine, Syrien, Skripal – lässt sich die Eskalation zwischen Moskau und dem Westen noch stoppen? **Seite 28**



ROBERT GALLAGHER / DER SPIEGEL

## Feminismus und Rassismus

Von den beiden großen Themen ihrer Generation handeln die Debütromane zweier junger US-Autorinnen. Melissa Broder schreibt radikal über weibliche Verzweiflung, Brit Bennett subtil über afroamerikanischen Alltag. **Seite 118**

**Religion** Der Historiker Günter Morsch, Leiter der Gedenkstätte Sachsenhausen, fordert den Staat auf, Antisemitismus entschieden zu bekämpfen ..... **50**

## Gesellschaft

*Früher war alles schlechter: Nachruf auf die Kohle / Gehören Bäume zu deutschen Hochzeiten?* ..... **54**

**Eine Meldung und ihre Geschichte** Ein junger Amerikaner schenkt seinem Vater einen neuen Arm aus Plastik ..... **55**

**Karrieren** Der Erfolg der Fernsehunterhalterin Barbara Schöneberger ..... **56**

**Ortstermin** Zu Besuch in Deutschlands Funklöchern ..... **60**

## Wirtschaft

*VW hat Ärger in Australien / Scholz will keine Facebook-Steuer / Üppiger Vorruhestand für Fluglotsen* ..... **62**

**Welthandel** Präsident Donald Trump versucht, Amerikas Partnerländer auszutricksen ..... **64**

**Analyse** Die gefährliche Strategie von Telekom-Chef Timotheus Höttges ..... **67**

**Start-ups** Wie es einem deutschen Unternehmen gelang, besser als Google zu sein ..... **68**

## Medien

**#MeToo** Übergriffe, Anzüglichkeiten, Machtmissbrauch: die Vorwürfe gegen den WDR-Fernsehfilmchef Gebhard Henke ..... **72**



## Ausland

**Wie Fidel Castros amerikanische Geliebte im Konflikt mit den USA vermittelte / Protestführer in Armenien soll Premier werden** ..... 78

**Diplomatie** Das Ringen der Europäer um das Atomabkommen ..... 80

**Nahost** Eine palästinensische Familie versucht, den israelischen Zaun zu überwinden, um in ihr einstiges Dorf zurückzukehren ..... 84

**USA** Neue Wendung im Fall Stormy Daniels ..... 90

**Whistleblower** Chelsea Manning über ihr Leben heute ..... 91

**Großbritannien** Die Geschichte eines Prinzen, der vergebens versuchte, ein normales Leben zu führen ..... 92

## Sport

**Tischtennis-Weltmacht China / Magische Momente: Friedhelm Funkel über seinen sechsten Bundesliga-Aufstieg** ..... 95

**Fußball** Das neue Nachwuchszentrum des FC Bayern – Rezept gegen den Transferwahnsinn? ..... 96

**Funktionäre** Der DFB hat über Jahre die Entourage Franz Beckenbauers bezahlt ..... 100

## Wissenschaft

**Wie werde ich die vielen Medikamente wieder los? / Meteorit liefert Hinweis auf verborgenes Mondwasser / Einwurf: Abschied von der Unterschrift** ..... 102



## Die Entscheidung

Das Ultimatum des US-Präsidenten läuft ab, Donald Trump könnte das Atomabkommen mit Iran platzen lassen. Die Europäer wollen das unbedingt verhindern, aber mindestens zwei Probleme haben sie noch nicht gelöst. **Seite 80**

## Keine Angst!

In Deutschland fürchten sich viele Menschen vor Gewaltkriminalität. Dabei zeigt auch die neue Kriminalstatistik, dass sie hier so sicher leben wie in kaum einem anderen Land. Vielleicht müsste man ihnen das öfter mal sagen. **Seite 42**



## Hol schon mal die Kutsche

Die Hochzeit von Prinz Harry und der US-Schauspielerinnen Meghan Markle verzückt Großbritannien und die Welt. Der einstige Rüpel-Prinz wird gefeiert wie nie – für einen Moment lässt er das Volk die Brexit-Tristesse vergessen. **Seite 92**

**Geschichte** »German Angst« – wie das Inferno des Dreißigjährigen Krieges die Deutschen prägte ..... 104

**Landwirtschaft** Miete die Biene – eine Internetplattform bringt Imker und Bauern zusammen ..... 113

**Biologie** Neue Methoden enthüllen bislang unsichtbare Bereiche des Erbguts ..... 114

## Kultur

**Deutsche Künstlerin zeigt Trump-Film in New York / Neue »Weissensee«-Staffel / Kolumne: Zur Zeit** ..... 116

**Autorinnen** Melissa Broder und Brit Bennett sind die neuen Stars der US-amerikanischen Literatur ..... 118

**Identität** Sigmar Gabriel über Thea Dorns neues Buch »deutsch, nicht dumpf« ..... 124

**Glauben** Arabischer Atheist trifft intellektuelle Christin: SPIEGEL-Gespräch mit Sibylle Lewitscharoff und Najem Wali über das Kreuz und die Vollverschleierung ..... 126

**Ausstellungskritik** »Wanderlust« in der Alten Nationalgalerie Berlin ..... 131

**Bestseller** ..... 123  
**Impressum** ..... 132  
**Leserservice** ..... 132  
**Nachrufe** ..... 133  
**Personalien** ..... 134  
**Briefe** ..... 136  
**Hohlspiegel / Rückspiegel** ... 138

## Nullen, schwarz und rot

**Leitartikel** Warum Olaf Scholz keine neuen Schulden machen sollte

Schon der Name ist für viele eine Zumutung. Schwarze Null, das klingt nach Stillstand und nach CDU, nach Wolfgang Schäuble und Betriebswirtschaft. Kalt hört es sich an – und konservativ.

Und so ist es kein Wunder, dass sich prominente Vertreter der politischen Linken in diesen Tagen über kaum einen anderen Politiker so aufregen können wie über SPD-Finanzminister Olaf Scholz. Der sich geradezu »sklavisch an den ausgeglichenen Haushalt kettet«, wie Juso-Chef Kevin Kühnert moniert. Der eine Politik betreibt, die nach Ansicht des früheren Grünenpatriarchen Joschka Fischer »spätere Generationen verfluchen werden«. Der einfach weitermacht wie sein Amtsvorgänger, obwohl doch die halbe Welt die Deutschen bedrängt, mehr auf Pump zu leben. Die »rote Null« titelte diese Woche die »taz« über Scholz.

Dass die viertgrößte Industrienation der Erde eine unbarmherzige Sparpolitik ohne Rücksicht auf die Konjunktur betreibt, ist eine Geschichte, die auch hierzulande gern erzählt wird. Sie hat nur einen Haken: Sie stimmt nicht. In Wahrheit hat sich Deutschland geradezu buchstabengetreu an die Regeln des britischen Ökonomen John Maynard Keynes gehalten, der vor einem Dreivierteljahrhundert die sogenannte antizyklische Fiskalpolitik erfand. Die schwarze Null ist einer ihrer eindrucksvollsten Anwendungsfälle.

Wie es die Lehre des englischen Professors vorsieht, legte die Bundesregierung in den Jahren 2008 und 2009 ein gigantisches Konjunkturprogramm mit Abwrackprämien, Kurzarbeitergeld und Steuersenkungen auf, als die Wirtschaft nach der Finanz- und Bankenkrise dramatisch eingebrochen war. In der Folge stiegen die deutschen Staatsschulden gemessen an der Wirtschaftskraft um ein Viertel an. Internationale Organisationen wie die OECD oder der IWF lobten Deutschlands mutiges, auf Pump finanziertes Ausgabenpaket, das überraschend schnell Erfolge zeigte.

Die Wirtschaft gewann wieder an Fahrt, und die Bundesregierung konnte zu jenem zweiten Teil der keynesianischen Lehre übergehen, den nicht wenige ihrer Anhänger lieber verdrängen würden. Um den Boom nicht gefährlich anzuheizen, fuhr Berlin die staatliche Kreditaufnahme zurück; nicht abrupt, sondern allmählich, wie es im Lehrbuch steht. Dieses Jahr, so zeigt die Statistik, wird die Schuldenlast erstmals seit einem Jahrzehnt wieder unter das Vorkrisenniveau fallen.

Was bis heute als Austeritätspolitik verspottet wird, war in Wahrheit praktizierter Keynesianismus, dessen Erfolge offenkundig sind. Der Schuldenabbau schützt die nächste Generation vor übermäßigen Kreditlasten und verschafft der Regierung Handlungsspielraum, falls die Zeiten wieder rauer werden. Die gute Wirtschaftslage spült mehr Steuergeld in die öffentlichen Kassen, sodass der Staat mehr ausgeben kann. Zugleich hat die Regierung genügend Geld gebunkert, um internationale Verpflichtungen in Europa oder bei der Verteidigung zu schultern.

Notorische Defizitländer wie Italien dagegen stehen vor einem doppelten Risiko: Bricht die Wirtschaft ein, sind sie kaum in der Lage, neue schuldenfinanzierte Ausgabenprogramme zu starten. Steigen die Zinsen, könnte ihre Kreditlast bald untragbar werden.

Das Problem der deutschen Finanzpolitik ist deshalb nicht die schwarze Null, es sind die falschen Prioritäten bei den Ausgaben. Zwar stellt die neue Regierung mehr Geld bereit, um marode Schulgebäude zu erneuern, Straßen zu sanieren und moderne Kommunikationsleitungen zu verlegen. Doch für eine echte Wende reicht das nicht aus. Seit Jahrzehnten nimmt der Anteil der Investitionen am Bundesetat ab, und der Trend wird sich auch unter der neuen Regierung fortsetzen.

Deutschland vernachlässigt die Zukunft und lebt von der Substanz.


Stattdessen gibt die schwarz-rote Koalition wie ihre Vorgänger viel Geld aus, um ihre jeweilige Klientel mit fragwürdigen Leistungen zu erfreuen. Das Kindergeld wird erhöht, obwohl Regierungsstudien sagen, dass es unter den deutschen Familienleistungen zu den am wenigsten wirksamen gehört. Die Mütterrente soll angehoben werden, dabei kommen viele Empfängerinnen aus eher besser gestellten Seniorenhaushalten. Ein Baukindergeld wird eingeführt, das im Kern der früheren Eigenheimzulage entspricht, die wegen erwiesener Erfolglosigkeit vor Jahren schon einmal abgeschafft worden war.

Die richtigen Prioritäten beim Geldausgeben zu setzen – das ist die eigentliche Aufgabe, die sich Scholz in seiner Amtszeit stellt. Es geht darum, den Etat auf die Zukunft auszurichten. Und einen neuen Namen müsste Scholz seiner Politik auch endlich geben. Der Streit über die schwarze Null sollte ausgestanden sein. Michael Sauga







Die neue A-Klasse mit Mercedes 

## Wir verstehen uns.

**Die neue A-Klasse** – so einfach und unkompliziert wie Dein Smartphone. Die innovative Sprachsteuerung\*, das intuitive Touchpad\* und der neue Touchscreen vernetzen Dich mit Deinem Auto. Das nennen wir MBUX. Lerne ein Auto kennen, das Dich kennt: ab dem 5. Mai bei Deinem Mercedes-Benz Partner oder schon jetzt auf [www.mercedes-benz.de/aklasse](http://www.mercedes-benz.de/aklasse)

<sup>1</sup>Kraftstoffverbrauch A200 innerorts/außerorts/kombiniert (l/100 km): 6,9–6,8/4,8–4,4/5,6–5,2; CO<sub>2</sub>-Emissionen kombiniert (g/km): 128–120.

<sup>2</sup>Ein Leasingbeispiel der Mercedes-Benz Leasing GmbH, Siemensstraße 7, 70469 Stuttgart. Stand 03/18. Ist der Darlehens-/Leasingnehmer Verbraucher, besteht nach Vertragsschluss ein gesetzliches Widerrufsrecht nach § 495 BGB. Angebot gültig bis 30.06.2018. <sup>3</sup>Die angegebenen Werte wurden nach dem vorgeschriebenen Messverfahren ermittelt. Es handelt sich um die „NEFZ-CO<sub>2</sub>-Werte“ i. S. v. Art. 2 Nr. 1 Durchführungsverordnung (EU) 2017/1153. Die Kraftstoffverbrauchswerte wurden auf Basis dieser Werte

### Leasingbeispiel für Privatkunden<sup>2</sup> A200<sup>1, 3</sup> mit Start-Paket<sup>4</sup>

|                                |             |
|--------------------------------|-------------|
| Kaufpreis ab Werk <sup>5</sup> | 34.289,25 € |
| Leasing-Sonderzahlung          | 2.190,00 €  |
| Gesamtkreditbetrag             | 34.289,25 € |
| Gesamtbetrag                   | 12.954,00 € |
| Laufzeit in Monaten            | 36          |
| Gesamtlaufleistung             | 30.000 km   |
| Sollzins, gebunden, p. a.      | –1,87%      |
| Effektiver Jahreszins          | –1,85%      |

|                               |                 |
|-------------------------------|-----------------|
| <b>36 mtl. Leasingraten à</b> | <b>299,00 €</b> |
|-------------------------------|-----------------|

errechnet. Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil des Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen verschiedenen Fahrzeugtypen. Die Werte variieren abhängig von den gewählten Sonderausstattungen. <sup>4</sup>Aktiver Park-Assistent mit PARKTRONIC, LED High Performance-Scheinwerfer, Touchpad, Navigation Basis-Paket, Sitzheizung für Fahrer und Beifahrer. <sup>5</sup>Unverbindliche Preisempfehlung des Herstellers, zzgl. lokaler Überführungskosten. \*Bestandteil des Start-Pakets. Anbieter: Daimler AG, Mercedesstraße 137, 70327 Stuttgart.



Jakob Augstein **Im Zweifel links**

## Friedensnobelpreis für Trump?



Die »Madman«-Theorie geht auf Richard Nixon zurück. Er wollte die Nordvietnamesen glauben machen, er sei unberechenbar, rücksichtslos und gefährlich – dann würden sie klein beigeben. Das funktionierte nicht. Die Nordvietnamesen hatten zwar allen Grund, Nixon tatsächlich für unberechenbar, rücksichtslos und gefährlich zu halten, aber sie waren fest entschlossen, ihm Widerstand zu leisten bis zur letzten Patrone. Vielleicht bestand das Problem darin, dass Nixon zwar ein skrupelloser Hund war – aber nicht verrückt. Da hat Donald Trump bessere Karten, da er – sein gefälschtes Gesundheitszeugnis hin oder her – zweifellos schwer einen an der Waffel hat. Und dennoch, oder gerade darum, ist seine außenpolitische Strategie bislang von Erfolg gekrönt. Wenn man Trump den Gefallen tun und von Strategie reden will.

Korea? Trump scheint bewirkt zu haben, was seit Langem nicht gelang: Nord und Süd an den Verhandlungstisch zu bewegen. Handelskrieg? Trump hat nicht nur gute Aussichten, ihn zu gewinnen, sondern auch gute Argumente. Im Schnitt liegen die amerikanischen Importzölle bei 3,5 Prozent, die europäischen bei 5,2 Prozent. Dass Trump da verärgert ist, kann man verstehen. Verteidigungsausgaben?

Aus amerikanischer Sicht war es immer absurd, dass die USA den Löwenanteil der westlichen Rüstungsausgaben tragen. Trump, ganz Geschäftsmann, will »Tit for tat«. Wenn die Europäer nicht für die zerstörerischen Interventionskriege der USA zahlen wollen, sollen sie das sagen. Aber das trauen sie sich ja auch nicht.

Trump taumelt und twittert scheinbar zielloos über die Weltbühne. Und erreicht damit mehr als der von den Liberalen dieser Welt verehrte Barack Obama. Vielleicht ist die Außen- und Großmachtpolitik einfach ein Pflaster, das Narzissten und Psychopathen entgegenkommt. Es heißt ja auch, die Vorstandsetagen von Banken und Großkonzernen seien ein Dorado für Leute mit Persönlichkeitsstörungen.

Wenn der Friedensprozess in Korea glückt, wäre das ein außenpolitisches Glanzstück. Barack Obama hat den Friedensnobelpreis im ersten Jahr seiner Präsidentschaft bekommen – und in acht Jahren nichts getan, um ihn sich zu verdienen. Vielleicht bekommt Donald Trump ihn am Ende seiner Präsidentschaft für echte Verdienste. Das setzt allerdings voraus, dass er bis dahin nicht Iran mit Krieg überzogen hat. Und das ist alles andere als sicher – siehe »Madman«-Theorie.

An dieser Stelle schreiben Jakob Augstein, Jan Fleischhauer und Markus Feldenkirchen im Wechsel.

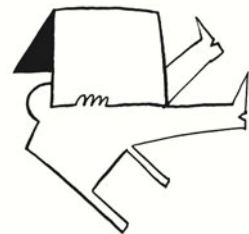
### So gesehen

## Das Geheimnis des Erfolges

Boris Palmer steht eine große Karriere bevor.

● Kaum wird es draußen schön, wird es auch schon unschön: Man geht durch die Fußgängerzone, denkt sich nichts Böses, und dann kommt ein wild gewordener Radfahrer daher, im Zickzack! Mit offenem Hemd! Und Kopfhörern! Und dann auch noch dunkelhäutig!

So ist es Boris Palmer ergangen, dem grünen Tübinger Oberbürgermeister, so hat er es berichtet, und als dann nachgefragt wurde, warum er denn auf die Hautfarbe des Rüpelfradlers hingewiesen habe, antwor-



tete Palmer: »Das gehört sich für niemand und für einen Asylbewerber schon dreimal nicht.« Soso, dunkle Hautfarbe ist gleich Asylbewerber, riesige Aufregung, Tübingens grüner Stadtverband distanziert sich, viele Menschen sind angewidert, andere angetan. Palmer schreibt auf Facebook lange Erklärungen und setzt eine Antirassismusgrafik darunter, alles nicht so gemeint, man kennt das.

Und wie man das kennt, es ist die Voraussetzung für politischen Erfolg. Wer Aufmerksamkeit haben will, muss einfach einer Partei bei- und dann Positionen vertreten, die möglichst wenig mit dieser Partei zu tun haben. Hätte Thilo Sarrazin (SPD) auch nur ein Viertel seiner Bücher verkauft, wenn er in der CSU wäre? Wäre Angela Merkel (CDU) als SPD-Vorsitzende noch Kanzlerin? Und Sahra Wagenknecht (Linke) die beliebteste AfD-Politikerin? Niemals. Palmer weiß das, und darum wird er noch groß Karriere machen – vielleicht gar als Außenminister unter dem künftigen Bundeskanzler Olaf Scholz. Apropos Scholz: In welcher Partei war der noch? Stefan Kuzmany

### Kittihawk



Wie Bayern München die Champions League gewonnen hätte.



**STIHL®**

# AKKU POWER. MADE BY STIHL.

**Jeder Aufgabe gewachsen.**

**NEU**

**Das STIHL AkkuSystem COMPACT: jetzt komplett mit Rasenmäher.**

Mit dem STIHL AkkuSystem COMPACT meistern Sie im Garten wirklich jede Herausforderung. Jetzt auch das Rasenmähen: Der STIHL Akku-Rasenmäher RMA 235 mäht kleinere Rasenflächen zügig, geräuscharm und ohne Abgase. Und das Beste: Sein leistungsstarker Lithium-Ionen-Akku ist kompatibel mit jedem Gerät des AkkuSystem COMPACT. So geht Akku Power. Made by STIHL. Mehr unter [stihl.de](http://stihl.de)





Titel

# Schöne neue Welten

**Gesellschaftsmodelle** 200 Jahre nach der Geburt von Karl Marx ist die Kritik am Kapitalismus allgegenwärtig. Die Ungleichheit innerhalb der Länder nimmt zu, die Umwelt wird weiter zerstört. Zugleich befeuert die Digitalisierung Ängste vor dem sozialen Niedergang. Gibt es Alternativen?





Demonstranten vor dem G-20-Gipfel  
im Juli 2017 in Hamburg

SEAN GALLUP / GETTY IMAGES



**W**as eigentlich soll das sein: der Kapitalismus? Ständig taucht das Wort in den Debatten auf, in den Talkshows. Die Diskussionen darüber füllen Bibliotheken. Und doch scheint das Wort ständig etwas anderes zu bedeuten.

Von Karl Marx bis zu G20, vom TTIP-Protest bis zum Grundsatzprogramm der SPD, jeder benutzt es, jeder führt es im Munde – und dabei wird es uneindeutig und verwaschen, es franst aus. Eigentlich erklärt es nichts mehr.

Und doch, merkwürdigerweise, bleibt das Wort gefühls- und ressentimentbeladen wie kaum ein anderes.

Schon bei der Frage, wann der Kapitalismus als historische Epoche begonnen hat, wird es schwammig. Mit der Erfindung des Geldes, des Marktes oder des Bankwesens? Und ist jede Wirtschaftsform, die am Privateigentum festhält, schon Kapitalismus?

Das unbestreitbar Neue am modernen Kapitalismus, wie er seit knapp zwei Jahrhunderten die westliche Wirtschaft formt, ist seine Dynamik. Sie entsteht, weil Unternehmen ihr verdientes Geld nicht anhäufen, sondern gleich wieder investieren, vorzugsweise in neue Technik, die dazu führt, dass noch mehr und noch billiger produziert und noch mehr Geld verdient wird. Und immer so weiter.

Auf diese Weise wuchs das Vermögen, wuchs die Masse der Konsumgüter, wuchs die Wirtschaft in einem bis dahin nie bekannten Maße. Allerdings kam es auch zu einer völlig neuen Ballung ökonomischer Macht.

Heute benutzen das Wort »Kapitalismus« fast nur seine Kritiker. Vor allem bündelt der Begriff das Unbehagen am aktuellen Wirtschaftssystem. An der Tendenz, allem einen Preis zu geben. An der Tendenz, für den wirtschaftlichen Vorteil jede Moral fahren zu lassen. An der Tendenz, das Anhäufen von Geld zum Selbstzweck zu erheben. An der Tendenz zur Ungleichheit. An der Tendenz, Menschen und Umwelt auszubeuten.

Die Digitalisierung scheint diese Entwicklungen zu potenzieren. Sie schafft noch schneller unglaubliche Vermögen, drängt den Einzelnen noch gezielter zum Konsum, verbraucht noch mehr Energie. Sie macht den Einzelnen, der seine Arbeitskraft anbietet, noch leichter ersetzbar durch andere Menschen irgendwo auf der Erde – oder durch Roboter und Algorithmen. Und sie macht alles und jeden noch stärker berechenbar, manipulierbar, ausnutzbar.

Dieses Unbehagen ist Grund genug, 200 Jahre nach Karl Marx' Geburt noch einmal die Fragen zu stellen: Was könnte nach dem Kapitalismus kommen? Ist er reformierbar? Gibt es etwas Besseres? Fragen an die Globalisierungskritikerin

Kathrin Hartmann, den Ökonomen Hans-Werner Sinn, den Philosophen Richard David Precht, die Netzaktivistin Anke Domscheit-Berg und den Soziologen Harald Welzer.

### **Was ist eigentlich so schlimm am Kapitalismus? Oder: Kathrin Hartmann regt sich auf.**

Es gibt zwei Möglichkeiten, wie man aus einem Gespräch mit Kathrin Hartmann herausgehen kann: wahnsinnig schlecht gelaunt oder wahnsinnig gut.

Wahnsinnig schlecht: weil die Globalisierungskritikerin in 15 Minuten erklärt, warum ein bisschen Biowurst, etwas Fair-Trade-Kaffee und viel guter Wille nichts bringen auf dem Weg in eine bessere Welt. Und dass alles, was der normal bewegte Konsument so macht, bloß der Verfestigung des Status quo dient.

Wahnsinnig gut: weil sie den Konzernen mit Wut und Wonne den Kampf ansagt – und sie in ihrer Konsequenz nicht verzweifelt wirkt, sondern fröhlich. Und weil sie zumindest eine Ahnung davon hat, wie sie aussehen könnte, eine bessere Welt.

Kapitalismuskritik, unter uns, kann ja sehr nervtötend daherkommen. Rechtshaberisch. Und auf eine Weise ins eigene Scheitern und die Ausweglosigkeit verliebt, dass man doch lieber Kapitalist bleibt. Vor allem: Das ewige Genöle mündet selten in Lösungen.

Was soll man denn tun? Es gibt ja bisher nichts Besseres, oder? Außer vielleicht: anders einkaufen.

Ode.

Hartmann zertrümmert erst einmal die Idee, der Kapitalismus könne sich von in-

nen heraus so verändern, dass er menschlich und demokratisch wird, also: gut. »Man kann ja auch die Waffenindustrie nicht von innen so verändern, dass sie keinen Schaden anrichtet.« Der Kapitalismus, sagt sie, lasse sich nicht austricksen. Es müsse schon etwas Neues her.

Ihr Lieblingsthema ist das, was sie »die grüne Lüge« nennt. Das Greenwashing der Konzerne. Der Selbstbetrug ökologisch bewegter Konsumenten, die glauben, im wohligen Wohlstand ließe es sich genauso weiterleben wie bisher, nur eben grün und fair und sauber.

Das Problem sei nur, dass drum herum Ausbeutung und Sklaverei und Armut und Umweltzerstörung weitergingen wie gehabt, meint Hartmann. »Der Kapitalismus ist in seinem Kern immer noch der Kampf aller gegen alle, er beruht in seinem Grundsatz auf Ausbeutung – darüber kann auch noch so viel nachträgliche Umverteilung nicht hinwegtäuschen.«

Sie hat mittlerweile mehrere Bücher und Filme zum Thema veröffentlicht. Sie tourt durch die Republik, diskutiert, demonstriert. Und lässt sich nicht auf Kompromisse ein. »Der Kapitalismus«, sagt sie, »hält sein Versprechen nicht, dass die Reichen alle mit nach oben ziehen.«

Natürlich hat sie die aktuellen Statistiken parat. Die Oxfam-Studie, nach der acht Superreiche genauso viel Vermögen haben wie die unteren 50 Prozent der Weltbevölkerung. Oder die vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung errechneten Daten für Deutschland, wonach 45 Haushalte so viel besitzen wie die ärmste Hälfte der Bevölkerung.

Das sind nicht nur Zahlen. »Es geht um Spaltung«, sagt Hartmann. »Man hat sich schon fast daran gewöhnt: hier der Leistungsträger, dort der Sozialschmarotzer.« Und das ist es auch, was sie dem gegenwärtigen wirtschaftlichen System am vehementesten vorwirft: »Es bringt Menschen gegeneinander auf.«

Sie kann an einem Beispiel erklären, wie sie das meint. Sie wohnt im 4. Stock, und wenn sie mal was bestellt, dann klingelt der DHL-Bote garantiert nicht bei ihr, sondern wirft bloß eine Benachrichtigung in den Briefkasten. Und sie muss dann zur Post und hat das Theater. Und natürlich nervt sie das.

»Aber ich finde es unerträglich, dass ich mich über den DHL-Boten aufregen muss«, sagt sie. »Ich bin sauer auf ihn, und eigentlich müsste ich sauer auf die DHL sein, weil die ihn ja so mies bezahlt, dass er die Pakete nicht hier raufschleppen mag und auch nicht kann.«

Jeder auf der Suche nach seinem Vorteil. Jeder für sich. Das, sagt Hartmann, sei das eigentliche Problem: die Vereinzelung des Menschen in seiner Funktion als Marktteilnehmer. Ihre Gegenutopie ist die Ge-



FLORIAN GENEROTZKY / DER SPIEGEL

**Globalisierungskritikerin Hartmann**

»Es geht um Spaltung«





UWE MEINHOLD / DDP IMAGES

**Verhülltes Marx-Monument in Chemnitz 2008:** Viele haben den Kapitalismus weggewünscht, aber er ist geblieben

meinschaft. Oder, in einem alten Wort: »Solidarität«.

»Man muss das Solidarische erleben, um zu wissen, was es heißt«, sagt sie. »Sonst versteht man nicht, welche Kraft darin steckt. Was Solidarität einem gibt, kann einem Geld niemals geben.«

In Griechenland war sie, wo sie Menschen getroffen hat, die solidarische Apotheken gründeten, solidarische Kliniken. In Bangladesch war sie, wo Kleinbauern sich zusammentun. In Indonesien, wo sich ganze Dörfer zusammenfinden, um gegen die Palmölindustrie und deren Monokulturen anzukämpfen.

Sie träumt nicht von Katastrophe und Umsturz und Revolution. Aber schon vom Systemwechsel, der vielleicht in der Nische beginnt. In der Allmende-Wirtschaft beispielsweise, in der die Nutzung gemeinsamer Ressourcen gemeinsam geregelt wird. Oder überall da, wo genossenschaftliche Ideen umgesetzt werden – in Wohnbau-, Energie-, Bank-, Pflegeprojekten.

Was kommt, da ist sie sich sicher, werde etwas wirklich Neues sein und nicht bloß ein neuer Anstrich. Und es werde einen langen politischen Kampf erfordern. »Die Zukunft«, sagt sie, »kann man nicht herbeischmusen. Es kommt der Punkt, an dem die Menschen, die ausgebeutet werden, anfangen, sich zu wehren.«

### **Lässt sich der Kapitalismus reformieren? Oder: Auch Hans-Werner Sinn war mal links.**

Der Kapitalismus, so viel steht fest, ist Kummer gewohnt. Nicht nur Karl Marx hat ihn totargumentiert. Viele, viele Menschen, darunter sehr, sehr kluge, haben ihn zerlegt und zerkleinert, seziiert und entlarvt, ihm den Kampf angesagt und ihn zu zähmen versucht, ihn kritisiert und verflucht – und ihn vor allem weggewünscht.

Aber der Kapitalismus ist immer geblieben.

Es gibt ihn angelsächsisch und rheinisch und neoliberal und radikal, als Turbo- und Kasinovariante, als Staats-, Finanz- oder grünen Kapitalismus, in insgesamt angeblich mehr als 750 verschiedenen Arten. Ein wandlungsfähiger Bursche mit beeindruckender Überlebens-technik.

Der Ökonom Joseph Schumpeter sprach vom »evolutionären Charakter« des Kapitalismus. Er sei kein Zustand, sondern »eine Methode der ökonomischen Veränderung«.

Und doch, auch das ist wahr, ist er eine historische Erscheinung. Etwas, das in seiner modernen Form vor 200 Jahren in der Welt aufgetaucht ist, etwas, das es so vorher nicht gab und deshalb auch wieder verschwinden kann. Der Kapitalismus ist nicht die Schwerkraft, ist kein Naturgesetz,

auch wenn er sich manchmal so gibt. Die Frage ist: Was könnte nach ihm kommen? Man braucht ja schließlich Ideen, wenn man voranschreiten will, wenn etwas besser werden soll. Und darin zumindest besteht Einigkeit, dass es durchaus besser werden könnte.

Über 800 Millionen Menschen hungern. Zwei Milliarden Menschen leben kaufkraftbereinigt von weniger als 3,20 Dollar am Tag. Die Meere sind überfischte und vermüllt. Die Luft ist verreckt. Die industriebedingte Erderwärmung sorgt für Dürren, Überflutungen, extreme Wetterlagen. Der Reichtum der Superreichen steigt in geradezu obszöner Weise. Und die Digitalisierung scheint diese Entwicklung noch zu befördern.

An vielen dieser Phänomene hat das augenblickliche Wirtschaftssystem, also das, was etwas diffus als »der« Kapitalismus bezeichnet wird, zumindest eine Mitschuld. Zweifellos hat »der« Kapitalismus auch Gutes gebracht – mehr Wohlstand, auch global, etwa die Halbierung der Zahl der von Armut bedrohten Menschen weltweit in den letzten 25 Jahren – aber alles das scheint manchmal überschattet zu sein von dem, was er zerstört.

Womöglich gibt es ja Alternativen. Vielleicht braucht es endlich Alternativen. Jenseits von Sozialismus und Kommunismus und anderen Ismen. Womöglich muss ein

neuer Kapitalismus her, vielleicht auch etwas gänzlich Neues. Aber was?

Noch ist nicht einmal in Umrissen erkennbar, was da kommen könnte. Selbst im Marx-Jahr 2018 wird bislang vor allem die Dekonstruktion des Kapitalismus rauf und runter analysiert, wird vage seine »Aktualität« beschworen, aber darüber, dass der Kapitalismus tatsächlich in die Krise geraten sein könnte, kommt die Debatte meist nicht hinaus.

Und die Frage ist ja auch: Wann genau hört der Kapitalismus auf, Kapitalismus zu sein? Gibt es diese Grenze überhaupt? Ist sie hilfreich?

Wahr ist, dass es Kapitalismus in Reinform nirgends gibt – und es ihn wahrscheinlich nie gegeben hat. Spätestens seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist er Teil eines größeren Deals geworden, der da lautet: Der Kapitalismus muss »liefern«, wie es der Soziologe Wolfgang Streeck genannt hat. Und zwar: Vollbeschäftigung, soziale Sicherheit, wachsenden Wohlstand, mehr Freizeit, Aufstiegschancen für jeden. Auf den Punkt gebracht: Nicht alle profitieren gleich, aber alle profitieren irgendwie.

Hans-Werner Sinn ist vielleicht der Letzte, den man fragen sollte, ob man den Kapitalismus nicht besser abschaffen sollte, könnte man meinen. Er ist der bekannteste Ökonom der Deutschen, auch heute noch, zwei Jahre nach seiner Pensionierung – und er ist den meisten Menschen vor allem als eher kühler Talkshow-Gast im Gedächtnis, der dem Volk versucht zu erklären, warum so grausam klingende Dinge wie die Hartz-IV-Reformen unbedingt sein müssen. Sinn wurde nicht nur wegen seines markanten Abraham-Lincoln-Barts zur Marke, sondern auch wegen der strengen Art, seine eigenen Argumente zu präsentieren und die der Gegenseite zu zerlegen.

Aber auch Sinn war mal jung. Auch Sinn war mal links, als Student, als fast alle links waren. Er hat sich erregt über Ungerechtigkeiten und über den Kapitalismus. In seiner Autobiografie, die vor Kurzem erschienen ist, beschreibt er, wie er demonstriert und wohl auch »Ho, Ho, Ho Chi Minh« gebrüllt hat\*. Ganz genau kann er sich daran nicht mehr erinnern. Doch wenn man diese Schilderungen liest und wenn man mit ihm spricht, spürt man: Er ist ein strenger Denker, dieser Sinn, aber kalt ist er nicht.

Als er für ein paar Wochen in London arbeitet, gerade zur Zeit der Reformen einer Margaret Thatcher, nimmt er das Elend um ihn herum wahr, es empört ihn.

Er selbst kennt Armut ebenfalls. Als Kind habe er die Eltern immer nur arbei-

tend erlebt, erst, um der Armut zu entkommen, später, um einen bescheidenen Wohlstand abzusichern.

Auch wenn Sinn – wenig überraschend – »die Suche nach einem völlig anderen System« für, Pardon, »Kokolores« hält, so folgt daraus nicht, dass er »den Status quo verteidigen möchte«, wie er sagt.

Er sieht, dass »der Finanzmarktkapitalismus völlig außer Kontrolle geraten ist«. Er hält es »für pures Wunschdenken, dass eine Marktwirtschaft automatisch zur Demokratie führt«. Und, ja, auch ein Hans-Werner Sinn zweifelt daran, »dass Wirtschaftswachstum die Menschen wirklich glücklicher macht«. Vielleicht, sagt er, »sind die Menschen in einer konsumorientierten kapitalistischen Welt mit hohem Einkommen gar nicht mal glücklicher als früher, weil man sich da beschieden hat und glücklich war bei kleineren Einkommenspositionen«.

Aber – und dieses Aber ist riesengroß, natürlich – das alles ändert nichts an seiner Überzeugung, dass »die Erfindung der Märkte vor 10 000 Jahren die größte kulturelle Erfindung der Menschheit ist«. Ohne Markt sei Kultur kaum zu denken. Keine funktionierende Ökonomie und auch keine Philosophie.

Erst im Studium sagte sich Sinn von linken Ideen los, weil er irgendwann verstanden habe, dass der Staat dem Markt nicht überlegen sei, dass Marktwirtschaft nicht Chaos bedeute, sondern dass »aus der Dezentralisierung die Ordnung entsteht«, eine, wie er sagt, »nicht triviale Erkenntnis«.

Nur Märkte, das ist sein schärfstes Argument, können Anreize setzen, die individuell wirken und für jeden Marktteilnehmer die Vor- und Nachteile so aus-

balancieren, dass am Ende insgesamt das ökonomisch Beste herauskommt. Doch Kapitalismus ist mehr als nur Markt. Erst die unglaubliche Anhäufung von investiertem Kapital, die es seit 200 Jahren gibt, schaffte etwas historisch Neues: ein Wirtschaftswachstum, wie es das nie zuvor gegeben hat, und eine völlig neue Konzentration von Vermögen und ökonomischer Macht.

»Das eine bedingt wahrscheinlich das andere«, sagt Sinn. »Hätte man durch staatliche Eingriffe verhindert, dass die Reichen reich werden dürfen, hätte es wohl auch dieses Wachstum nicht gegeben.« Er sagt das wissenschaftlich neutral, beobachtend, ohne jede Wertung.

Sein Menschenbild ist keines, das für die Spezies besonders schmeichelhaft ist. Aber er hält es für realistisch. »Unser ganzes Denken ist an Rangpositionen orientiert. Es geht immer um die Frage, an welcher Stelle der Skala man steht, das ist ein ungeheurer Antrieb.«

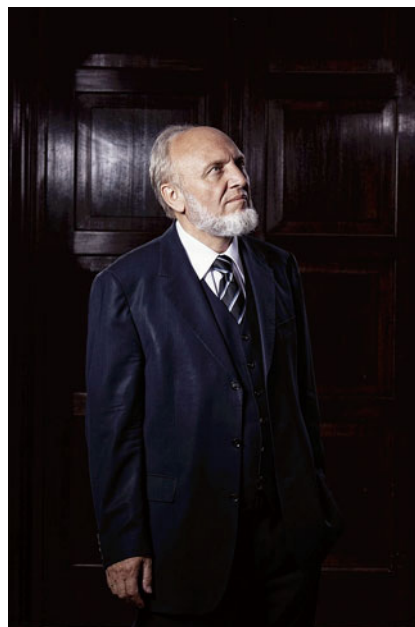
Allein diese Triebkräfte des Kapitalismus zu betrachten sei jedoch allenfalls das halbe Bild, meint Sinn. Reine Marktwirtschaft gebe es nirgends, sondern überall nur »gemischte Systeme«, in unterschiedlicher Ausprägung. »Es findet ja Umverteilung statt in allen Systemen, die Frage ist bloß, in welchem Ausmaß.« In Deutschland liegt das Verhältnis der Staatsausgaben zur Wirtschaftsleistung, die sogenannte Staatsquote, bei 44 Prozent, in Frankreich bei 57 Prozent, in den USA bei 38 Prozent.

Für Sinn ist diese Umverteilung grundsätzlich gerechtfertigt. Allerdings verringere sie die Leistungsanreize. »Es muss irgendwo ein Optimum geben. Unklar ist nur, wo.«

Sinn sieht allerdings eine Stelle, an der man den heutigen Kapitalismus durchaus radikaler verändern könnte. Und zwar so, dass man den mühseligen und immer umstrittenen Prozess der Umverteilung abkürzen könnte: durch eine Beteiligung der Arbeitnehmer an den Unternehmen »in großem Stil«. Es wäre ein Schritt, der den uralten Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital, den Karl Marx formuliert hat, zumindest ebnen würde.

»Man muss den Menschen ein zweites Standbein neben dem Arbeitseinkommen geben«, sagt Sinn. »Man muss sie auf die Kapitaleite bringen. Gerade jetzt. Durch Aktienbesitz in breiter Hand, Vermögensbildung, auch Immobilien.«

Wenn es stimme, dass die Kapitaleite zu den Gewinnern der Digitalisierung gehöre, und einiges spreche dafür, dann wäre es wichtig, rechtzeitig dafür zu sorgen, dass dies geschehe. »Dann muss man hinterher auch nicht mühsam umverteilen. Es ist besser, die Menschen pflanzen frühzeitig das Saatkapital, das sich dann weiterentwickelt.«



B. HASELBECK / WIRTSCHAFTSWOCHEN

Ökonom Sinn

»Ho, Ho, Ho Chi Minh«

\* Hans-Werner Sinn: »Auf der Suche nach der Wahrheit«. Herder; 672 Seiten; 28 Euro.





MARC-STEFFEN UNGER

**Berufstätige nach Feierabend in London:** Vernichtung von mutmaßlich Millionen Arbeitsplätzen

**Was geschieht, wenn dem Kapitalismus die Arbeit ausgeht? Oder: Richard David Precht träumt von einer Insel des Sozialismus.**

Das Erstaunliche an der derzeitigen Lage ist: Selbst in einer ungewöhnlich langen wirtschaftlichen Wachstumsphase, wie sie Deutschland gerade erlebt und von der viele profitieren, ist der Unmut so groß, dass ihn etwa die neue Große Koalition mit milliardenschweren Wohltaten zu schütten muss. Und noch so viele Wohltaten sorgen nicht dafür, dass die Kritik am Kapitalismus abebbt.

Der Ausgleich zwischen Oben und Unten scheint nicht mehr zu funktionieren, jedenfalls nicht gut genug, um Aufruhr im System zu vermeiden. Das ist zum Beispiel auch ein Problem für eine Partei wie die SPD, die für Umverteilung steht.

Vielleicht gelingt es noch ein paarmal, das System zu reparieren, zu stabilisieren, wenn eine jeweils neue Regierung an ein paar Schraubchen dreht – und alles wieder zu neuer Balance findet. Aber reicht das bloße Funktionieren?

Gehen die Zweifel an der Legitimität des Kapitalismus nicht längst viel weiter, bis hin zur Frage, was das dauernde Schielen nach dem eigenen Vorteil, das ständige Aufrufen eines Preises für alles Mögliche

mit dem Menschen macht? Der Kapitalismus steht ja nicht bloß technisch-ökonomisch infrage, sondern vor allem philosophisch.

In ihrem gerade auf Deutsch erschienenen Bestseller »Die Donut-Ökonomie« berichtet die Wirtschaftswissenschaftlerin Kate Raworth von einem Projekt in Kolumbien, bei dem im Jahr 2005 zufällig ausgewählte arme Familien eine Prämie von umgerechnet 15 Dollar im Monat bekamen, wenn eines ihrer Kinder regelmäßig am Unterricht teilnahm. Auf den ersten Blick war der Anreiz ein Erfolg. Die Wahrscheinlichkeit für den Schulbesuch stieg bei diesen Kindern.

Doch es gab einen Nebeneffekt: Bei den Geschwistern der geförderten Kinder sank die Bereitschaft zum Schulbesuch, da sie keine Prämie bekamen – der negative Effekt war sogar stärker als der positive.

Kapitalismus ist eben auch eine Frage der Werte. Intrinsische Motive und solidarische Effekte verpuffen allzu oft, sobald Geld ins Spiel kommt.

Der Kapitalismus ist voll von solchen widersprüchlichen Effekten. Am stärksten aber sind diese zwei: erstens die Grundüberzeugung, dass das Streben des Einzelnen nach dem eigenen Vorteil am Ende zu einem besseren Leben für alle führt. Zweitens das Verhältnis von Arbeit und Konsum.

Am besten funktioniert der Kapitalismus, wenn bei der Arbeit äußerste Disziplin herrscht – und im Konsum äußerste Disziplinlosigkeit. Das war ja auch das Neue am Kapitalismus. Er führte zu einer Adelung der Arbeit, die es zuvor in der Geschichte nicht gegeben hatte, und zu einer Heiligsprechung des Konsums, die auch neu war.

Der Philosoph Richard David Precht ist alles andere als faul. Er schreibt zehn Bücher in zehn Jahren, redet auf Kongressen, talkt im Fernsehen, reist unablässig durch die Republik. Er ist einer der produktivsten Denker des Landes und könnte geradezu ein Symbol sein für die Versprechen der Arbeits- und Leistungsgesellschaft.

Und doch ist sich Precht sicher, dass eben diese Arbeits- und Leistungsgesellschaft, wie sie sich in den letzten 200 Jahren entwickelt hat, irgendwann an ihr Ende kommt und nur eine Episode in der Geschichte der Menschheit bleiben wird. Er findet das alles andere als schlimm. »Ein freier Mann im antiken Griechenland hat sich dadurch definiert, dass er nicht gearbeitet hat, und er hat sich ja trotzdem nicht gelangweilt.« Für den Wohlstand sorgten damals die Sklaven, Frauen und Ausländer. Diesen Part, meint Precht, würden in Zukunft mehr und mehr die Roboter und Computer übernehmen.

Precht macht das gern, die angeblich neuen Dinge als etwas zu beschreiben, was

gar nicht so neu ist. Er zertrümmert gern die Gewissheiten des Status quo, etwa die Selbstgewissheit der Deutschen, dass ihr Fleiß sie noch aus jeder Krise gezogen hat, oder den wirtschaftspolitischen Konsens aller Parteien, dass es am Ende nur auf eines ankomme: Jobs, Jobs, Jobs.

»Ich sehe das als normale, fast lineare historische Entwicklung«, sagt Precht. Zu Beginn der industriellen Revolution hätten die Arbeiter oft noch 80 Stunden in der Woche geschuftet, heute liege die Arbeitszeit einer Vollzeitkraft bei 41 Stunden. Der nächste Schritt werde eben sein, dass »sehr viele Leute nicht mehr gezwungen sein werden, arbeiten zu müssen«. Precht weiß genau, dass er da einen Epochenbruch in niedliche Schrittschritte verpackt.

Und natürlich weiß er, dass nichts brisanter ist, als am politischen Ziel der Vollbeschäftigung zu rütteln. Schließlich werden Digitalisierung und Robotisierung der Arbeitswelt und die damit einhergehende Vernichtung von mutmaßlich Millionen Arbeitsplätzen in der Politik derzeit eher nicht als Chance diskutiert, sondern als Katastrophe. Darum halten alle Parteien am Ziel der Vollbeschäftigung fest. Am »Mythos Vollbeschäftigung«, sagt Precht, an der »Illusion Vollbeschäftigung«.

Precht sieht die Entwicklung nüchtern. Wenn man alles so laufen lasse wie jetzt, dann führe der Vormarsch der Roboter zu Massenarbeitslosigkeit und Elend. Zu Millionen Arbeitslosen und vermutlich einem Erstarken radikaler Parteien. »Und dann haben wir eine andere Republik«, sagt er. Aber so weit müsse es nicht kommen, wenn man rechtzeitig einige politische Reformen durchsetze. Und die wichtigste dabei sei: das bedingungslose Grundeinkommen. Geld für alle.

Precht hat zu diesem Thema eine Streitschrift verfasst. »Jäger, Hirten, Kritiker« heißt das Buch, das am vergangenen Montag erschienen ist (SPIEGEL 17/2018). Der Titel dieser »Utopie für die digitale Gesellschaft« ist einem berühmten Marx-Zitat entlehnt, demzufolge es im Kommunismus jedem möglich sein soll zu tun, wozu er gerade Lust habe: zu jagen, Viehzucht zu treiben oder zu kritisieren. Er beschreibt darin, »dass der gewaltige Umbruch unserer Zeit nicht notwendig ins Elend führen muss, sondern dass er die Chance enthält auf eine lebenswerte Zukunft«.

Und das wichtigste Element dieses Zukunftsentwurfs ist eben das bedingungslose Grundeinkommen. Precht schwebt vor, dass jeder Bürger etwa 1500 Euro im Monat erhält. Ohne Ausnahme. Es gibt keine Bedürftigkeitsprüfung, und jeder kann dazuverdienen, ohne stärker besteuert zu werden als heute. Es soll keinen Extraabzug beim Einkommen geben. Bezahlen will Precht das Ganze über eine Finanztransaktionssteuer.

Die Idee wird schon länger diskutiert. Es gibt mehrere Modelle, von kleinen Grundeinkommen, die eher Hartz IV ähneln, bis hin zu so weitreichenden Konzepten wie dem von Precht (Hans-Werner Sinn ist übrigens gegen beide Varianten. Die kleinen Modelle hält er für nicht originell und die großzügigen Modelle für unbezahlbar, aber das nur nebenbei).

Die entscheidende Frage ist jedoch: Wie soll ein solches System entstehen? Aus purer Menschenfreundlichkeit?

Precht gibt eine andere Antwort. Eine ökonomische. Die Vernichtung der Arbeitsplätze durch Robotisierung und künstliche Intelligenz werde in den nächsten Jahren zu einer Krise der Kaufkraft führen. Der Konsum werde einbrechen, die Wirtschaft ins Schlingern geraten.

»Doch was hat ein Konzern davon, dass er seine Produkte mithilfe der Roboter immer besser und immer billiger herstellen kann, wenn nicht mehr genug Menschen das Geld haben, diese Produkte zu kaufen?« Es müsse also auf anderem Wege Geld ins System gepumpt werden als über Erwerbsarbeit.

Doch die ökonomischen Verwerfungen seien noch der geringste Teil der Probleme, die kommen würden. Es werde eine massive Wertekrise geben. »Die Menschen definieren ihren Selbstwert heute extrem über ihre Erwerbsarbeit – aber wo steht der Selbstwert noch, wenn viele Menschen ökonomisch tatsächlich nicht mehr gebraucht werden?«

In dieser Konstellation sei das bedingungslose Grundeinkommen nicht nur die Lösung der ökonomischen Frage – indem es das dringend benötigte Geld ins System schießt –, sondern auch das Vehikel, über

das ein Wertewandel möglich werde. »Wir schaffen eine Insel des Sozialismus im Kapitalismus«, sagt Precht.

Der Kapitalismus bleibe bestehen. Es lohne sich ja, weiter zu arbeiten. Aber es sei nicht mehr die einzige Option. »Wenn der existenzielle Druck wegfällt, dann ist plötzlich Platz da für andere Dinge, etwa für die Frage: Was kann ich denn Sinnvolles machen?«

Es gebe schon heute ein tiefes Unbehagen, wie man diese moralischen Fragen und die eigene Jagd nach ökonomischem Vorteil noch verbinden könne. Gerade die Jüngeren zweifelten an den alten Statussymbolen, an dem teuren Auto, an Karrieren im Eckbüro. »Viele spüren die Leerstelle«, sagt Precht, »paradoxiertweise füllen sie die oft bloß mit mehr Konsum, um sich für fehlenden Sinn in der Arbeit zu entschädigen.«

Richard David Precht interessieren diese Mechanismen der Doppelbödigkeit. Er hat sich lange mit dem Kapitalismus und mit seinen philosophischen Wegbereitern beschäftigt, etwa mit John Locke, dem Verfechter des Privateigentums und der Menschenwürde, der zugleich in den Sklavenhandel investierte und den Indianern das Recht auf ihr Land absprach. »Die Kunst, moralisches Denken und kommerzielles Handeln so im Bewusstsein zu speichern, dass sie dort nicht zusammentreffen, kennzeichnet nicht nur unsere heutige Zeit, die Kakao genießt, dessen Bohnen von Kindern geerntet werden. Diese Kunst ist mindestens so alt wie die Anfänge des liberalen Kapitalismus selbst«, meint Precht. »Aber vielleicht kann man den Menschen in dieser Hinsicht ja ein wenig zivilisieren.«

### **Passen Digitalisierung und Sozialismus zusammen? Oder: Anke Domscheit-Berg will von China lernen.**

Die erste Stellenanzeige, die das Onlineunternehmen Amazon schaltete, endete mit dem Satz: »Es ist einfacher, die Zukunft zu erfinden, als sie vorausszusehen.«

Es ist kein Zufall, dass Amazon diesen Satz des Informatikers Alan Kay zitierte und damit gleich die eigene Firmenphilosophie umriss. In den IT-Konzernen Amerikas wird über kaum etwas anderes nachgedacht als über die Zukunft, und nirgends sonst scheint man sich so sicher zu sein, Teil dieser Zukunft zu sein. Oder tut zumindest so.

Leider sieht es nicht so aus, als ob bei Amazon, Google, Facebook und Uber eine gezähmte Variante des Kapitalismus entstünde. Was dort als digitaler Kapitalismus oder Plattformkapitalismus gedacht wird, fördert tendenziell die Ungleichheit und schwächt die Staaten, macht den ein-

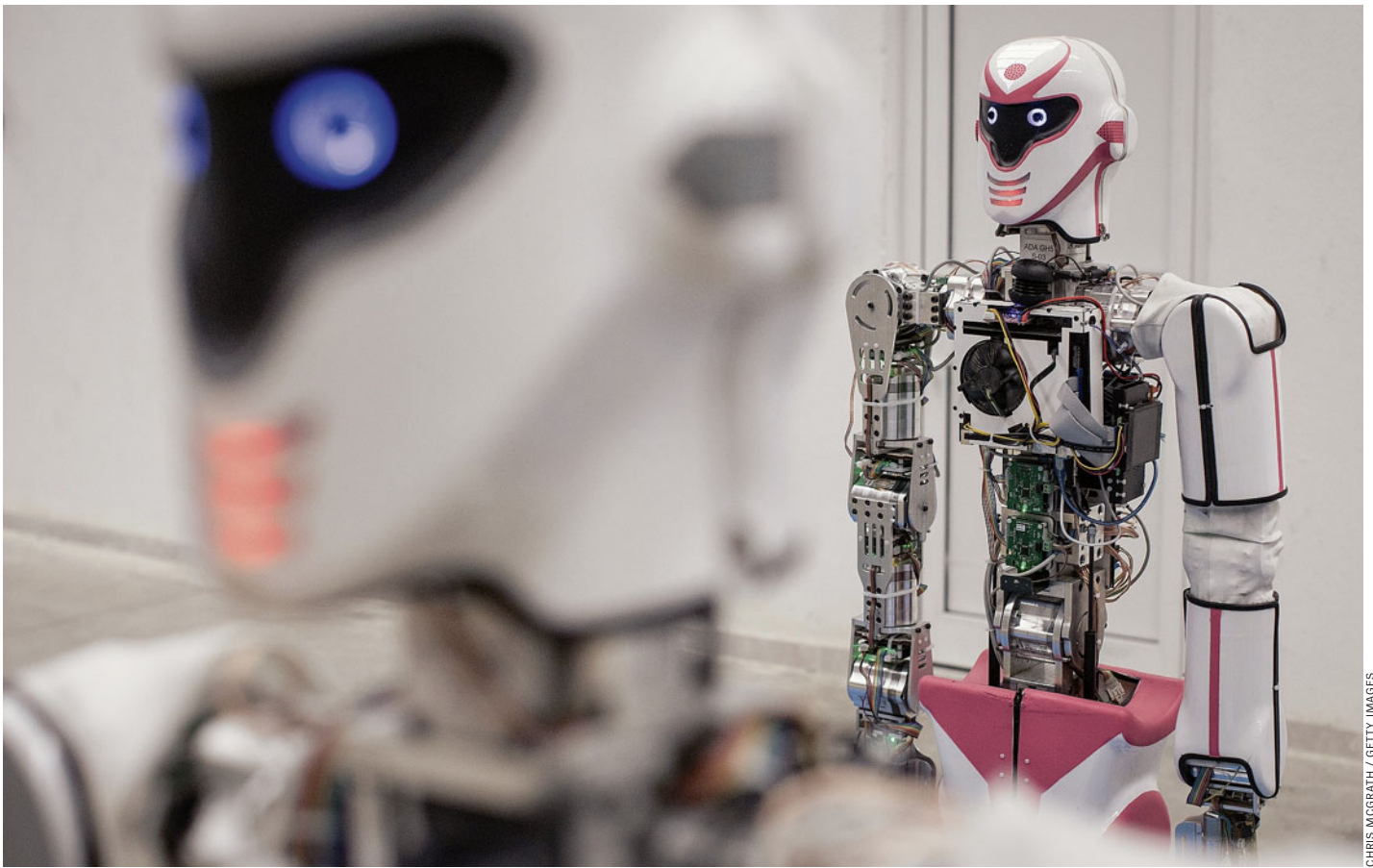


MATTHIAS JUNG / LAIF

**Philosoph Precht**

Festhalten an der »Illusion Vollbeschäftigung«





CHRIS MCGRATH / GETTY IMAGES

**Humanoider Roboter ADA GH5:** Ist der Anstieg der ungleichen Einkommensverteilung auf die enormen Einkünfte der Silicon-Valley-Elite zurückzuführen?

zelenen Menschen entbehrlich oder zumindest in hohem Maße abhängig.

Die Digitalisierung, so zeigen Studien, beschleunigt vor allem in den USA die herrschende Ungleichheit noch. Mancher Forscher sagt, dass der Anstieg der ungleichen Verteilung der Einkommen nicht unwesentlich auf die enormen Einkommen der Elite des Silicon Valley zurückzuführen sei.

China ist der andere Teil der Welt, dem die Zukunft zu gehören scheint, vor allem und zuerst ökonomisch. Hier wird gerade das große Experiment durchgeführt, einen Kapitalismus durchzusetzen, der bloß ökonomische Freiheit kennt und keine politische. Wohlstand statt Wahlen. Auch dort entwickelt sich eher eine Verschärfung des Kapitalismus und keinesfalls seine Überwindung.

Lange dachte man, es sei nur eine Frage der Zeit, wann den ökonomischen Freiheiten in China auch politische Freiheit folgen würde. So, als ob es ein Naturgesetz wäre, dass der ökonomische Liberalismus und die Demokratie notwendigerweise zusammenfinden müssen. Doch das Gesetz gibt es nicht. Stattdessen setzt das Land die digitale Technik für einen neuen Totalitarismus der Überwachung ein.

Interessanterweise nutzen sowohl die USA als auch China die technischen Möglichkeiten der Digitalisierung genial bis brutal. Und Deutschland? Und Europa?

Es wäre ja schon viel, so scheint es, wenn die Europäer in dieser von anderen dominierten Zukunft überhaupt die demokratischen und sozialen Standards halten könnten.

Aber müsste da nicht mehr kommen? Wie könnte ein eigener, ein positiver Zukunftsentwurf aussehen? Gibt es noch die Vision einer Digitalisierung, die nicht totalitär ist, sondern egalitär?

Was Anke Domscheit-Berg als Zukunftsmodell vorschwebt, könnte man einen digitalen Sozialismus nennen. Aber das mag sie nicht. »Das Wort weckt die falschen Assoziationen, und es passt auch nicht.« Sie hat ja nichts gegen Privateigentum, nicht einmal gegen Reichtum, wenn er nicht gerade obszön ist. Der Begriff allerdings, den sie vorschlägt, ist auch erklärungsbedürftig, und schlagkräftig ist er ebenfalls nicht: Commonismus.

Ihre Idee: Es gibt noch Markt und Preise und Unternehmertum. Aber es steht nicht mehr die Anhäufung von privatem Besitz im Mittelpunkt der Wirtschaft, sondern das Gemeinwohl. Klingt naiv, muss es aber nicht sein.

Domscheit-Berg leitet den Begriff ab von den Gemeinschaftsgütern (»Commons«), wie es sie in der Landwirtschaft gab und gibt, und von den Commons-Lizenzen bei gemeinsam programmierter, frei zugänglicher Software. Ihr Vorbild ist

überhaupt die Internetkultur des Teilens, etwa von Wissen. »Da wächst das Neue schon wie ein Pilz ins System hinein«, sagt sie, »und es nimmt heute bereits dem Kapitalismus etwas von seiner Macht und seiner Schärfe.«

Domscheit-Berg ist in erster Linie Internetaktivistin und Digitalisierungsdeuterin. Neuerdings ist sie auch Bundestagsabgeordnete, parteilos, gewählt über die Liste der Linkspartei. Davor war sie mal Mitglied bei den Grünen und bei den Piraten. Und davor hat sie für McKinsey gearbeitet, für Accenture und Microsoft. Sie hat in ihrem Leben schon ein paar Karrieren gemacht, und sie hat viele Veränderungen erlebt. Die wichtigste: den Untergang der DDR. Sie war 22 Jahre alt, als ihr Staat verschwand, ein Gesellschaftssystem obsolet wurde.

Domscheit-Berg kennt sich also mit Umbrüchen aus. Und vielleicht macht sie das auf so bemerkenswerte Weise cool in Bezug auf alles, was mit Zukunft zu tun hat. Sie hat ja erfahren, dass es nach dem Ende des Alten besser werden kann, wenn man sich auf das Neue einlässt.

Sie hat tausend Dinge gemacht, ausprobiert, verworfen. Aber zwei Konstanten gibt es in ihrer Biografie dann doch: Sie ist links, und sie schwärmt für die Möglichkeiten der digitalen Gesellschaft. Vor allem glaubt sie, dass beides »natürlich« zu-



sammengehöre, das politisch Linke und das Digitale.

Sie sieht in der Digitalisierung »die größte Chance überhaupt«, einen Gegenentwurf zum Kapitalismus hinzubekommen. In Bezug auf die Veränderung der Arbeitswelt teilt sie ungefähr, was Precht sagt, und sie zögert keine Sekunde, das, was an Vernichtung von Arbeitsplätzen und sozialer Umwälzung aufs Land zurollt, mit dem Ende der DDR zu vergleichen.

Der eigentliche Witz an der Digitalisierung sei aber: Sie könne – in immer mehr Bereichen – irgendwann den Preis so gut wie abschaffen. Und wo es fast keinen Preis mehr gebe, da komme der Kapitalismus an seine Grenzen. Mit allem, was kaum etwas koste, könne der Kapitalismus einfach nicht umgehen.

Aber was dem Einzelnen als Arbeitnehmer wie ein Albtraum erscheine – dass das, was er produziert, unfassbar billig wird –, sei gesellschaftlich ein Traum. An dem jeder partizipieren könne, wenn man es nur politisch klug anstelle.

Domscheit-Berg erzählt eine Geschichte, um das zu erklären. Eine wahre Geschichte von einem Schreiner in Südafrika, der sich mehrere Finger weggeholt hatte. Der Schreiner nahm über das Internet Kontakt zu einem Spezialisten auf, mit dem zusammen er eine künstliche Hand baute. Die Geschichte sprach sich herum, überall auf der Welt meldeten sich Menschen, denen eine Hand fehlte. Die beiden luden die Baupläne ins Internet, frei verfügbar für jeden. Für einige Hundert Dollar kann sich nun jeder eine Hand anfertigen lassen.

»Das ist die Pointe der Digitalisierung«, sagt Domscheit-Berg. »Ein Mensch muss nur einmal ein Problem für die Menschheit lösen, die digitale Gesellschaft sorgt dafür, dass diese Lösung überall verfügbar ist, und mit 3-D-Druckern kann dann jeder solche Dinge selbst herstellen.«

Das Problem am Kapitalismus sei, dass in dessen Logik der Erfinder der künstlichen Hand ein Patent anmelden und der Hersteller 10 000 Dollar pro Exemplar verlangen müsste. Mit dem Effekt, dass sich Millionen Menschen, die keine 10 000 Dollar haben, keine Hand leisten könnten.

An dieser Stelle ist Domscheit-Berg sehr für einen starken Staat oder eine starke Weltgemeinschaft. Irgendjemand muss ja bestimmen, was dem Gemeinwohl dient. »Entweder müssen wir dann enteignen oder entschädigen. Wir sagen: Du bekommst 50 Millionen Dollar auf einmal, aber dafür gehört deine Innovation der Welt.«

Was nutze schließlich die Möglichkeit, eine transplantierfähige Niere künftig mit 3-D-Druck günstig und für jeden herstellen zu können, wenn das Organ patentgeschützt sei und 100 000 Dollar koste, fragt Domscheit-Berg. Warum mache sich die



JESCO DENZEL / DER SPIEGEL

#### Abgeordnete Domscheit-Berg

»Warum trauen wir uns nicht?«

Gesellschaft eigentlich so klein und überlasse das Feld den menschenfreundlichen unter den Milliardären, fragt sie. Konkret: »Wenn sich ein Bill Gates aufmachen kann, die Malaria auszurotten, warum kann das die Weltgemeinschaft nicht?«

Man müsse sich nur trauen, eine Vision für die Zukunft zu entwickeln und eine konkrete Strategie daraus abzuleiten und umzusetzen. »Das Silicon Valley macht vor, dass es geht. Die Chinesen machen es vor. Warum trauen wir uns nicht?«

Der Staatskapitalismus in China sei natürlich ein unerträgliches, totalitäres System, sagt Domscheit-Berg. Aber er zeige, wie weit die Möglichkeiten der Steuerung gingen. Seit Jahren arbeitet China am sogenannten Social Credit System, einer Art Scoring-Programm, das bereits ab 2020 die Bürger in allem, was sie tun, bewerten soll. Schon lange war der Regierung klar, wie die Allgegenwart des Internets eine totale Überwachung möglich machen wür-



GERHARD LEBER / IMAGO

#### Soziologe Welzer

»Die Verhältnisse zum Tanzen bringen«

de. »Wenn die Chinesen so vorausschauend Politik machen können, dann heißt das, es ist möglich. Auch für andere Ziele, für demokratisch legitimierte, für die Umsetzung einer gemeinwohlorientierten, positiven Zukunftsvision. Man muss nicht alles den Märkten überlassen.«

#### Gibt es einen besseren Kapitalismus? Oder: Harald Welzer wünscht sich eine Politik der Sehnsucht.

Was also kommt nach dem Kapitalismus? Eine neue Epoche des Glücks, ein neuer Anlauf zu mehr Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit?

Die Antwort hängt davon ab, wie man die ökonomische Entwicklung der nächsten Jahre einschätzt. Kaum zu bezweifeln ist, dass sich die Trends, die den modernen Kapitalismus seit 200 Jahren kennzeichnen, verstärken werden. Die Digitalisierung ist ein Erzeuger enormer Ungleichheit. Sie begünstigt Monopole. Sie kann sehr wenige Menschen in sehr kurzer Zeit sehr reich machen. Und sie kann innerhalb weniger Jahre komplette Branchen umwälzen, Millionen Arbeitsplätze vernichten, die Gewichte des Welthandels verschieben.

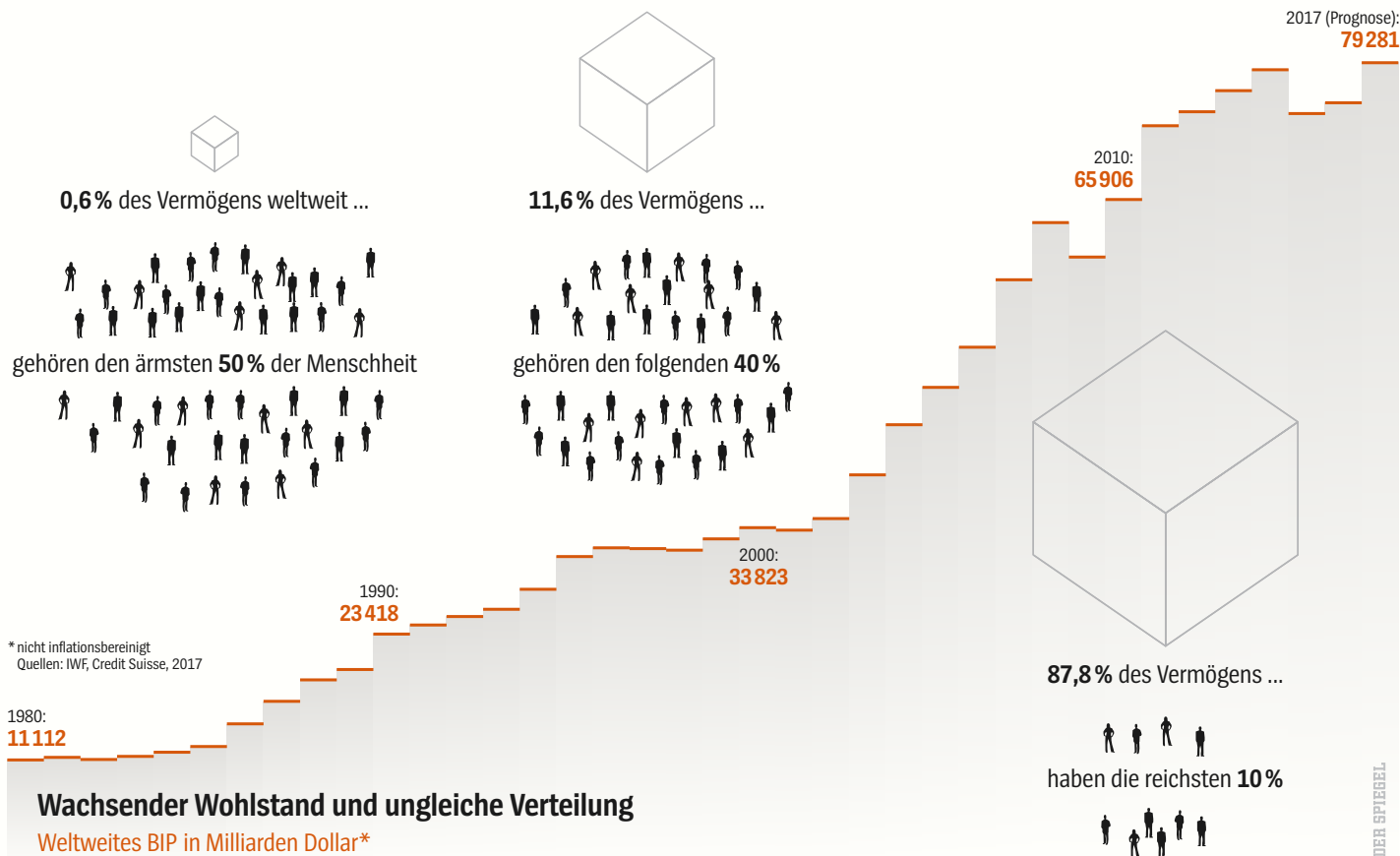
Ökonomisch sind das alles keine neuen Phänomene. Sie dürften sich allerdings in einem Tempo abspielen, das historisch neu ist. Und selbst wenn auf lange Sicht die Digitalisierung wieder mehr Arbeitsplätze schaffen würde, ist es unwahrscheinlich, dass diese neuen Jobs so schnell entstehen, wie die alten verschwinden.

Politisch interessant werden diese Umwälzungen, wenn die Zahl der Verlierer oder derer, die sich als künftige Verlierer sehen, nicht mehr bloß eine Minderheit bildet. Seit dem Brexit, Le Pen, der AfD und Donald Trump muss man kein Visionär sein, um zu ahnen, was dann anstünde (siehe auch das Gespräch mit dem Schriftsteller Alexander Schimmelbusch auf Seite 20).

Wahrscheinlich ist, dass es in den nächsten Jahren um Verteilung gehen wird. Um eine neue Verteilung von Arbeit, von Wohlstand, von Kapital. Von digitalen Renditen. Man spürt dies in den Wahlergebnissen überall in Europa voraus, zuletzt in Italien.

Ob diese Neuverteilung durch ein bedingungsloses Grundeinkommen geschehen wird, weiß niemand, sicher aber scheint, dass die Existenzsicherung neu organisiert und finanziert werden wird. Dass eine Gesellschaft, der die bezahlte Arbeit ausgehen sollte, neue Räume und neue Ideen für ein Leben – oder Lebensphasen – ohne viel bezahlte Arbeit bereithalten müsste.

Die entscheidende Frage ist nicht, ob das, was kommt, noch Kapitalismus heißt. Der Manchester-Kapitalismus vor 150 Jahren hat mit der heutigen sozialen Marktwirtschaft auch nicht mehr besonders viel



gemein. Entscheidend ist, ob es gelingt, neben der Sphäre des Leistungsethos, der ökonomischen Beschleunigung und des Konsums eine zweite gesellschaftliche Sphäre zu begründen, in der andere Werte gelten. Eine Sphäre der Solidarität, wie Kathrin Hartmann sie beschreibt. Eine Sphäre von Unternehmen, in denen die Arbeitnehmer auch Eigentümer sind, wie sie Hans-Werner Sinn empfiehlt. Eine Sphäre der Innovation ohne Eigennutz, wie sie Anke Domscheit-Berg vorschwebt. Eine Sphäre des abgesicherten Postkarrierismus, wie Richard David Precht sie denkt. Es wäre eine Gesellschaft, die den Kapitalismus nicht abschafft, sondern ergänzt.

Das hieße, die Dynamik des Kapitalismus, die Dynamik des Marktes und der Digitalisierung zu erhalten und zu nutzen, aber nicht mehr zum Selbstzweck zu erheben. Sondern, um Raum zu schaffen für neue Formen des Zusammenlebens, -arbeitens, -wirtschaftens.

Man könnte auch sagen: für Utopien.

Der Soziologe Harald Welzer sieht genau in diesen fehlenden Bildern einer positiven Zukunft das größte Problem der Gegenwart. »Der Kapitalismus«, sagt er, »hat alle Alternativen zu ihm zum Verschwinden gebracht, vor allem jede Alternative zum Prinzip des Wachstums. Diese Alternativen müssen wir aber entdecken, wenn wir als Menschheit überleben wollen.«

Es brauche Gegengeschichten, sagt Welzer, die verheißungsvoll seien, die nicht

bloß von dem handelten, worauf es zu verzichten gelte, sondern davon, was zu gewinnen sei. Das bedingungslose Grundeinkommen ist für ihn eine solche Gegengeschichte. Die autofreie Stadt. Eine Landwirtschaft ohne Tierquälerei.

Welzer stört, dass die Politik, dass die Parteien selbst kaum noch Zukunftsbilder hätten, die positiv sind. »Die gesamte Politik ist geprägt davon, den Status quo irgendwie zu reparieren. Es geht immer nur darum, Defekte zu beheben.«

Es sei kein Wunder, dass viele Menschen im Kommen nur eine Zeit sehen könnten, in der sie etwas zu verlieren haben – und dementsprechend wählen. Das Beste, was die Parteien anzubieten hätten, sei bloß »eine möglichst lange Verlängerung der Gegenwart, aber keine Zukunft«.

Man könne das an der politischen Rhetorik der vergangenen Jahre gut ablesen. Es sei dort immer die Rede davon, dass man »die Sorgen der Menschen« ernst nehmen müsse. So sorgenvoll sehe die Politik dann leider auch aus. »Was wäre«, sagt Welzer, »wenn sie endlich die Sehnsüchte der Menschen ernst nehmen würde?«

Und diese Sehnsüchte, meint er, gingen doch tiefer als nur bis zum nächsten Konsumwunsch.

Welzer beschreibt das heutige Verhältnis des einzelnen Menschen zur Ökonomie als »Unterwerfung«. Und der am wenigsten freie Mensch ist für Welzer ausgerechnet der Konsument. Er kaufe Dinge,

die er nicht brauche, ja oft nicht einmal mehr benutze, und verkomme so zum Warenzwischenlager zwischen Supermarkt und Müllkippe.

Eigentlich müsste dem dümmsten Konsumenten dämmern, dass in diesem Immer-Mehr kein Glück liege. Dass er dieses Immer-Mehr nicht bloß mit Geld, sondern letztlich mit seiner Lebenszeit bezahle, meint Welzer.

Doch wie kommt man in eine positive Zukunft? Durch Revolution?

Entscheidend sei nicht die eine besonders geniale Idee, eine wetterfeste Theorie, meint Welzer. Bestimmt brauche man keinen neuen Marxismus. Entscheidend sei eine soziale Bewegung, die wachse und stärker werde und die sich einig sei in dem Grundgedanken, der bestehenden Ökonomie und Alltagskultur etwas Neues entgegenzustellen. Lauter schöne neue Gegenwelten. Mikropolitische Strategie nennt er das.

Und dann zitiert er doch Marx: »Man muss die versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, dass man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt.«

Markus Brauck

Video  
**Das Experiment mit dem Grundeinkommen**

spiegel.de/sp192018kapitalismus  
oder in der App DER SPIEGEL





# »Relikt der Rambo-Kultur«

**SPIEGEL-Gespräch** Der Romanautor Alexander Schimmelbusch war Investmentbanker. Heute beklagt er das vulgäre Zurschaustellen von Reichtum.



Schriftsteller Schimmelbusch

GOETZ SCHLESER / DER SPIEGEL

*Solche Biografien gibt es selten. Alexander Schimmelbusch hatte in London und Frankfurt als Investmentbanker bei Credit Suisse und der UBS Karriere gemacht. Heute ist er Romanautor in Berlin und verarbeitet literarisch, was er in den Topetagen der deutschen Industrie erlebt hat. In »Hochdeutschland« (Tropen; 214 Seiten; 20 Euro) gewährt Schimmelbusch, Jahrgang 1975, Sohn des früheren Spitzenmanagers Heinz Schimmelbusch, Einblick in die Abgründe des Finanzkapitalismus – und des Populismus.*

**SPIEGEL:** Herr Schimmelbusch, haben Sie schon mal eine Flasche Rotwein für 2400 Euro getrunken?

**Schimmelbusch:** Zumindest habe ich sie nicht selbst bezahlt.

**SPIEGEL:** Victor, der Protagonist in Ihrem Buch, pflegt solche Angewohnheiten. Ist Ihnen ein ähnliches Verhalten in Ihrer Zeit als Investmentbanker aufgefallen?

**Schimmelbusch:** Natürlich. Es ging den Kollegen dabei aber nicht ums Angeben, sondern eher um die diebische Freude da-

ran, sich eine solche Flasche Wein tatsächlich bestellen zu können.

**SPIEGEL:** Warum sind Sie Investmentbanker geworden?

**Schimmelbusch:** Als ich 1998 in Washington mein Studium beendete, war ich 22 Jahre alt und hatte keine konkreten Pläne für die Zukunft. Zudem erlebten wir eine absolute Boomphase des Investmentbankings, sodass die Banken an den einschlägigen Universitäten sehr aggressiv rekrutierten. Es war schwer, ihnen zu widerstehen ...

**SPIEGEL:** ... und wahrscheinlich auch der Aussicht auf Reichtum. Wie viele Jahre brauchte ein Investmentbanker, um im Jahr eine Million Euro zu verdienen?

**Schimmelbusch:** Wer gut war, bei dem dauerte es vielleicht acht Jahre, der war dann ungefähr 30. Wir verdienten von Anfang an viel Geld, aber hatten gar keine Gelegenheit, es auszugeben. Die Bank zahlte ohnehin fast alles: die Pekingente vom Lieferservice oder die Zinsen für das Darlehen beim Kauf einer Wohnung. Es gab auch viele Annehmlichkeiten. Wir flogen zum Beispiel in der Businessclass, aber wenn die Reise länger als zehn Stunden dauerte, durften wir erster Klasse fliegen. Da ist natürlich so mancher 23-Jährige von London nach New York über Washington geflogen.

**SPIEGEL:** Steigt einem dieses Leben zu Kopf?

**Schimmelbusch:** Man ist viel zu müde, als dass ein Hochgefühl aufkommen könnte. Der Druck ist extrem, sogar unnötig hoch. Da kommt einer rein und sagt, bis Montag brauchen wir eine Hundert-Seiten-Präsentation für den Chef von RWE – und es ist Donnerstag. In London gab es in der Bank einen Wellnessbereich wie in einem Hotel. Da konnte man morgens um vier Uhr in die Sauna gehen, zwei Stunden schlafen und sich dann wieder an seinen Schreibtisch setzen. Die ersten zwei Jahre als Investmentbanker empfand ich als eine Art dystopisches Arbeitslager.

**SPIEGEL:** Warum üben Banken einen solchen Druck aus?

**Schimmelbusch:** Das ist sicher ein Relikt der Rambo-Kultur an der Wall Street in den Achtzigerjahren. Und dann ist es in der Branche eben zur Tradition geworden. Es hat aus Sicht der Bank ja auch Vorzüge: Man findet schnell heraus, wer belastbar ist.

**SPIEGEL:** Was hat Sie, abgesehen vom Geld, im Investmentbanking gehalten?

**Schimmelbusch:** Die bizarren Erfahrungen, die man dort machen konnte. Ich war im Bereich Fusionen und Übernahmen beschäftigt, und diese Dienstleistung kann nur ein Vorstand bestellen. Es war reizvoll für mich als junger Mensch, auf deutschen Vorstandsetagen Charakterstudien zu betreiben.

**SPIEGEL:** Sie stammen aus einer Managerfamilie, Ihr Vater war Chef der Metallgesellschaft. Sie hatten bereits eine Vorstellung davon, wie es in Konzernen zugeht.

**Schimmelbusch:** Mein Vater erzählte zu Hause immer viel von seiner Arbeit. Aber er ist Industrieller, kein Investmentbanker. Er hat auch keinen ungetrübten Blick auf den Finanzsektor.

**SPIEGEL:** Nach fünf Jahren sind Sie ausgestiegen. Warum?

**Schimmelbusch:** Die Arbeit hat mich nicht gequält, aber in mir auch keine Leidenschaft geweckt. Ich wollte das nicht ein



**Börse in Frankfurt am Main:** »Wie ein Sektenanhänger, der deprogrammiert worden war«

Leben lang machen. Wahrscheinlich wäre ich aber nicht so schnell davon weggekommen, wenn nicht meine Mutter schwer krank geworden wäre. Ich wollte die letzten Monate ihres Lebens mit ihr verbringen und kündigte deshalb von einem Tag auf den anderen. Mit ein bisschen Abstand war klar: Unter keinen Umständen würde ich damit wieder anfangen. Ich fühlte mich wie ein Sektenanhänger, der deprogrammiert worden war. Plötzlich war ich wieder ein Mensch.

**SPIEGEL:** Und Sie sind Schriftsteller geworden, was andere Fähigkeiten verlangt. Schon die Sprachwelten sind sehr unterschiedlich.

**Schimmelbusch:** Ist das so? Als Investmentbanker habe ich unzählige Präsentationen geschrieben, die alle schön und klar formuliert und überzeugend sein mussten. Ein britischer Vice Chairman meiner Bank hat in einer Rund-Mail sogar einmal die Frage gestellt, warum das schönste Englisch im ganzen Geschäftsbereich ausgerechnet aus der Tastatur eines Deutschen komme. Investmentbanking war meine Schreibschule.

**SPIEGEL:** Investmentbanker verdienen aber viel mehr Geld als Schriftsteller.

**Schimmelbusch:** Deshalb bin ich ja auch von Notting Hill nach Kreuzberg gezogen.

**SPIEGEL:** Sie haben vor »Hochdeutschland« drei andere Romane veröffentlicht. Warum verarbeiten Sie erst jetzt Ihre berufliche Vergangenheit?

**Schimmelbusch:** Ich wollte ein Buch über Populismus schreiben, und der Investmentbanker hat eine starke populistische Prägung. Er akquiriert Kunden, indem er ihnen genau das gibt, was sie wollen. Die Kunden wollen vom Investmentbanker hören, dass ihr Vorhaben nicht ein hanebüchener Plan, sondern naheliegend und sinnvoll ist.

**SPIEGEL:** Hat es Sie überrascht, dass die Figur des Victor so böse ausgefallen ist?

**Schimmelbusch:** Finden Sie ihn böse?

**SPIEGEL:** Ein Sympathieträger ist er nicht.

**Schimmelbusch:** Sympathieträger sind generell selten. In seiner Haltung zu seinem Beruf mag Victor ein wenig zynisch sein, aber das ist jeder Mensch bis zu einem gewissen Grad. In seinem Handeln jedenfalls ist Victor sehr demokratisch.

**SPIEGEL:** Oder populistisch? Er entwirft ein Manifest, darin fordert er eine Obergrenze für Vermögen bei 25 Millionen Euro, er will die Bildung verstaatlichen und den Sozialstaat ausbauen.

**Schimmelbusch:** Natürlich ist er ein Populist. Mein Buch ist ja eine sogenannte kontrafaktische Erzählung, also eine Spekulation darüber, wie das vergangene Wahljahr anders hätte verlaufen können. Und wenn eine unattraktive populistische Bewegung mit schauerlichem Personal schon 13 Prozent holen konnte, dann kann man ja das ungeheure Potenzial einer etwas intelligenteren populistischen Bewegung erahnen.

**SPIEGEL:** Warum hat sich das Potenzial der Populisten vergrößert?

**Schimmelbusch:** Der Graben der Bildungsbürger zum einfachen Volk ist viel breiter und tiefer geworden. Ich bin in Frankfurt am Main aufgewachsen, und vor 20 Jahren hatte ich nicht das Gefühl, dass ich massiv weit entfernt war von den Menschen, denen ich auf der Zeil begegnet bin. Das ist heute anders, wenn ich etwa in Berlin mit dem Fahrrad über den Alexanderplatz fahre und diese Verwahrlosung sehe. Armut und Reichtum manifestieren sich heute viel greller, viel vulgärer. Früher gab es zwischen dem Lehrerkind und dem Vorstandskind keinen harten Klassenunterschied, sie gehörten beide dem Bürgertum



# KRIEGER, KÜNSTLER UND DRUIDEN – DIE WELT DER KELTEN



208 Seiten mit Farbbildteil  
Gebunden mit SU • € 20,00 (D)  
Auch als E-Book erhältlich

Sie lebten im Mitteleuropa der Eisenzeit. Sie hinterließen prächtige Schätze und beeindruckendes Kunsthandwerk. Die Römer fürchteten ihre Krieger. Doch bis heute rätseln Forscher: Wer waren die Kelten? Wie lebten und an was glaubten sie? SPIEGEL-Autoren und Experten liefern neue Erkenntnisse über eine geheimnisvolle Kultur.

**DVA**  
www.dva.de

**SPIEGEL**  
BUCHVERLAG

**Titel**

an. Heute leben sie in völlig unterschiedlichen Welten.

**SPIEGEL:** Hat das auch etwas mit den enormen Managergehältern zu tun?

**Schimmelbusch:** Einige Tätigkeiten werden überbezahlt, dafür stehen viele andere Bildungsberufe finanziell unter immensen Druck. Das schafft eine willkürliche Verzerrung. Man sieht es auch am Konsum: Früher verhielten sich wohlhabende Deutsche anders. Wer einen 560er SEL fuhr, ließ natürlich die Typenbezeichnung weg. Heute zeigt sich jeder Zahnarzt gern in einem getunten Zuhälter-Mercedes. Das ist nicht mehr das Deutschland, in dem Victor aufgewachsen ist, das ja eher ein 230-E-Deutschland war. Am Mercedes-Design kann man im Übrigen sehr genau die Entwicklung unserer Gesellschaft nachzeichnen.

**SPIEGEL:** Victor meint, man müsse politisch handeln.

**Schimmelbusch:** Das Programm, das er formuliert, ist populistisch zugespitzt, aber keineswegs radikal. Es rührt nur an Wahrheiten, die oft verdrängt werden. Es kann zum Beispiel nicht gut gehen, wenn der chinesische Staat Hunderte Milliarden Euro in Zukunftsindustrien pumpt und deutsche Unternehmen mit privatwirtschaftlichen Mitteln konkurrieren sollen. Das wird nicht funktionieren.

**SPIEGEL:** Im Buch wird ein »Deutschland-Fonds« ins Spiel gebracht, ein nationaler Investmentfonds für Zukunftsindustrien.

**Schimmelbusch:** Andere Staaten haben so etwas schon lange, selbst kleine Wüstediktaturen wie Katar. Wenn sich China mit fast zehn Prozent an Daimler beteiligt, dann gilt dies als Ausdruck der freien Marktwirtschaft. Aber stellen Sie sich mal den Aufschrei vor, wenn der deutsche Staat bei Daimler eingestiegen wäre. Da hätten dem Christian Lindner von der FDP die Haare zu Berge gestanden. Dabei ist China ein Land, in dem sozusagen Millionen Menschen in Lagerhaft sitzen.

**SPIEGEL:** Es kann aber wohl kaum eine sinnvolle Strategie sein, wenn der deutsche Staat in alle Industrien einsteigt, an denen China Interesse zeigt?

**Schimmelbusch:** Warum denn nicht? An Volkswagen ist das Land Niedersachsen beteiligt. Die VW-Mitarbeiter werden auch deshalb relativ gut bezahlt. Dort sind doch eher die privaten Eigentümer das Problem, die Familien Piëch und Porsche.

**SPIEGEL:** Deutschland soll die eigenen Industrien abschotten, obwohl es selbst vom freien Handel erheblich profitiert. Ist das nicht opportunistisch?

**Schimmelbusch:** Es geht nicht um Handelsbeschränkungen, sondern um Investitionen für die deutsche Bevölkerung. Der Fonds sollte sich auch in der künstlichen



**Schimmelbusch, SPIEGEL-Redakteure\***  
»Minimalhürden des Linksseins«

Intelligenz engagieren und im Silicon Valley ein großes Büro eröffnen.

**SPIEGEL:** Also keine Angst vorm Staatskapitalismus?

**Schimmelbusch:** Natürlich sollte man das nicht wie in der DDR organisieren. Aber wenn so disparate Länder wie Kuwait oder Norwegen es schaffen, einen erfolgreichen Fonds aufzubauen, warum nicht Deutschland? An Daimler sind schon lange Staatsfonds beteiligt, das Unternehmen hat nicht darunter gelitten.

**SPIEGEL:** Sollte der Staat eingreifen, um die Höhe der Managergehälter zu begrenzen, wie es Victor im Manifest vorschlägt?

**Schimmelbusch:** Tatsächlich möchte Victor eine Vermögensobergrenze einführen. Aber ich bin nicht Victor, und ich habe kein Sachbuch geschrieben. Victor ist ein Populist, dessen Handeln darauf ausgerichtet ist, in der aktuellen Situation in Deutschland Erfolg bei den Wählern zu haben. Die Obergrenze ist das, was ich eine 80-Prozent-Forderung nenne. In einem Referendum würden sie wahrscheinlich 80 Prozent der Bürger unterschreiben. Sie ist zudem eine perfide Forderung, da es kaum möglich ist, öffentlich gegen sie zu argumentieren.

**SPIEGEL:** Praktisch hätte eine solche Forderung keine Chance, verwirklicht zu werden.

**Schimmelbusch:** Sicher ist die Grenze verfassungsrechtlich problematisch, sie berührt Eigentumsrechte. Aber bei populistischen Forderungen geht es vor allem darum, den jeweiligen Adressaten aus der Seele zu sprechen. Wie Donald Trump mit seiner Mauer, die angeblich die Mexikaner bezahlen werden. Das Handwerk der Umsetzung muss der Roman nicht klären.

**SPIEGEL:** Man darf Sie als einen Linken bezeichnen?

**Schimmelbusch:** Wahrscheinlich schon. Die Gesellschaft sollte eine gewisse Balance aufweisen, der Staat sollte in der Wirtschaft eine Rolle spielen: Solche Minimalhürden des Linksseins überspringe ich spielend.

**SPIEGEL:** Waren Sie schon links, als Sie noch als Banker gearbeitet haben?

**Schimmelbusch:** Ich empfand es jedenfalls schon damals als unangenehm, wenn sich junge Kollegen über ihren Steuersatz beschwert haben.

**SPIEGEL:** Herr Schimmelbusch, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

\* Alexander Jung und Markus Brauck in Berlin.



Der Opel SUV

# CROSSLAND X

- Automatische Gefahrenbremsung mit Fußgängererkennung
- 180-Grad-Panorama-Rückfahrkamera
- Innovative LED-Scheinwerfer



Jetzt Probe fahren!

Die genannten Ausstattungen sind teilweise optional bzw. in höheren Ausstattungslinien verfügbar.  
Abb. zeigt Sonderausstattung.



DIE ZUKUNFT GEHÖRT ALLEN



# Deutschland

»Die Situation heute ist schlimmer als im Kalten Krieg.« ► S. 28



STEFAN PUCHNER / DPA

Polizeieinsatz in Landeserstaufnahmeeinrichtung im baden-württembergischen Ellwangen

Abschiebungen

## »Nicht angetroffen«

Die Zahl der ausreisepflichtigen Westafrikaner ist bundesweit stark angestiegen.

● Aktuelle Zahlen aus Baden-Württemberg lassen erkennen, wie schwer es den Behörden fällt, ausreisepflichtige Ausländer abzuschieben. Laut der Jahresstatistik 2017 des Regierungspräsidiums Karlsruhe standen 3450 vollzogenen Abschiebungen 2005 Abschiebeversuche gegenüber, die daran scheiterten, »dass die Betroffenen nicht angetroffen werden konnten«. Gewaltvoller Widerstand wie diese Woche in der schwäbischen Landeserstaufnahmeeinrichtung (LEA) Ellwangen ist indes selten, laut Innenminister Thomas Strobl (CDU) werden nur »in Einzelfällen durch derartige Solidarisierungen von Flüchtlingen Abschiebungen verhindert«. Von den 3450 Abschiebungen erfolgten lediglich 538 aus einer LEA. In Ellwangen stammen mehr als die Hälfte der 492 Flüchtlinge aus Westafrika, mehr als ein Viertel

allein aus Nigeria. Laut einem Lagebild aus dem Bundesinnenministerium hat sich die Zahl ausreisepflichtiger Nigerianer im vergangenen Jahr von knapp 2940 auf 6540 mehr als verdoppelt. Abgeschoben wurden im selben Zeitraum 602 Männer und Frauen aus Nigeria, die meisten in diejenigen EU-Länder, die nach den Dublin-Regeln für ihr Asylverfahren zuständig sind.

Auch unter Guineern und Ghanaern ist die Zahl der Ausreisepflichtigen zuletzt deutlich gestiegen. Ohne Zwang gehen offenbar nur wenige abgelehnte Asylbewerber aus Westafrika in ihre Heimat zurück. »Die Angebote der geförderten freiwilligen Rückkehr werden nach wie vor nur in geringem Umfang in Anspruch genommen«, heißt es in dem Lagebild des Bundesinnenministeriums. FRI, WOW

Sicherheitsgewerbe

### Steuerbetrug mit Subunternehmen

● Der rasant wachsende Markt für private Wach- und Sicherheitsdienste lädt offenbar zum Betrug am Fiskus ein. Hessische Steuerfahnder stoßen in der Boom-Branche – rund acht Milliarden Euro Jahresumsatz – auf eine Betrugsmasche, die an die berüchtigten Umsatzsteuerkarusselle

erinnert. Aufträge, sei es zur Bewachung von Klubs, Volksfesten oder Flüchtlingsunterkünften, werden danach von Sicherheitsfirmen häufig an eine unüberschaubare Kette von hintereinandergeschalteten Subunternehmen weitergeleitet. Am Ende der Kette stellt ein Unternehmer eine fingierte Rechnung mit dem Steuerbetrag für die erbrachte Dienstleistung aus, führt die Steuer jedoch nicht an den Fiskus ab. Für das Finanzamt seien die letzten Glieder der verschachtelten Kette oft nicht mehr

greifbar, klagen Fahnder. Hessens Finanzminister Thomas Schäfer (CDU) fordert jetzt in einem Brief an Bundesfinanzminister Olaf Scholz (SPD) sowie an seine Länderkollegen Maßnahmen gegen das Betrugsmodell. Denkbar sind Verfahren, die bei Umsatzsteuerkarussellen oder auch in der Baubranche Erfolg zeigen. Durch eine Rechtsänderung könnte grundsätzlich der Leistungsempfänger oder der erste Auftragnehmer für die Steuerschuld verantwortlich gemacht werden. MAB

Behörden in Bayern

## Kreuz und quer

● In den Foyers aller bayerischen Dienstgebäude sollen laut Anordnung des Innenministeriums Kreuze hängen – auch in Schulen und Gerichten, in denen es oft bereits in anderen Räumen Kreuze gibt. Ein neuer Paragraph 28 in der »Allgemeinen Geschäftsordnung für die Behörden des Freistaates Bayern« gibt dazu die Anweisung: »Im Eingangsbereich eines jeden Dienstgebäudes ist als Ausdruck der geschichtlichen und kulturellen Prägung Bayerns gut sichtbar ein Kreuz anzubringen.« Beschaffen sollen die Dienststellen die neuen Kreuze selbst, etwaige Vorschriften zu Größe oder Material wurden bisher nicht erlassen.

Neben der neuen Weisung sollen die existierenden Regeln für Klassenzimmer und Gerichtssäle weiter gelten. Bayerischem Recht zufolge müssen sich Schulleiter um eine »gütliche Einigung« mit Eltern bemühen, wenn diese gegen ein Kreuz im Klassenraum protestieren. Gelingt dies nicht, ist »eine Regelung zu treffen, welche die Glaubensfreiheit des Widersprechenden achtet«. Der Passus folgt dem Kruzifixurteil des Bundesverfassungsgerichts von 1995 und gilt für Grundschulen, Mittelschulen und Förderzentren. Für die Gerichtssäle empfiehlt die Oberste Baubehörde Bayerns abnehmbare Kreuze. Fühlt sich ein Prozessbeteiligter durch das Christus-Symbol gestört, kann er vom Gericht verlangen, dass es entfernt wird. FRI



KARL-JOSEF HILDENBRAND / DPA

Kreuz in einer Schule im bayerischen Kaufbeuren

Europa

## Union streitet über Sanktionen

● Zwischen CDU und CSU ist ein Streit um die Frage entbrannt, ob die Europäische Union Mitgliedstaaten finanziell bestrafen soll, wenn diese rechtsstaatliche Prinzipien missachten. Florian Hahn, europapolitischer Sprecher der CSU-Landesgruppe im Bundestag, weist einen entsprechenden Vorschlag von EU-Kommissar Günther Oettinger zurück. »Es ist immer problematisch, wenn wir in Europa mit Bestrafung arbeiten«, findet Hahn. »Besser wäre es, Anreize zu setzen. Im Übrigen wäre es gut, wenn wir erst einmal bestehende Sanktionsmöglichkeiten ausschöpfen – zum Beispiel bei Verstößen gegen die Stabilitätskriterien des Euro.« Dagegen begrüßt der Vorsitzende des Europaausschusses im Bundestag, Gunther Krichbaum (CDU), den Brüsseler Vorstoß. »Oettingers Vorschläge gehen absolut in die rich-

tige Richtung«, so Krichbaum. »Schließlich hat sich jeder Staat, der einst der EU beitrug, zur Einhaltung rechtsstaatlicher Prinzipien verpflichtet. Es wird Zeit, dass wir dies ernst nehmen.« Oettinger hatte vorgeschlagen, bei der Vergabe von Fördergeldern die Rechtsstaatlichkeit in den Empfängerländern zu berücksichtigen. In Brüssel wird etwa der polnischen Regierung vorgeworfen, die Justiz politischer Kontrolle zu unterwerfen. RAN



WIKTOR DABKOWSKI / DPA

Oettinger

Bürgerbeteiligung

## Merkel imitiert Macron

● Proeuropäische Verbände werfen Kanzlerin Angela Merkel vor, ihr Interesse an einem Dialog mit den Bürgern über die Zukunft der Europäischen Union nur vorzuschützen. Die Kritik zielt auf die geplanten »Bürgerdialoge«, die Merkel am Montag in einer Berliner Schule starten will. Die Idee stammt von Frankreichs Präsident Emmanuel Macron, der mit Bürgerkonventen die europäische Idee wiederbeleben will. Die Europäische Bewegung Deutschland (EBD), das größte Netzwerk für europapolitische Interessen hierzulande, hatte der Bundesregierung Kriterien für einen Dialog auf Augenhöhe mit den Bürgern vorgeschlagen, die offenbar bei der Planung der Veranstaltungen nicht berücksichtigt wurden. »Die notwendige öffentliche Debatte zur Zukunft Europas darf durch halberzige und PR-orientierte Bürgerdialoge nicht für Europafrust sorgen«, warnt EBD-Präsident Rainer Wend, vormals Bundestagsabgeordneter der SPD. »Es braucht Kriterien für alle Veranstaltungsformate, damit daraus keine reine PR-Nummer der Regierung wird«, fordert Manuel Gath, Vorsitzender der Jungen Europäischen Föderalisten. »Showveranstaltungen helfen nicht weiter«, so Frank Burgdörfer vom Verein »Citizens of Europe«. csc

Terrorismus

## Verdachtsfälle haben sich in NRW fast verdoppelt

● Die nordrhein-westfälische Polizei muss immer mehr Hinweisen zu möglichen Terrorverdächtigen nachgehen. Wie aus einem Dokument des Staatsschutzes hervorgeht, bearbeiteten die Beamten 2017 knapp 14 000 sogenannte Prüffälle zu islamistischem Terrorismus, so viele wie nie zuvor. 2014 waren es noch rund 7400 Fälle. Bei den Vorgängen handelt es sich etwa um Hinweise von Nachbarn, die im Umfeld eine Radikalisierung wahrgenommen haben wollen. Auch der Attentäter vom Berliner Breitscheidplatz, der Tunesier Anis Amri, war zunächst ein solcher Prüffall: Ein Mitbewohner in seiner Flüchtlingsunterkunft in Emmerich hatte verdächtige Bilder auf Amris Mobiltelefon gesehen und dies gemeldet. Staatsschützer beklagen, dass sie der Flut der Tipps kaum noch Herr werden. Die Mehrheit der Prüffälle erweist sich als strafrechtlich nicht relevant. JDL



Trinkwasser

## Böses Blut

● Bayerns SPD unterstellt Ministerpräsident Markus Söder (CSU), die Aufklärung eines Umweltskandals im Landkreis Altötting absichtsvoll zu verschleppen. In Altötting haben Bürger möglicherweise seit Jahrzehnten über das Trinkwasser die ab 2020 weitgehend verbotene Chemikalie Perfluorooctansäure (PFOA) aufgenommen. Bis April gaben rund 1000 Alt-

öttinger freiwillig Blutproben ab, die Ergebnisse sollen nach Auskunft des Landratsamts aber erst im Herbst 2018 vorliegen. Der SPD-Umweltexperte Florian von Brunn rügt diesen Zeitplan scharf: »Die betroffenen Menschen wollen schnell Klarheit. Eine Veröffentlichung erst nach der Landtagswahl akzeptieren wir nicht. Beim Hausarzt liegen die Ergebnisse innerhalb von nur 14 Tagen vor.« Das Landratsamt Altötting begründet die lange Auswertungsphase



Greenpeace-Protest gegen Verunreinigung der Alz 2006

mit der aufwendigen Chemie-Analytik »einschließlich von Mehrfachmessungen und Plausibilitätsprüfungen«. PFOA

wird etwa bei der Herstellung von Teflonpfannen verwendet und gelangte im Kreis Altötting über den Chemiepark Gendorf ins Grundwasser. Bekannt wurde der Skandal bereits 2006, als Söder bayerischer Umweltminister war. Die Chemikalie steht im Verdacht, Hoden- und Nierenkrebs auszulösen. Die Übertragung der Chemikalie von Mutter zu Kind während der Schwangerschaft und der Stillzeit hält das Umweltbundesamt für besonders kritisch. AKI

Umwelt

## Die Müllnation

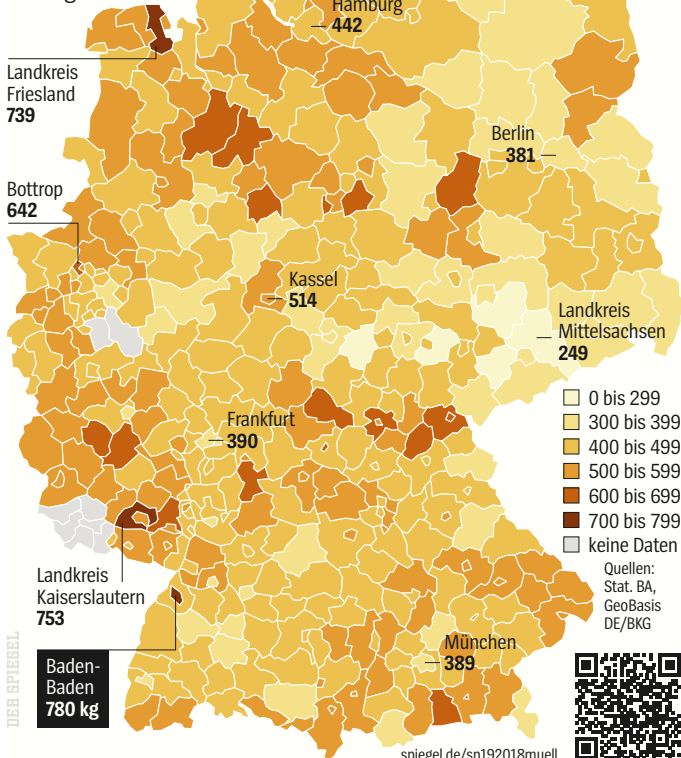
● Die Abfallkarte zeigt auf Basis neuer Daten vom Statistischen Bundesamt das Hausmüll-Aufkommen: Der meiste Unrat fällt in Baden-Baden an mit 780 Kilogramm pro Kopf im Jahr 2016. Sieger im Müllvermeiden ist der Landkreis Mittelsachsen mit 249 Kilogramm. Der Kreis führt das auf Wertstoffhöfe und Holzrecycling zurück.

Die Vergleichbarkeit der Kreise stößt jedoch an Grenzen, weil die Kommunen unterschiedliche Daten melden – einige rechnen etwa Gewerbeabfälle mit hinein. Möglicherweise sind also Landkreise, die auf der Müllkarte gut abschneiden, nicht so grün, wie sie scheinen.

Wie viel Abfall bei Ihnen anfällt, verrät Ihnen die Graphic-Story »Endlich müllfrei« im digitalen SPIEGEL – oder Sie scannen den QR-Code. RED

### Hausmüll-aufkommen

pro Kopf 2016, in Kilogramm



Bouffier, Kretschmann

Dieselskandal

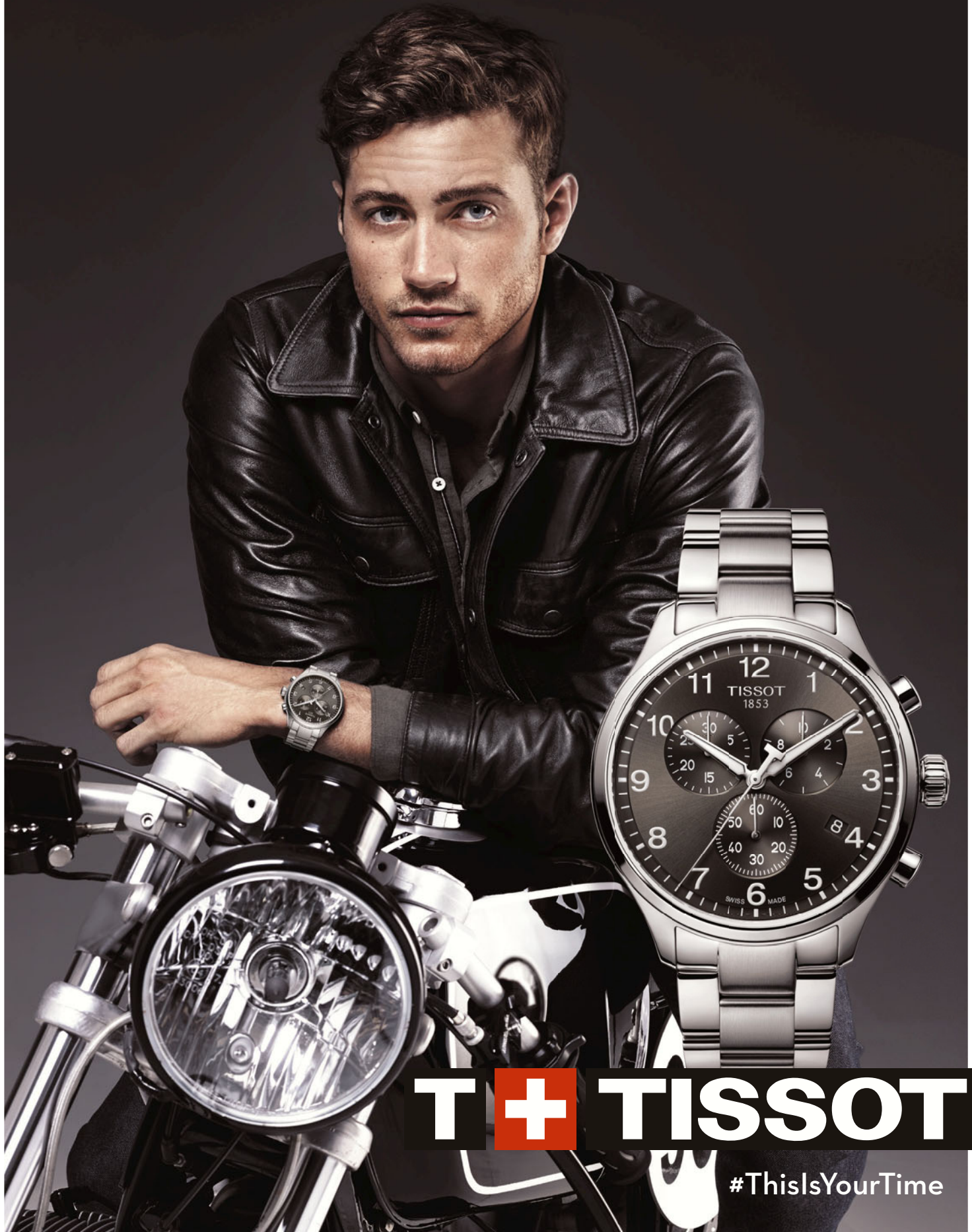
## Länder fordern Milliardenbuße

● Zwei Bundesländer verlangen von Bundesverkehrsminister Andreas Scheuer (CSU), hohe Bußgelder gegen Autokonzerne zu verhängen: das grün-schwarz regierte Baden-Württemberg mit Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Grüne) sowie das schwarz-grün geführte Hessen mit Volker Bouffier (CDU). Dem entsprechenden Votum der Länder haben sich auch der Verbraucherzentrale Bundesverband und die Deutsche Umwelthilfe angeschlossen. Würde der Verkehrsminister der Forderung nachkommen, könnten sich die Strafen für die Hersteller in Milliardenhöhe addieren. Die Manipulation von Autos darf laut einer EU-Verord-

nung mit bis zu 5000 Euro Bußgeld pro Fahrzeug geahndet werden. VW, Porsche und Opel haben mit einem Softwaretrick dafür gesorgt, dass die Abgasgrenzwerte in etlichen ihrer Dieselfahrzeuge nur auf dem Prüfstand eingehalten werden. Von dieser Manipulation sind in Deutschland Millionen Fahrzeuge betroffen.

Die Länder wollen die Bußgeldeinnahmen zur Finanzierung der Nachrüstung von Dieselfahrzeugen nutzen. »Mit den vereinbarten Bußgeldern könnten wirtschaftlich schwächere Halter bei der Absenkung (Befreiung) des halterseitigen Kostenanteils von Hardware-Nachrüstmaßnahmen unterstützt werden«, heißt es im Länderpapier. Bislang lehnt Verkehrsminister Scheuer Hardware-Nachrüstungen ab: Sie seien zu kostspielig. GT

TISSOT CHRONO XL.  
MIT 45 MM GEHÄUSE.



T  TISSOT

#ThisIsYourTime

TISSOTWATCHES.COM  
TISSOT, INNOVATORS BY TRADITION



# Der Riss

**Außenpolitik** Zwischen Kriegsangst und Russlandromantik pflegen die Deutschen ein emotionales Verhältnis zur Großmacht im Osten. Doch was ist ein vernünftiger Umgang mit Putins Reich? Seit Minister Maas eine härtere Tonart gegenüber Moskau angeschlagen hat, streitet Deutschland wieder.

**A**m vergangenen Sonntag sitzt der Pianist Justus Frantz in seiner Villa im Hamburger Stadtteil Pöseldorf und sinniert laut über die Deutschen und deren Verhältnis zu Russland. Der neue deutsche Außenminister, der Herr Maas, sagt Frantz, erinnere ihn manchmal an Helmuth von Moltke, den kriegsbereiten Chef des preußischen Generalstabs zu Beginn des Ersten Weltkriegs.

»Verantwortungslos« findet Frantz die neue, härtere Tonlage des Ministers. Leichtfertig gehe der Herr Maas mit Russland um, setze immer noch eins drauf. »Diese Generation weiß eben nicht mehr, was Krieg ist.«

Für Frantz ist Russland ein Lebensthema, zu Hause spricht der 73-Jährige, der mit der russischen Geigerin Ksenia Dubrovskaya verheiratet ist, abwechselnd Deutsch und Russisch. Aber schon lange bevor er seine Frau kennenlernte, war Frantz überzeugt, dass es eine besondere Nähe gebe zwischen der deutschen und der russischen Kultur. »Die Epik der russischen Musik findet sich nur noch in der Epik der deutschen Musik wieder, weder in der französischen, der englischen noch der amerikanischen«, schwärmt er.

Russland begleitete den Musiker während seiner gesamten Karriere. Als junger Pianist lernte er 1974 bei einem Soloauftritt in Moskau Dmitrij Schostakowitsch kennen. Ende der Achtzigerjahre gründete er die Deutsch-Sowjetische Junge Philharmonie, und in den Neunzigern lernte er den aufstrebenden Vizebürgermeister von Sankt Petersburg kennen. Sein Name: Wladimir Putin.

»Ein kultivierter Mann«, sagt Frantz, man unterhielt sich über Mozart, über die »Zauberflöte« und die deutsche Kultur.

Sicher, in Russland würden Menschenrechte verletzt. »Aber die größte Menschenrechtsverletzung wäre es, wenn es zu einer neuen kriegesischen Auseinandersetzung zwischen Russland und dem Westen käme.«

Frantz hat einen Aufruf gestartet, den auch Ex-Außenminister Sigmar Gabriel unterzeichnete. Es sei notwendig, »den Antagonismus von Provokation und Gegenprovokation, Verdächtigung und Beschuldigung, Drohung und Gegendrohung,

von Sanktionen und Gegensanktionen zu durchbrechen«, heißt es darin.

Justus Frantz steht stellvertretend für vieles, was das besondere Verhältnis zwischen Deutschen und Russen ausmacht: Kriegsangst und kulturelle Nähe, Russlandromantik und die Sehnsucht nach Völkerfreundschaft, gegenseitige Faszination und der Mythos, dass sich die rationalen

Deutschen und die russische Seele kongenial ergänzten.

Deutsche und Russen, das war schon immer eine besondere, eine besonders emotionale Beziehung. So absurd es scheint: Der Weltkrieg hat Deutsche und Russen nicht entfremdet, sondern verbunden, bis tief in die Familiengeschichten hinein. Keine andere Nation begrüßte den



Aufbruch unter Gorbatschow zum Ende der Sowjetunion so enthusiastisch wie die deutsche, vielleicht ist deshalb jetzt auch die Enttäuschung besonders groß, dass die Distanz wieder wächst.

Kein Wunder also, dass der veränderte Ton des neuen Außenministers für Debatten sorgt. Maas hatte im Gespräch mit dem SPIEGEL (16/2018) konstatiert, Russland agiere »zunehmend feindselig«. Er sprach sich gegen den schrittweisen Abbau von Sanktionen aus, den seine Vorgänger befürwortet hatten, und forderte, dass der Westen in Syrien »den Druck auf Russland erhöht«. Viele im Westen hätten, so Maas, die »Nase voll« von Russlands Politik.

Dabei ist die Lage angespannt genug. Zum ersten Mal seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat Berlin russische Diplomaten ohne Spionageverdacht ausgewie-

sen, eine Strafaktion nach dem Giftgasanschlag gegen den Ex-Agenten Sergej Skripal. In den vergangenen Jahren hat Deutschland Sanktionen verhängt, seine Verteidigungsausgaben erhöht und im Rahmen der Nato Truppen im Baltikum stationiert. Es sind Versatzstücke einer Eindämmungspolitik, gleichzeitig will man mit Russland im Gespräch bleiben. Man müsse, heißt es immer wieder, mit Russland reden.

Doch während alle vom Reden reden, schlittern Russland und der Westen tiefer in die Krise. »Die Situation heute ist schlimmer als im Kalten Krieg«, sagt Sergej Netschajew, Moskaus neuer Botschafter in Berlin. Es herrschen Misstrauen und tiefes Unverständnis. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier warnt vor einer »galoppierenden Entfremdung« zwischen Russland und dem Westen.

Die neue Tonlage des Außenministers kommt in Moskau naturgemäß nicht gut an. »Wir haben Probleme mit der Tonalität der Äußerungen einiger Politiker«, sagt Botschafter Netschajew diplomatisch. »Wir hören da Worte, die es nie gab in der Lexik der deutsch-russischen Beziehungen, Worte wie ›Gegnerschaft‹ und ›feindselig‹.«

Selbst unter den Russlandkritikern der Union ist man nicht glücklich über die Verbalattacken des Ministers. »Man sollte das Gespräch mit Russland nicht unnötig erschweren«, sagt der CDU-Außenpolitiker Norbert Röttgen. »Da die Sache ernst genug ist, sollten wir auf sprachliche Verschärfungen verzichten.«

Was also tun? Die russische Frage ist längst keine akademische Übung außenpolitischer Zirkel mehr. Seit die AfD das Thema für sich entdeckt hat, kann diese Frage Wahlen entscheiden, vor allem im Osten.

Wie umgehen mit Russland?

Ein Riss geht durch Deutschland zwischen Ost und West, auch zwischen Russlandverstehern und Russlandkritikern. Der Riss geht mitten durch die Volksparteien, die SPD vor allem, aber auch durch die Union, sogar die Liberalen sind gespalten. Die Russlandfrage hat die Grenzen der Parteipolitik verlassen.

Auf der einen Seite stehen Kanzlerin Angela Merkel, große Teil der CDU, der Grünen, Außenminister Heiko Maas, Vizekanzler Olaf Scholz, FDP-Chef Christian Lindner. Sie setzen auf deutliche Kritik, Härte bei den Sanktionen, das Aufzeigen von Grenzen.

Auf der anderen Seite stehen viele Sozialdemokraten, Steinmeier etwa, Ex-Außenminister Gabriel, ein Großteil der CSU, allen voran Parteichef Horst Seehofer, Nordrhein-Westfalens Ministerpräsident Armin Laschet, FDP-Vize Wolfgang Kubicki. Sie betonen Dialog, wollen Sanktionen abbauen, Putin vielleicht wieder aufnehmen in den Kreis der G7.

Und dann sind da noch Linkspartei und AfD, die einen gänzlich unkritischen, bewundernden Blick auf Russlands autoritäres Herrschaftsmodell pflegen.

Die einen sagen: Putin verschiebt Grenzen in Europa, er destabilisiert die Ukraine, will die EU spalten, führt einen verdeckten Cyberkrieg gegen den Westen.

»Der Westen hat auch Fehler gemacht«, sagen die anderen. Sie betonen Deutschlands historische Verantwortung gegenüber Russland. Sie verlangen Realismus: Man werde sich mit Russland verständigen müssen.

Naiv sei das, sagen die einen, »Putin versteht nur eine Sprache der Stärke«. »Kriegs-



MARKUS SCHREIBER / AP

## Gegenspieler Putin, Merkel

»Schlimmer als im Kalten Krieg«



## Deutsche Streitpunkte im Verhältnis zu Russland



Russischer Patriot auf der Krim

**Ukraine/Krim** Viele Sozialdemokraten, ostdeutsche Regierungschefs, aber auch führende CSU-Politiker fordern ein Ende der Sanktionen, die nach der Annexion der Krim gegen Russland verhängt wurden.



Verladung von Röhrenbauteilen

**Ostseepipeline** Das Projekt Nord Stream 2 soll direkte Gaslieferungen nach Deutschland ermöglichen – ohne Transit durch Anrainerstaaten. Während die SPD-Spitze das Vorhaben unterstützt, äußert Angela Merkel inzwischen Vorbehalte.



Netzkriegübung der Nato

**Cyberwar** Als mutmaßliche Urheber der Angriffe auf das Netzwerk des Deutschen Bundestags gelten Hackergruppen russischer Herkunft. Ob diese Verbindungen zum russischen Geheimdienst haben, ist umstritten.



Mutmaßliches Giftgasopfer

**Syrien** Putins Intervention in Syrien wurde anfangs auch von einigen deutschen Politikern, etwa von Armin Laschet (CDU), begrüßt. Mutmaßliche Giftgasangriffe des Assad-Regimes belasten aber längst das deutsch-russische Klima.

treiber«, sagen die anderen. Und: Russland sei mehr als Putin.

**Der Einzug ins Auswärtige Amt** ist für jeden neuen Minister eine Herausforderung. Einerseits lebt die deutsche Außenpolitik von Kontinuität und Verlässlichkeit, andererseits will sich jeder Neue gern ein wenig profilieren. Das gilt auch für Heiko Maas.

Auf der Suche nach einem Thema, um sich von seinen Vorgängern Steinmeier und Gabriel abzusetzen, fiel Maas' Wahl ausgerechnet auf Russland.

Moskau bot durch den Fall Skripal und seine Rolle im Syrienkrieg genug Anlass für eine schärfere Tonlage, zudem schienen die Beziehungen zwischen dem Westen und Moskau bereits auf einem Tiefpunkt angelangt, das Risiko eines außenpolitischen Schadens also begrenzt.

Doch Maas hatte die Sensibilität des Themas unterschätzt, vor allem für seine eigene Partei. Selbst jene, die sich Maas schon früh als Außenminister vorstellen konnten, zeigen sich intern irritiert: Wie kommt ein Mann vom linken Flügel der

SPD dazu, auf stärkere Abgrenzung zu Moskau zu setzen?

Sogar im Kanzleramt war man erstaunt über den neuen Minister, verwundert erkundigten sich Merkel und ihre Leute in Gesprächen mit Sozialdemokraten, was ihren Außenminister treibe.

Unter den Außenpolitikern in der SPD-Fraktion gibt es Verärgerung, weil Maas sie in seine Kursänderung nicht eingebunden hat. Eine Präsidiumssitzung geriet kürzlich zu einem kleinen Tribunal. Die Ministerpräsidenten Stephan Weil aus Niedersachsen und Manuela Schwesig aus Mecklenburg-Vorpommern warnten vor einer Rebellion der Parteibasis. Der Minister selbst war nicht anwesend – man verständigte sich darauf, das Thema bei der nächsten Vorstandssitzung zu klären.

Inzwischen bemühen sich beide Seiten um Schadensbegrenzung: »Ich bin zu Russland in guten Gesprächen mit Heiko Maas«, sagt Schwesig. Man sei sich einig, dass der Dialog mit Russland fortgeführt, aber auch Kritik angesprochen werden müsse. »Es geht um die Frage, was man stärker betont, Kritik oder Dialog.«

Schwesig führt die Maas-Kritiker in der SPD an. Seit sie im vergangenen Sommer Ministerpräsidentin von Mecklenburg-Vorpommern wurde, hat sie die Beziehungen zu Russland zu ihrem Thema gemacht. Die erste Auslandsreise wenige Wochen nach Amtsantritt führte sie mit einer großen Wirtschaftsdelegation nach Sankt Petersburg, ein Statement.

Schwesig hat Russisch in der Schule gelernt, hatte es sogar als Abiturprüfungsfach. Als der sächsische Ministerpräsident Stanislaw Tillich im Dezember 2017 zurücktrat, übernahm sie im Bundesrat den Vorsitz der Deutsch-Russischen Freundschaftsgruppe. Doch sie wehrt sich gegen den Vorwurf, die Ostdeutschen sähen Putin unkritisch.

»Niemand ist naiv, und niemand schätzt Putin falsch ein«, sagt Schwesig. Der Vorwurf werde den Ostdeutschen gern gemacht, nach dem Motto: »Die Ostdeutschen haben zu lange mit den Russen hinter der Mauer gelebt.« Aber, so Schwesig, »die Ostdeutschen sind nicht naiv, nur weil es früher die deutsch-sowjetische Freundschaft gab«.

Maas' Kritiker halten den neuen Kurs nicht nur außenpolitisch für gefährlich.

»Das Thema Russland treibt die Menschen um«, sagt Schwesig. Sie werde sehr viel von Bürgern angesprochen. »Die Leute sind alarmiert, sie machen sich Sorgen.«

Stephan Weil hat aufmerksam eine aktuelle Forsa-Umfrage studiert, wonach 94 Prozent der Bundesbürger gute Beziehungen zwischen Russland und Deutschland wichtig sind. Eine härtere Gangart in der Russlandpolitik halten 68 Prozent der Bürger für falsch, unter SPD-Mitgliedern sind es sogar 81 Prozent. Er könne in der SPD wenig Neigung dafür erkennen, die Ostpolitik im Grundsatz zu ändern, sagt Weil.

Der Ministerpräsident verfolgt dabei auch wirtschaftliche Interessen. Für Volkswagen ist der russische Markt sehr wichtig. Aber aufgeladen ist die Debatte in der SPD vor allem deshalb, weil sie einen Kern sozialdemokratischer Überzeugungen berührt: Willy Brandts Ostpolitik. »Ich halte den neuen Kurs für die SPD für nicht gut, Entspannungspolitik gehörte zu unserem Markenkern«, sagt Matthias Platzeck, ehemaliger brandenburgischer Ministerpräsident und Vorsitzender des Deutsch-Russischen Forums.

Maas' Rhetorik, so sehen es seine Kritiker, passe nicht zu dieser Tradition. Sie passe auch nicht zur Sehnsucht großer Teile der SPD, sich wieder als Friedenspartei zu profilieren. Doch Parteichefin Andrea Nahles und Vizekanzler Olaf Scholz stützen Maas ausdrücklich, der Außenminister hat den Umgang mit Moskau eng mit den beiden abgestimmt.

Im Maas-Lager sieht man den Streit mit Unverständnis. »Wer die destruktive Rolle Russlands in Syrien, den Bruch des Völkerrechts auf der Krim oder die gezielte Desinformationspolitik des Kreml kritisiert, sieht sich häufig mit der Forderung konfrontiert, endlich zur Ostpolitik Willy Brandts zurückzukehren«, sagt Staatsminister Niels Annen. Dabei werde übersehen, dass die feste Verankerung Deutschlands im Westen die Grundlage für die Politik von Brandt und Bahr war. »Grundlage für den notwendigen Dialog bleibt – damals wie heute – ein klarer Standpunkt«, sagt Annen. Die Debatte zeige, dass eine nüchterne Beschreibung der russischen Politik »nicht immer einfach ist«.

**Die Nähe zu Russland** steckt in der Biografie vieler Deutscher, von manchen Politikern ist gar nicht bekannt, dass sie Kenner und Liebhaber Russlands sind. Einer von ihnen ist der CSU-Mann Peter Ramsauer, Ex-Bundesverkehrsminister, heute Chef des Entwicklungsausschusses im Bundestag.

Ramsauer lernte auf einem Gymnasium im Chiemgau Russisch, als Schüler reiste er durch die Sowjetunion. Seine Russisch-

lehrerin gab ihm auch Klavierunterricht, Ramsauer spielte gut, zeitweise erwog er, Konzertpianist zu werden. Geblieben ist ihm die Liebe zur russischen Musik, zu Rachmaninow, Tschaikowski, Musorgski.

2006 war Ramsauer dabei, als in Murmansk mit deutscher Hilfe eine Anlage zur Entsorgung russischer Atom-U-Boote eingeweiht wurde. Die Russen hatten einen Empfang organisiert. Ein alter Admiral, so erzählt es Ramsauer, habe Tränen in den Augen gehabt: Der einstige Stolz der sowjetischen Flotte wurde abgewrackt, ausgerechnet mit Unterstützung der Deutschen. »Das war für mich ein Schlüssel-Erlebnis«, sagt Ramsauer. »Der Westen hat zu wenig versucht, sich in die russische Befindlichkeit hineinzudenken. Wir müssen auch versuchen, die russische Perspektive zu verstehen.«

In seiner Partei hat Ramsauer mächtige Verbündete, Parteichef Horst Seehofer etwa hat sich mehrfach für die Aufhebung der Sanktionen gegen Russland ausgesprochen. Der frühere bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber pflegt seinen guten Draht zu Putin, mehr als einmal versuchte er, die Russlandpolitik der Kanzlerin zu konterkarieren. Im Gegenzug erwies Putin bei Stoibers Abschiedsreise als Ministerpräsident im Jahr 2007 Freund Edmund eine besondere Ehre: Er ließ die Militärkapelle des Kreml aufspielen.

In der CDU steht dagegen eine klare Mehrheit hinter Merkels Kurs gegenüber Russland. Was für die SPD die Ostpolitik, das ist für die CDU die Westbindung. Der erste Bundeskanzler, Konrad Adenauer, hatte nach dem Zweiten Weltkrieg die Bundesrepublik in die Europäische Gemeinschaft und die Nato geführt.

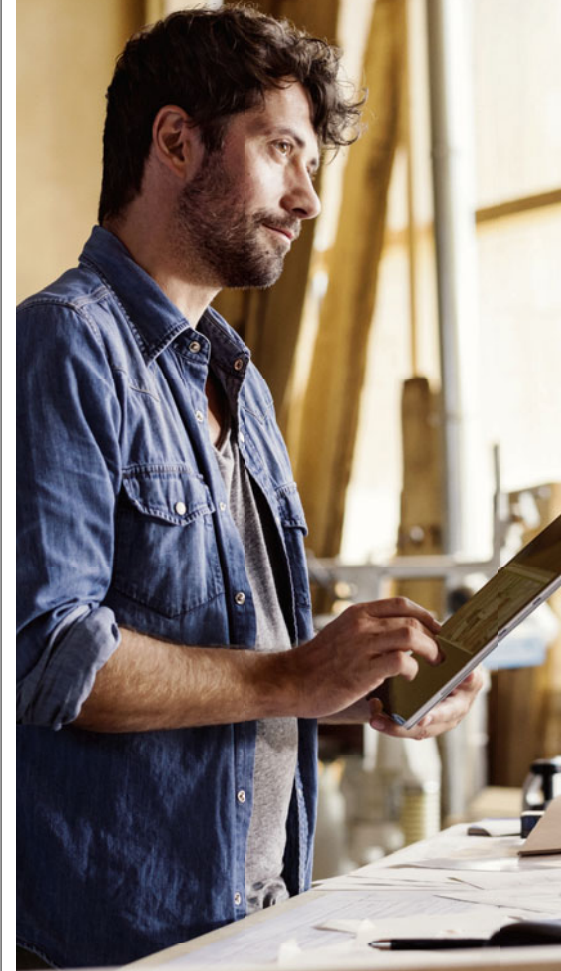
Es ist diese Traditionslinie, die Norbert Röttgen, der Chef des Auswärtigen Ausschusses, verkörpert. »Deutschland hat gegenüber Russland keine Sonderrolle«, sagt er. »Deutschland ist Teil der europäischen und transatlantischen Tradition, das wird nicht infrage gestellt.«

Die Nachsicht, mit der viele Sozialdemokraten Putin begegnen, findet man bei der CDU eher selten, zumindest in ihren westdeutschen Landesverbänden. Aber auch dort gibt es führende Politiker, die einen anderen Blick auf Russland haben, etwa Nordrhein-Westfalens Ministerpräsident Armin Laschet. Er war einer der Ersten in seiner Partei, die das russische Eingreifen im Syrienkrieg begrüßten.

Nach der Vergiftung des russischen Ex-Spions Skripal in Großbritannien zog Laschet die britische Darstellung in Zweifel, Moskau sei für den Vorfall verantwortlich. Franzosen, Amerikaner und die Bundesregierung hatten sich auf die Seite Londons gestellt. Laschet dagegen twitterte: »Wenn man fast alle Nato-Staaten zur So-

## Meine Abläufe vereinfachen?

In einem System, das alle verbindet.



Die digitalen DATEV-Lösungen vernetzen alle Geschäftspartner mit Ihrem Unternehmen. So schaffen Sie durchgängig digitale Prozesse und vereinfachen die Abläufe in Ihrem Unternehmen. Informieren Sie sich im Internet oder bei Ihrem Steuerberater.

[Digital-schafft-Perspektive.de](https://www.datev.de)



Zukunft gestalten. Gemeinsam.



lidarität zwingt, sollte man dann nicht sichere Belege haben?»

Laschets Haltung speist sich unter anderem aus der Wahrnehmung, dass in der Bevölkerung ein hartes Vorgehen gegen Russland nicht beliebt ist – oder zumindest sehr gut begründet sein sollte.

**Die AfD gönnt sich** inzwischen einen ganz eigenen, man könnte auch sagen, alternativen Blick auf Putin. In den Augen der Partei ist der Kremlchef ein Mann der Versöhnung, der leider von einer kriegsglüsternden Bundesregierung immer wieder provoziert wird. Kürzlich attackierte der AfD-Abgeordnete Hansjörg Müller im Bundestag den neuen Außenminister. Maas werde mit seiner »antirussischen Rhetorik« noch einen Krieg mit Russland anzetteln, schimpfte Müller. »Deshalb frage ich Sie: In welchem Auftrag handeln Sie wirklich? Ist es die Atlantik-Brücke oder der German Marshall Fund?«

Maas und die meisten Abgeordneten der anderen Fraktionen rollten die Augen über Müllers Verschwörungstheorien, aber im Netz, wo die Rede schnell die Runde machte, waren sie wieder mal der Hit. Viele AfD-Anhänger pflegen nicht nur einen unkritischen Blick auf den Kreml, sie bewundern den virilen russischen Präsidenten, der ihnen so viel machtvoller und entschlossener erscheint als die zögerliche Angela Merkel. »Putin ist eine Führungsfigur, die ihr Land liebt und schützt«, schwärmt auch Müller. »Er unterwirft sich und sein Volk nicht fremden Interessen wie unsere Kanzlerin.« Ja, räumt der Abgeordnete ein, Putin sei durchaus eine »Projektionsfläche« der Sehnsüchte vieler Deutschen nach einem starken Staatenlenker, »so wie Bismarck«.

Damit ist Müller voll auf Linie seiner Partei: Alexander Gauland war 2013 der Erste, der für bismarcksche Methoden im Umgang mit Russland plädierte. Damals war die AfD noch eine Anti-Euro-Partei unter Führung von Bernd Lucke, und das Russlandthema galt als Gaulands schräges Hobby. Heute gehört es zum Glaubenskanon der AfD, dass Deutschland an der Seite Russlands zu stehen habe und sich aus der Abhängigkeit von den USA lösen müsse. »Wir Deutschen sind militärisch, politisch und medial rechtlose Vasallen der Amerikaner«, beklagt Müller.

**Der Riss teilt Deutschland** auch geografisch, er verläuft entlang der alten Zonengrenze. Als die Körber-Stiftung untersuchte, wie die Deutschen über Russland denken, bezeichneten 30 Prozent der Westdeutschen Russland als »ein mir fremdes Land«, aber nur 12 Prozent der Ostdeutschen.

Nicht zufällig waren es also ostdeutsche Regierungschefs, die unlängst erneut auf



**Minister Maas**  
Probleme mit der Tonlage

eine Lockerung der Sanktionen gegen Russland drängten. Thüringens linker Ministerpräsident Bodo Ramelow hält die Sanktionen für »Kanonenbootpolitik«. Das »Russland-Bashing« erinnert ihn an den Kalten Krieg. Der Außenpolitik rät Ramelow von Konfrontation ab, man müsse »auch Russland mitdenken«. Berlin solle »auf Russland zugehen und Angebote machen«.

In Sachsen-Anhalt geht der Riss durch die Union. Ministerpräsident Reiner Haseloff fordert die Aufhebung der Sanktionen. Neben wirtschaftlichem Kalkül spielt dabei auch das Gefühl eine Rolle, dass der Westen Moskau nicht verstehe. »Wir im Osten kennen die Russen«, sagt Haseloff.

Doch in der Partei formiert sich Widerstand, Haseloffs Vorgänger, der ehemalige Ostbeauftragte der Bundesregierung, Christoph Bergner (CDU), zeigte sich schockiert vom prussischen Kurs der Ostregenten. Sanktionen seien die einzige Möglichkeit, die Russen in der Ukraine zum Einlenken zu bewegen.

Doch das ist heikel: Gerade Ostdeutschland hat enge Wirtschaftskontakte zu Russland. Die Total-Raffinerie in Leuna ist mit vier Milliarden Euro Umsatz im Jahr das mit Abstand umsatzstärkste Unternehmen Sachsens-Anhalts. 80 Prozent des dort verarbeiteten Erdöls kommen aus Russland.

Die Wirtschaft unterhält traditionell enge Kontakte nach Russland. Umso mehr empfindet sie die Konflikte als zermürbend. »Deutsche Unternehmen sehen Russland unverändert als wichtigen Markt an«, sagt Wolfgang Büchele, Vorsitzender des Ost-Ausschusses der Deutschen Wirtschaft. »Aber die Unsicherheit, mit wem und in welchem Rahmen Russlandgeschäfte künftig möglich sind, ist extrem belastend, besonders für den Mittelstand.«

Büchele, ein Schwabe mit geschwungener Haartolle und wechselvoller Managerkarriere, hat schon in den Neunzigerjahren als Osteuropacheff den Chemiekonzern BASF durch die Höhen und Tiefen des Handels mit Russland navigiert. Einfach war das nie, aber die Deutschen scheuten das schwierige Terrain weniger als andere, selbst nachdem Sanktionen den Handel ab 2014 erschwerten.

2017 legten die Exporte aus Deutschland um ein Fünftel zu, auch investierten hiesige Firmen wieder verstärkt in Russland, der schwache Rubel machte es attraktiv. »Aber die neuen US-Sanktionen verdüstern abrupt die Lage«, sagt Büchele, gerade in einer Phase, da man in der deutschen Wirtschaft hoffte, bald über einen Einstieg in den Ausstieg aus den Sanktionen reden zu können, die mit dem Minsker Abkommen verknüpft sind.

In der deutschen Wirtschaft haben viele den Eindruck, dass es den Amerikanern nicht mehr nur darum gehe, mit Sanktionen politischen Druck auszuüben, sondern um wirtschaftliche Interessen. So zielten die jüngsten US-Sanktionen darauf ab, amerikanisches Flüssiggas in den europäischen Markt zu drücken. Der Ost-Ausschuss schätzt den kurzfristigen direkten Schaden für die deutsche Wirtschaft durch entgangene Geschäfte wegen der neuen US-Sanktionen auf einen dreistelligen Millionenbetrag. Rund 60 Unternehmen dürften betroffen sein, vor allem Zulieferer für die Förderung und den Transport von Öl und Gas aus Russland, aber auch Maschinen- und Anlagenbauer.

»Wir halten es daher für dringend geboten, dass Deutschland das Gespräch mit den USA sucht, um Klarheit zu schaffen«, sagt Büchele.

**Nirgendwo wird der Riss** deutlicher als bei dem Thema Nord Stream 2, also dem Streit um die Gaspipeline durch die Ostsee. Die Meinungen gehen quer durch die Parteien, inzwischen wird der Streit auch zwischen Merkels Unionsleuten im Europaparlament auf offener Bühne ausgetragen.

Das Projekt ist nicht nur wirtschaftlich lukrativ, es ist zum Symbol für die deutsch-russischen Beziehungen geworden. Auch deshalb liegt es Putin besonders am Herzen. In seinen Telefonaten mit der Kanzlerin kommt er zuverlässig auf »moja trubka« zu sprechen, »meine Röhre«, immer wieder liegt er Merkel in den Ohren, wann endlich mit dem Bau begonnen werde.

Die Kanzlerin hat das Projekt lange als rein wirtschaftliche Angelegenheit bezeichnet, inzwischen ihre Position aber verändert. Nach einem Gespräch mit dem ukrainischen Präsidenten Petro Poroschenko machte sie deutlich, dass Nord Stream nur gebaut werden könne, wenn die Ukraine Transitland für russisches Gas bleibe. Gaz-

# Der Crafter. Gibt 100% im Job. Für nur 219 €<sup>1</sup> leasen.



## Profitieren Sie jetzt von unserem neuen Rücknahmeversprechen<sup>3</sup> für Leasingfahrzeuge.

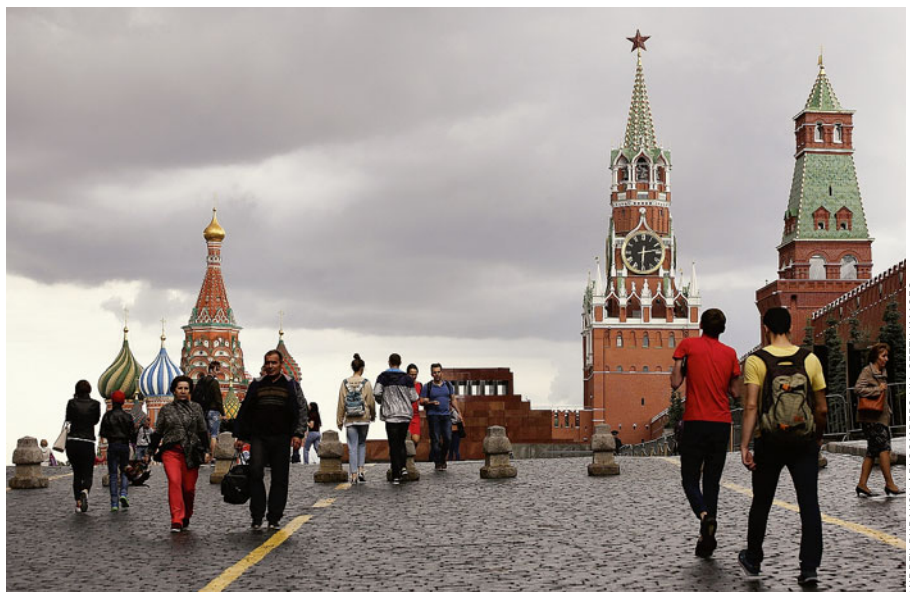
Mehr Informationen zu unseren attraktiven Angeboten für Gewerbetreibende erhalten Sie bei Ihrem Volkswagen Nutzfahrzeuge Partner oder auf [www.volkswagen-nutzfahrzeuge.de](http://www.volkswagen-nutzfahrzeuge.de)



**Nutzfahrzeuge**

<sup>1</sup> Gilt für einen Crafter 30 Kastenwagen, mittlerer Radstand, 2,0-l-TDI-Motor, 75 kW. Ein CarePort Angebot der Volkswagen Leasing GmbH, Gifhorn Str. 57, 38112 Braunschweig, für gewerbliche Einzelabnehmer (ohne Sonderabnehmer). Bonität vorausgesetzt. Die Leasingrate enthält die Inzahlungnahmeprämie. Gültig bis zum 30.06.2018 und für eine Laufzeit von 48 Monaten und 10.000 km Laufleistung pro Jahr, ohne Sonderzahlung, zzgl. MwSt. Das Angebot ist für Neu- und Vorführwagen (Zulassung 24 Monate, Fahrleistung max. 30.000 km) beim teilnehmenden Volkswagen Nutzfahrzeuge Partner erhältlich. <sup>2</sup> Im Aktionszeitraum bis 30.06.2018 erhalten Sie beim Erwerb (Kauf, Leasing, Finanzierung) eines ausgewählten Fahrzeugmodells der Marke Volkswagen Nutzfahrzeuge und nachgewiesener Verwertung Ihres Diesel-Altfahrzeugs aller Marken mit Lkw-Zulassung bis 7,49 t zGG oder Pkw- oder Sonderkraftfahrzeug-Zulassung (Abgasstandard EURO 1 – EURO 4) eine modellabhängige Umweltprämie. Das Angebot gilt für gewerbliche Einzelabnehmer. Das zu verschrottende Altfahrzeug muss zum Zeitpunkt der Neufahrzeugbestellung mindestens 6 Monate auf Sie zugelassen sein und bis spätestens einen Kalendermonat nach Zulassung des Neufahrzeugs durch einen zertifizierten Verwerter verschrottet werden. <sup>3</sup> Der Leasingnehmer kann die vorzeitige Vertragsaufhebung des Leasingvertrages mit der Volkswagen Leasing GmbH, Gifhorn Str. 57, 38112 Braunschweig verlangen, wenn folgende Voraussetzungen kumulativ erfüllt sind: Das Bestelldatum auf der Leasingbestellung liegt zwischen dem 01.04.2018 und dem 30.06.2018. Bei dem vertragsgegenständlichen Fahrzeug handelt es sich um ein Diesel-Neufahrzeug der Marke VW Nutzfahrzeuge. Eine Körperschaft des öffentlichen Rechts ordnet ein Fahrverbot ausschließlich für Dieselfahrzeuge zum Zwecke der Luftreinhaltung innerhalb einer Gemeinde im deutschen Bundesgebiet an. Als ein solches Fahrverbot gilt, wenn die Einfahrt in dieses Gebiet oder die Durchfahrt innerhalb des Gebietes für ein solches Dieselfahrzeug einmalig an einem Wochentag (Werktag, Sonn- und Feiertag) untersagt wird. Die vom Fahrverbot betroffene Gemeinde befindet sich innerhalb eines Radius von 100 Kilometern um den Wohn- oder Geschäftssitz des Fahrzeughalters zum Zeitpunkt der Erstzulassung des Fahrzeugs. Bei juristischen Personen oder Personengesellschaften kann anstelle des Geschäftssitzes der Arbeits-/Einsatzort des regelmäßigen Fahrzeugnutzers treten. Das Fahrverbot tritt während der Laufzeit des Leasingvertrages in Kraft und das vertragsgegenständliche Fahrzeug ist von diesem Fahrverbot erfasst. Der Leasingnehmer und die Volkswagen Leasing schließen einen neuen Leasingvertrag über ein Neufahrzeug der Marke VW Nutzfahrzeuge zu den dann gültigen Konditionen ab (Bonität vorausgesetzt). Die vorgenannten Voraussetzungen können auch dadurch erfüllt werden, dass der Kunde anstelle eines Leasingvertrages einen Darlehensvertrag über ein Neufahrzeug der Marke VW Nutzfahrzeuge mit der Volkswagen Bank abschließt (Bonität vorausgesetzt). Der dem neuen Leasingvertrag/Darlehensvertrag zugrunde liegende Listenpreis inkl. Sonderausstattungen darf den Listenpreis inkl. Sonderausstattungen des bisherigen Fahrzeugs nicht um mehr als 15 % unterschreiten. Abbildung zeigt Sonderausstattung gegen Mehrpreis.





**Roter Platz in Moskau:** Russland als Großmacht anerkennen

prom-Chef Alexej Miller reagierte prompt. Per Twitter stellte er weiteren Transit durch die Ukraine in Aussicht.

Die Debatte um Nord Stream ist längst zu einem Streit darüber geworden, wie es Deutschland und Europa mit Russland halten. Aktuell dreht sich der Konflikt um die Frage, wer die Pipeline zu genehmigen hat – Brüssel oder die beteiligten Staaten.

Zuletzt gelangte der juristische Dienst des Europäischen Rates zu der Auffassung, die EU-Kommission verstoße mit ihrem Versuch, Nord Stream zu verhindern, gegen internationales Recht, die deutsche Botschaft in Moskau schickte die Nachricht des Gutachtens freudig an einen breiten Verteiler weiter.

**Die Entfremdung** zwischen Berlin und Moskau hinterlässt auch in Russlands Gesellschaft Spuren. Als das Lewada-Institut die Bürger 2010 nach »Freunden« und »Feinden« Russlands in der Welt befragte, ordnete nur ein Prozent der Befragten Deutschland als »Feind« ein, knapp ein Viertel als »Freund«. Im vergangenen Jahr verkehrte sich das Verhältnis: Nun sieht fast ein Viertel in Deutschland einen »Feind« und kaum jemand mehr einen »Freund«. Nur wenige andere Länder erfuhren eine so dramatische Umwertung.

Aus Sicht des Kreml ist die Ablösung von Sigmar Gabriel durch Heiko Maas daher eine Enttäuschung. Über die Jahre hatte man sich daran gewöhnt, dass gerade die deutsche Sozialdemokratie besonderes Wohlwollen für Moskau hegt. Es schien, als lebte wenigstens in der Freundschaft zu wichtigen Sozialdemokraten das enge deutsch-russische Verhältnis weiter. Als Wladimir Putin im vergangenen Sommer im kleinen Kreis mit Sigmar Gabriel und Gerhard Schröder dinierte, war das wie eine Beschwörung besserer Zeiten.

Und nun ein sozialdemokratischer Außenminister, der demonstrativ zuerst in die Ukraine fährt, bevor er eine Reise nach Moskau einplant. Immerhin wird Kanzlerin Merkel im Sommer nach Russland reisen, es wäre ihr erster bilateraler Besuch in Moskau seit der Annexion der Krim, mit Ausnahme einer kurzen Gedenkvisite aus Anlass des 70. Jahrestags des Kriegsendes im Mai 2015.

Im Kanzleramt will man ausloten, was Putin sich für seine letzte Amtszeit im Verhältnis zum Westen vorgenommen hat. Vielleicht könnte darin eine Chance stecken. Von einer »Inventur« ist die Rede.

Doch was Berlin braucht, ist eine Strategie, eine Antwort auf die Frage, was jenseits von Romantik und Emotionen ein vernünftiger Umgang mit Russland ist. Wer, wie offenbar der Außenminister, das deutsch-russische Verhältnis für irreparabel hält, wird auf Eindämmung setzen.

Wer glaubt, Putin wolle die Sowjetunion wiederherstellen, die EU zerstören, Europa mit Flüchtlingen fluten und den Westen mit Propaganda spalten, muss auf Abwehr und Konfrontation setzen.

Doch wenn Russland in der Vergangenheit aggressiv oder destruktiv agierte, war das Folge einer – subjektiv empfundenen – Einkreisung des Westens. Um sie zu durchbrechen, ist Putin jedes Mittel recht.

Putin will nicht die Sowjetunion wiederherstellen. Er will, dass der Westen Russlands Interessen respektiert: Er soll Russland wieder als Großmacht anerkennen, als weltpolitischen Akteur. Das hat Putin in Syrien unter Beweis gestellt.

Putin will, dass der Westen sich nicht in die russische Innenpolitik einmischt, und er will eine weitere Ausdehnung von Nato und EU verhindern.

Der Westen soll letztlich akzeptieren, dass Moskau die Staaten der ehemaligen

Sowjetunion – mit Ausnahme des Baltikums – als seinen Cordon sanitaire, seine Interessensphäre, betrachtet, in der es ein Mitspracherecht fordert.

Deutschland kann das nicht offiziell anerkennen, aber es wäre vernünftig, wenn es diese Interessen de facto stärker berücksichtigte. Das Schicksal der Ukraine zeigt, dass es nichts nutzt, wenn der Westen auf seinen Prinzipien beharrt, diese aber gegenüber einem skrupellos agierenden Russland nicht durchsetzen kann. Berlin braucht gegenüber Moskau einen realpolitischen Ansatz.

Das hieße auch: Es ist endlich Zeit, über Dialog nicht nur zu reden, sondern ihn wieder zu führen. Ein erster Schritt wäre, die Regierungskonsultationen wiederaufzunehmen, wie Deutschland sie nicht nur mit demokratischen Staaten, sondern etwa auch mit China pflegt. Das könnte dazu beitragen, den Verlust von Sprache und Vertrauen zwischen Moskau und Berlin zu überwinden. Voraussetzung wäre allerdings, dass Russland von der Praxis ablässt, die Partner durch strategische Lügen in die Irre zu führen.

Symbolisch wichtig wäre es, die historischen Daten der kommenden zwei Jahre gemeinsam vorzubereiten und zu begehen. Moskau ist geschichtspolitisch besonders sensibel, deshalb sollte man Russland einbeziehen in die Planung für die Feierlichkeiten zum 30. Jahrestag des Mauerfalls im November 2019 und zum 75. Jahrestag des Weltkriegsendes im Frühjahr 2020.

**In seiner Villa** in Pöseldorf setzt sich Justus Frantz an den großen Steinway im Salon und spielt die russische Nationalhymne: »Russland, unser geheiligter Staat, Russland, unser geliebtes Land«.

Es ist dieselbe Melodie wie einst die Sowjethymne über die »Unzerstörbare Union freier Völker«, der Dichter Sergej Michailow hat sie Anfang des Jahrtausends nur ein wenig umgedichtet.

Frantz spielt das Stück mit Gefühl, aber ohne Pathos. Als der letzte Takt verklungen ist, will er es dann doch nicht so stehen lassen. Wieder gleiten seine Finger über die Tasten, dieses Mal ist es die israelische Hymne. »Für mich ist das deutsch-russische Verhältnis genauso besonders wie das deutsch-israelische«, sagt er.

Melanie Amann, Christian Esch, Annette Großbongardt, Martin Hesse, Christiane Hoffmann, Veit Medick, Peter Müller, Ralf Neukirch, Christoph Schult, Steffen Winter

Video  
**Putin und wir**

spiegel.de/sp192018russland  
oder in der App DER SPIEGEL





Genossenschaftliche FinanzGruppe  
Volksbanken Raiffeisenbanken

# LOKAL GLOBAL

## Unsere Initiativen für mehr Kundennähe: **Beratung vor Ort. Expertise weltweit.**

Mit der Kraft der Gemeinschaft stärkt die DZ BANK das Geschäft von rund 1.000 Genossenschaftsbanken in ganz Deutschland. So verbinden wir regionale Kundennähe mit globaler Finanzmarktexpertise und bieten ein flächendeckendes Allfinanzangebot. Mehr erfahren Sie unter [dzbank.de](https://www.dzbank.de)

 **DZ BANK**  
Die Initiativbank



# Lockerungsübungen

**Parteien** Die CDU ist uneins über den Umgang mit der AfD.  
Die Bundesspitze will jeden Kontakt strikt vermeiden.  
Doch im Osten suchen viele Unionspolitiker eine neue Strategie.

**A**ls Ingo Senftleben den Satz über die AfD zum ersten Mal sagte, lag noch Schnee, es war Mitte Januar. Damals nahm kaum jemand Notiz davon, dass Senftleben, Vorsitzender der CDU Brandenburg, gerade das größte Tabu seiner Partei gebrochen hatte: Er werde nach der nächsten Landtagswahl Gespräche mit allen im Landtag vertretenen Parteien führen, kündigte er an – auch mit der AfD und der Linken. Drei Monate später wiederholte Senftleben seine Botschaft, und diesmal machte er bundesweit Schlagzeilen. Ein CDU-Spitzenmann will mit der AfD sprechen – da dauerte es nicht lange, bis Senftleben einen Anruf der neuen CDU-Generalsekretärin Annegret Kramp-Karrenbauer bekam. Sie habe ihm freundlich, aber klar gesagt, erzählt Senftleben, dass die Parteispitze seinen Kurs ablehne. Auch Parteichefin Angela Merkel warnte ihn am Rande einer Vorstandssitzung vor den Folgen seines Tuns.

Aber Senftleben bleibt bei seiner Haltung: »Ich will eine neue Debattenkultur in der Politik«, betont er. »Gespräche auszuschließen wäre zudem ein Versprechen, das man nach einer Wahl vielleicht gar nicht halten kann«, gibt er zu bedenken. In Umfragen vereinten AfD und Linke fast 40 Prozent der Wählerstimmen in Brandenburg auf sich. »Soll ich die alle ausschließen?«, fragt Senftleben.

Seit Gründung der AfD vor fünf Jahren gilt in der CDU das Dogma, dass man weder mit der neuen Konkurrenz von rechts noch mit der »SED-Nachfolgepartei« Absprachen schließen soll. Ignorieren, ausgrenzen, keinesfalls aufwerten, das war die Linie. Die Unions-Bundestagsfraktion hat diesen Kurs kürzlich sogar formal beschlossen.

Doch während man in der Parteizentrale eisern an der Linie festhält, gerät in den ostdeutschen Landesverbänden einiges in Bewegung. In Thüringen, Sachsen und Brandenburg stehen im nächsten Jahr Wahlen an, und die Umfragen verheißten wenig Gutes für die etablierten Parteien: In jedem dieser Ostländer liegt die AfD in Umfragen um die 20 Prozent, zugleich könnten Grüne und FDP an der Fünfprozenthürde scheitern. Wer als CDU unter diesen Umständen jegliche Gespräche mit Rechts-

und Linkspopulisten ausschließt, könnte am Ende ohne Chance auf eine Regierungsmehrheit dastehen.

Der CDU-Generalsekretärin ist das strategische Dilemma der ostdeutschen Verbände bewusst, dennoch hält sie eine Öffnung zu den Rechtspopulisten für falsch. »Die AfD hat in den vergangenen Monaten gezeigt, dass sie keine Partei ist, die für uns ein Partner sein kann«, sagt Kramp-Karrenbauer. Sie verweist auf die Präsidentschaftswahl in Frankreich, die Emmanuel Macron mit einer eindeutigen Abgrenzung zum rechten Front National gewonnen habe. So ließen sich die Rechten besiegen, nicht durch Kopieren oder Kooperieren. »Ich bin gegen jede Zusammenarbeit mit der AfD«, stellt die Generalsekretärin klar. Dennoch macht sie keinen Hehl daraus, dass ihre Analyse im Fluss ist. »Wir stehen erst am Anfang der Auseinandersetzung. Der Umgang mit populistischen Parteien ist eine immerwährende Herausforderung.«

Umso selbstbewusster gibt sich die AfD auf ihren Bühnen im Osten, wie jüngst auf der Erste-Mai-Demonstration der Rechten in Cottbus. »Wenn es einer verdient«, rief der Moderator, »in Brandenburg den Ministerpräsidentenposten zu holen«, dann Andreas Kalbitz, der AfD-Landeschef. »Er ist jemand, der jeden Tag tut und macht. Wir brauchen keine Quatscher, davon haben wir genug.« Im Publikum schwenken die Leute jubelnd Fahnen mit dem preußischen Adler, outen sich auf T-Shirts als »Nazi« (»Nicht An Zuwanderung Interessiert«) und appellieren an »Bundeswehr und Polizei: Befreit uns endlich von den wahnsinnig geworde-

nen Politikern«. Wie in vielen ostdeutschen Regionen scheinen AfD, NPD und extremistische Splittergruppen hier zu einem Biotop verschmolzen zu sein.

Kalbitz, früher Fallschirmjäger und Republikaner mit zackigem Auftreten und kahl rasiertem Schädel, der sich einst bei der nun verbotenen »Heimattreuen Deutschen Jugend« tummelte, gibt sich bescheiden: »Nichts ist schlimmer als Vorschusslorbeeren.« Aber er genießt es sichtlich, dass seine 400 Fans in Cottbus ihn schon mit einem Bein in der Staatskanzlei sehen.

Senftleben hat angedeutet, dass er zwar mit der AfD reden wolle, aber nicht mit Kalbitz. Doch der sagt am Rande der Demo: »Die AfD gibt es nicht ohne mich. Die CDU wird mit den Leuten arbeiten müssen, die wir schicken.« Hier stoßen Senftlebens Lockerungsübungen an Grenzen.

Die CDU versteht sich traditionell als föderale Partei, deshalb kann die Zentrale den Landesverbänden keinen Kurs im Umgang mit der AfD verordnen. Auch untereinander haben die Ostlandesparteien keine einheitliche Strategie für den Umgang mit den Rechten vereinbart, dafür ist die jeweilige Ausgangslage zu unterschiedlich. In manchen Ländern startet Angela Merks Partei als Opposition, konkurriert also mit der AfD um die wirkungsvollste Kritik an der Landesregierung. In Sachsen oder Sachsen-Anhalt will die CDU dagegen ihre Staatskanzleien verteidigen, und ein Regierungsamt bedeutet keineswegs einen Startvorteil.

In Sachsen etwa, wo die CDU seit 1990 den Ministerpräsidenten stellt, war die AfD bei der Bundestagswahl zum Entsetzen der Union die stärkste Kraft. In Brandenburg wiederum, wo die CDU seit der Wende nie in die Staatskanzlei einziehen durfte, lag diese bei der Bundestagswahl klar auf dem Spitzenplatz – obwohl Landeschef Senftleben Merks Flüchtlingspolitik unterstützt hatte.

Die Parteistrategen im Konrad-Adenauer-Haus bemühen sich, in den Wahlergebnissen der AfD Muster zu identifizieren, um ihre örtlichen Wahlkämpfer besser zu unterstützen. Sie sind überzeugt davon, dass die CDU in der Fläche nur mit einer klaren Linie siegen kann: Wenn die örtlichen Vertreter sich gegen Merkel positionieren, die Parteichefin aber zugleich als Stargast buchen, wie 2016 in Baden-Württemberg oder Rheinland-Pfalz, werde der Wähler argwöhnisch. Man könne nicht für und gegen die Mutterpartei sein.

Die CDU-Führung sieht sich durch das Wahlergebnis in Sachsen-Anhalt von 2016 bestätigt: Auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise verlor die CDU hier nur gut zweieinhalb Prozentpunkte, obwohl die AfD aus dem Stand auf



MARKUS HINTZEN / DER SPIEGEL



RALF HIRSCHBERGER / DPA

**Christdemokraten Kramp-Karrenbauer, Senftleben**  
»Eine immerwährende Herausforderung«



**Besucher einer AfD-Kundgebung am 1. Mai in Cottbus:** »Die CDU muss mit den Leuten arbeiten, die wir schicken«

rund 24 Prozent kam. Das zeigt aus Sicht von Kramp-Karrenbauers Team, dass man sich gegen die Rechten behaupten kann, ohne ihre Positionen zu übernehmen. Innenminister Holger Stahlknecht, der im November auch Landeschef werden will, sieht es genauso.

Und eine wichtige Gemeinsamkeit aller Ostländer konnten die CDU-Strategen inzwischen auch entdecken: Die AfD schwächelt überall auf lokaler Ebene. »Bei der Kommunalwahl in Thüringen sind der AfD die Flügel gestutzt worden«, sagt Mike Mohring, dortiger Landeschef der CDU. So hätten die Rechtspopulisten in Erfurt den Wahlkampf fast ausschließlich gegen den geplanten Bau einer Moschee geführt und damit nur 14 Prozent der Stimmen eingefahren. Landesweit konnten die Rechten für 120 Landrats- und Bürgermeisterposten nur 13 Kandidaten aufbieten. Ähnlich groß war ihre Schlappe bei den Kommunalwahlen in Brandenburg.

Fünf Jahre nach ihrer Gründung ist die AfD noch wenig verwurzelt in der Fläche, ihre Strukturen sind fragil, ihre Konzepte für Verkehrspolitik oder Wirtschaftsförderung oft noch vage. Zumal eine Fundamentalkritik an der Eurorettung oder Flüchtlingspolitik wenig hilft, wenn eine neue Tiefgarage im Ort gebaut werden soll.

»Wir lassen uns von der AfD weder einschüchtern noch provozieren«, sagt Mohring. Er selbst war 2014 noch bereit zu einem Treffen mit dem thüringischen Landeschef Björn Höcke und erwog damals sogar, mithilfe von dessen Fraktion die

Wahl des linken Ministerpräsidenten Bodo Ramelow zu verhindern. Mehrere CDU-Abgeordnete hätten sich zeitweise eine Kooperation mit der AfD vorstellen könnten. Mittlerweile empfiehlt Mohring eine klare Abgrenzung von der AfD, aber einen normalen Umgang mit deren Abgeordneten.

Aber was ist ein normaler Umgang? Die CDU ist schon uneins über die Frage, ob etwa eine Landtagsfraktion Anträgen der AfD zustimmen sollte, wenn sie inhaltlich den eigenen Positionen entsprechen.

Auch hier bewegt sich mancher Landesverband abseits der Linie der Bundespartei. So sagt der Magerburger Innenminister Stahlknecht: »Wir arbeiten nicht mit der AfD zusammen. Wir ignorieren oder beschimpfen sie auch nicht, sondern setzen uns politisch mit ihr auseinander.« Er sieht aber kein Problem darin, einen AfD-Antrag etwa zur Altersfeststellung von Flüchtlingen, der auf CDU-Linie liegt, mit den Stimmen der Christdemokraten zur Beratung in die Ausschüsse zu verweisen. Entscheidend ist für Stahlknecht, dass seine Leute den AfD-Anträgen bei der endgültigen Abstimmung nicht zustimmen.

Die Bundes-CDU sieht das anders: »Wir würden AfD-Anträge sogar dann ablehnen, wenn sie unser eigenes Grundsatzerprogramm enthielten«, heißt es in der Bundestagsfraktion trotzig.

So will es auch die sächsische CDU handhaben, der Landesverband, der im politischen Wettstreit mit der AfD bei der Wahl 2019 am meisten zu verlieren hat.

Für die CDU wäre es hier ein Debakel, wenn es der AfD gelänge, sie nach fast 30 Jahren als stärkste Kraft abzulösen.

Ministerpräsident Michael Kretschmer hat dennoch beschlossen, keine Strategie gegen die AfD festzulegen, sondern nur eine für sich selbst. »Wir richten keine politische Kampfansage gegen die AfD, sondern konzentrieren uns voll darauf, stärkste Kraft zu bleiben, sodass niemand gegen uns regieren kann«, sagt Kretschmers Staatskanzleichef Oliver Schenk, der früher selbst im Konrad-Adenauer-Hause gearbeitet hat. Die Wähler seien ohnehin immer weniger interessiert an der Einordnung in rechte oder linke Lager, hat er beobachtet. Der Landesregierung müsse es gelingen, glaubwürdig Lösungen für Probleme anzubieten, dann stiegen auch die Zustimmungswerte, hofft Schenk.

Und so touren Kretschmer und sein gesamtes Kabinett derzeit durch das Land für »Sachsgespräche«, bei denen die Bürger ohne Drehbuch oder Steuerung durch Moderatoren Fragen und Beschwerden loswerden dürfen. Die Sachsen nehmen kein Blatt vor den Mund – auch weil manche Leute im Publikum offenbar mit eigener politischer Agenda gekommen sind: »Mir scheint, die AfD hat versucht, durch starke Präsenz Einfluss auf die Gespräche zu nehmen«, sagt Schenk. Das klappte jedoch nicht, und die Kabinetts-tour wird weitergehen – auch in AfD-Hochburgen.

Melanie Amann, Ralf Neukirch



# »Lupenreiner Populismus«

**FDP** Parteichef Christian Lindner, 39, über das Frauenproblem der Liberalen und ein Bündnis mit der »En Marche«-Partei von Emmanuel Macron

**SPIEGEL:** Herr Lindner, was ist eigentlich anstrengender: eine APO-Partei zu führen oder als eine von vier Oppositionsparteien um die Aufmerksamkeit des Publikums buhlen zu müssen?

**Lindner:** Als außerparlamentarische Opposition spielen Sie keine Rolle. Politik findet auf Marktplätzen statt, in Hinterzimmern von Gaststätten, auf der Straße. Eine solche Phase ist charakterbildend, aber auch sportlich. Im Bundestag haben wir Einfluss, durch die Kraft des Arguments, durch Anfragen an die Regierung. Dass die CDU beim Thema Europa den Koalitionsvertrag mit der SPD infrage stellt, hat auch etwas damit zu tun, dass wir Druck machen. Denn gegen die Aufgabe finanzpolitischer Eigenverantwortung und die Vergemeinschaftung von Risiken auf Kosten der Kunden von Sparkassen und Volksbanken würden wir vor das Verfassungsgericht gehen.

**SPIEGEL:** Der Wähler weiß allerdings Ihre Oppositionsarbeit noch nicht so recht zu schätzen. In den Umfragen liegt die FDP derzeit unter dem Ergebnis der Bundestagswahl. Möglicherweise empfinden es die Bürger als naseweis, wenn Sie das große Wort gegen die Regierung führen, wo Sie doch hätten regieren können.

**Lindner:** Wir haben uns für den harten Weg entschieden, das ist wahr. Regieren wäre kurzfristig leichter gewesen, mittelfristig wäre uns der Bruch von Wahlversprechen teuer zu stehen gekommen. Wenn Sie sich nur kurzfristig an Umfragen orientieren, sind Sie als Politiker verloren.

**SPIEGEL:** Nur hat eben ein Unternehmer, der die Liberalen gewählt hat, damit sie als markliberales Korrektiv in eine Regierung gehen, herzlich wenig davon, wenn die FDP nun in der Opposition erklärt, wie sie die Dinge regeln würde.

**Lindner:** Die meisten Menschen interessiert mehr, wie es weitergeht. Mich auch. Nach dem Ende von Jamaika gab es plötzlich einen personellen Generationenwechsel bei Union und Grünen. Und beide wollen neue Grundsatzprogramme erarbeiten. Das zeigt doch im Nachhinein, dass einerseits bei den Jamaikagesprächen noch altes Denken im Spiel war, und dass andererseits Dinge danach in Bewegung gera-

ten sind. Damals war die Merkel-CDU aus Gründen des Machterhalts bereit, den Grünen als selbst erklärter linker Partei weit entgegenzukommen. Innovatives gab es nicht. Dafür wurden wir nicht gewählt.

**SPIEGEL:** In der »Welt«, die die FDP in den vergangenen Jahren eher wohlwollend behandelt hat, war kürzlich zu lesen: »Lindner hat Enormes geleistet, aber seine Themen sind fürs Erste auserzählt.«

**Lindner:** So? Es gibt ein Heimat- statt eines Digitalministeriums. Das Update eines lebensbegleitenden Bildungssystems hat nicht einmal begonnen. Der breiten Mitte des Landes wird nicht erleichtert, im Leben wirtschaftlich voranzukommen. Wir haben längst nicht die Integrations- und Einwanderungspolitik, die wir brauchen. Über solche Themen spreche ich lieber als Metadebatten zu führen.

## »Macron steht uns Liberalen näher als Grünen, Sozialdemokraten und Konservativen.«

**SPIEGEL:** Gern. Auf dem Parteitag Mitte Mai wird es auch darum gehen, wie die FDP es schafft, für Frauen attraktiver zu werden.

**Lindner:** Nein, das ist ein längerer Prozess, der erst auf dem Parteitag 2019 besprochen wird. Mit moderner Gesellschaftspolitik und beispielsweise unseren progressiven Positionen zur Reproduktionsmedizin sind wir für Frauen eine Alternative. Da können wir wachsen. Der Anteil unserer weiblichen Wähler ist übrigens höher als der unserer Mitglieder oder in der Führung.

**SPIEGEL:** Was keine große Kunst ist, wenn man sich die Bundestagsfraktion anschaut. Dort sitzen 61 Männer und 19 Frauen.

**Lindner:** Deshalb kümmern wir uns um die Frage.

**SPIEGEL:** Fast alle anderen Parteien beschäftigen sich schon seit Jahren mit dem Thema und sind am Ende zu dem Ergebnis gekommen, dass es ohne Quote nicht gehe – selbst die CSU.

**Lindner:** Unsere Jugendorganisation hat gerade einen mehrheitlich weiblichen Vorstand gewählt – ohne Quote. Wir diskutieren alle Methoden, aber die einfachsten und üblichen Antworten sind nicht immer die besten.

**SPIEGEL:** Lassen Sie uns über die andere große Männerpartei sprechen, die CSU.

**Lindner:** Das »groß« nehme ich jetzt mal als Kompliment.

**SPIEGEL:** Könnten Sie sich vorstellen, mit der CSU nach den bayerischen Landtagswahlen im Herbst zu koalieren?

**Lindner:** Unsere Freunde in Bayern sind gesprächsbereit. Bis zur Wahl wird die CSU uns aber bekämpfen, um die absolute Mehrheit zu retten. Umgekehrt heißt das, wem die absolute Macht von Markus Söder unheimlich ist, der muss FDP wählen. Und erst recht, wer will, dass Bayern ein weltoffenes, liberales Land bleibt. Bayern ist kein Gottesstaat, wie Söder jetzt glauben machen will ...

**SPIEGEL:** ... das heißt, die FDP würde dafür sorgen, dass Kreuze in Behörden wieder abgehängt werden?

**Lindner:** Wenn es Kreuze an der Wand gibt und niemand daran Anstoß nimmt, müssen wir keinen unnötigen Konflikt aufmachen. Aber neue Kreuze anzubringen ist eine Symbolhandlung, die ich ablehne.

**SPIEGEL:** Sie haben wiederholt gesagt, dass Sie die sicherheitspolitischen Pläne Emmanuel Macrons für Europa teilen. War es ein Fehler, dass die Kanzlerin eine Beteiligung an den Luftangriffen auf Syrien abgelehnt hat?

**Lindner:** Deutschland wurde gar nicht gefragt, denn der Zustand der Bundeswehr ist miserabel. Frau Merkel hat überflüssigerweise eine nicht gestellte Anfrage öffentlich beantwortet, was lupenreiner Populismus war. Sie hat leider in Kauf genommen, dass der Westen dadurch uneins erschien. Es wirkte übrigens auch ungeschickt, dass innerhalb einer Woche Macron und Merkel kurz hintereinander in Washington aufschlugen. Dadurch entstand der Eindruck, Herr Trump könne sich seine Gesprächspartner in Europa aussuchen. Zu allem Überfluss wurde Frau Merkel durch das amerikanische Protokoll degradiert, obwohl wir das ökonomische Powerhouse in Europa sind und Frankreich seine Hausaufgaben in der Wirtschaftspolitik erst noch erledigen muss.

**SPIEGEL:** Macron hat bei seinem Besuch in Berlin auf einen Punkt hingewiesen, der Deutschland zu einem unzuverlässigen Bündnispartner mache: den Parlamentsvorbehalt bei Auslandseinsätzen der Bundeswehr.

**Lindner:** Die Bundeswehr ist eine Parlamentsarmee. An diesem Charakter soll sich nichts ändern.

**SPIEGEL:** Wie soll das funktionieren, wenn Sie gleichzeitig fordern, Europa müsse in



RODERICK AICHINGER / DER SPIEGEL

**FDP-Vorsitzender Lindner:** »Die einfachsten Antworten sind nicht immer die besten«

der Sicherheitspolitik stärker zusammenwachsen?

**Lindner:** Sie denken mir zu stark in der Logik von spontanen Militärschlägen. Ich sehe eine europäische Armee als Vision positiver. Mit jedem eingesetzten Euro erzielen wir mehr Fähigkeiten als allein.

**SPIEGEL:** Wie weit gehen die Gemeinsamkeiten mit Macron in der Europapolitik? Die beiden FDP-Bundestagsabgeordneten Konstantin Kuhle und Michael Link haben sich dieser Tage dafür ausgesprochen, Macrons Partei »En Marche« nach der Europawahl im kommenden Jahr in die Fraktion der europäischen Liberalen einzubinden.

**Lindner:** Ich sehe Gemeinsamkeiten zwischen En Marche und den liberalen Parteien in Europa. Macron steht uns Libe-

ralen näher als Grünen, Sozialdemokraten und Konservativen.

**SPIEGEL:** Das würden die genannten Parteien sicher bestreiten.

**Lindner:** Es stimmt aber. Vor allem die Grünen vereinnahmen Macron gern für dessen Europafreundlichkeit und dafür, dass er zum Pariser Klimaschutzabkommen steht. Das trennt uns nicht. Im Gegensatz zu den Grünen finden wir aber seine flexiblere Arbeitsmarktpolitik, seine Steuerpolitik und seinen Reformgeist auch gut. Ich sehe also viele Berührungspunkte mit der liberalen Parteienfamilie. Daher wäre es klug, wenn En Marche mit uns kooperieren würde.

**SPIEGEL:** Haben Sie darüber mit Macron geredet?

**Lindner:** Nein. Aber der Parteivorsitzende von En Marche ist mit uns Liberalen auf europäischer Ebene im Gespräch. Es besteht eine Chance, dass die Parteien der liberalen Mitte in Europa gemeinsam so stark werden, dass sie echten Einfluss auf die weitere Entwicklung der europäischen Politik nehmen. Die Schwäche der Sozialdemokratie kann dazu führen, dass die moderate, liberale Mitte zweitstärkste Kraft im Europäischen Parlament werden kann.

**SPIEGEL:** Und dass der nächste Kommissionspräsident ein Liberaler wird?

**Lindner:** Das hängt von der Koalition ab, die sich nach der Wahl im Europäischen Parlament bildet. Es wird jedenfalls nicht so sein, dass automatisch die stärkste Fraktion, zumal wenn sie auf unter 30 Prozent kommt, den Kommissionspräsidenten stellt, wie es sich CDU und Europäische Volkspartei wünschen. Auch in Deutschland hatte Helmut Kohl 1976 fast die absolute Mehrheit, und trotzdem blieb Helmut Schmidt Bundeskanzler.

**SPIEGEL:** Zuletzt sorgte die Russlandpolitik in der FDP für Wirbel. Ausgerechnet Ihr wichtigster Verbündeter aus der Zeit der außerparlamentarischen Opposition, Wolfgang Kubicki, widerspricht Ihnen.

**Lindner:** In einem einzelnen Punkt geht er über unseren ansonsten einstimmigen Beschluss hinaus. Leider lenkt das davon ab, dass die FDP insgesamt im Gegensatz zur Bundesregierung für neues Denken in der Russlandpolitik steht. Wir möchten auf der einen Seite eiserne Konsequenz, wenn es um Cyberangriffe geht oder darum, Völkerrechtsverstöße zu ahnden. Auf der anderen Seite wollen wir neue Dialogangebote, um eine Eskalationsspirale zu verhindern. Wir regen zum Beispiel an, dass die Gruppe der wichtigsten Industrienationen Russland einlädt zu einem Format G 7 plus 1.

**SPIEGEL:** Außenminister Heiko Maas lehnt das ab.

**Lindner:** Das ist ideenlos. Es kann kein Entgegenkommen in der Sache ohne eine andere Politik des Kreml geben. Der Westen darf nicht schwach oder defensiv sein. Aber ich finde es sinnvoll, dass man wieder miteinander ins Gespräch kommt, weil dadurch Schritt für Schritt Spannungen abgebaut werden können. Kein Krisenherd kann ohne oder gegen Russland gelöst werden. Wir müssen also Wege finden, aus der Konfrontationsspirale auszurechnen.

Interview: René Pfister, Christoph Schult

Morph-Grafik  
**Christian Lindner**  
**im Zeitraffer**

spiegel.de/sp192018lindner  
oder in der App DER SPIEGEL





# »Alle Mittel erlaubt«

**Rüstung** Die wichtigste Beamtin Ursula von der Leyens wollte mithilfe einer bundeseigenen Firma schneller Kriegsgerät beschaffen. Dabei überwarf sich Katrin Suder mit der Ministerin.



WERNER SCHUERING / IMAGETRUST



MARCO URBAN/DE

Ministerin von der Leyen, Staatssekretärin Suder 2015: Zum Abschied Vicky Leandros

**W**en die Bundeswehr in Ehren entlässt, den verabschiedet sie mit einer Serenade. Am kommenden Montag scheidet Staatssekretärin Katrin Suder aus dem Amt, und auch diesmal wird das Stabsmusikkorps der Bundeswehr auf dem Ehrenplatz vor dem Bendlerblock aufspielen und der Beamtin im Beisein von Ministerin Ursula von der Leyen musikalische Wünsche erfüllen.

Suder wählte nicht die üblichen Märsche, sondern die wehmütigen Lieder dreier Frauen. Eines davon: »Ich liebe das Leben«, eine schmalzige Abschiedshymne von Vicky Leandros. »Das Karussell wird sich weiterdrehen«, heißt es darin, »auch wenn wir auseinandergehen.«

Das soll versöhnlich klingen, in Wahrheit jedoch haben sich die Frauen voneinander entfremdet. Vor vier Jahren waren sie als eingeschworenes Team gestartet, das desolates Beschaffungswesen der Bundeswehr zu reformieren. Bislang sind sie mit der Aufgabe allerdings kaum vorangekommen. Die Truppe wird mehr denn je verspottet, weil ihre Flugzeuge nicht fliegen und ihre Schiffe nicht schwimmen.

Und im aktuellen Streit um den Verteidigungshaushalt muss sich von der Leyen vorhalten lassen, dass ihre schlecht aufge-

stellte Verwaltung weitere Milliarden ohnehin nicht sinnvoll einsetzen könne. Selbst der Wehrbeauftragte Hans-Peter Bartels, dessen Rolle es ist, mehr Geld für die Soldaten zu fordern, spricht dem System die »Absorptionsfähigkeit« weiterer Haushaltsmittel ab. »25 Jahre Schrumpfkurs und insbesondere die letzte Sparreform haben die Bundeswehr nahezu bewegungsunfähig gemacht«, sagt der SPD-Politiker.

Von der Leyens Topbeamtin sollte die richtige Therapie für die Truppe entwickeln und nicht zuletzt das Überleben der Ministerin sichern. Sie war vorbereitet, beim nächsten Rüstungsskandal zurückzutreten, wie sie Vertrauten kurz nach ihrer Berufung im Jahre 2014 verriet.

Nun geht Suder auf eigenen Wunsch, offiziell aus familiären Gründen. Ihre Lebenspartnerin und die Kinder wohnen in Hamburg, das Pendeln nach Berlin werde ihr zu viel. Alle, die mit der energischen Frau zusammengearbeitet haben und auch nach Mitternacht mit Suders SMS befeuert wurden, nahmen ihr das nicht ab.

Der wirkliche Grund ist ein anderer. Suder und ihre Ministerin waren offenbar unterschiedlicher Meinung, wie und vor allem wie schnell das Rüstungswesen neu geordnet werden soll. Für diesen Umbau

hatte die ehemalige Managerin der Unternehmensberatung McKinsey einen radikalen Plan. Im Visier der 46-Jährigen: das Bundesamt für Ausrüstung, Informationstechnik und Nutzung der Bundeswehr (BAAINBw) in Koblenz mit seinen bundesweit 9000 Beschäftigten.

Das Amt kauft so gut wie alles ein, was die Truppe braucht: vom Unterhemd bis zur Kampfdrohne. Suder wollte die Behörde privatwirtschaftlich umgestalten. Ihre eigene Abteilung hatte das Konzept schon erarbeitet (»Projekt Pfeil«), konkretisiert haben es dann Experten der Unternehmensberatung Ernst & Young (EY).

In ihrer vertraulichen Studie vom März dieses Jahres schlugen sie in einer ersten Stufe die Gründung einer Firma mit dem unscheinbaren Namen »BWServices« vor. Titel: »Ein Schnellboot der Rüstungsbeschaffung«. Das Koblenzer Amt sei eine »unter Volllast arbeitende Megabehörde«, der eine »zusätzliche Organisation« an die Seite gestellt werden sollte.

Weiter sieht der Plan vor, der Firma in der Rechtsform einer GmbH zunächst »ausgewählte Beschaffungsprojekte mit großer Außenwirkung« zu übertragen. Als Beispiel nennen die Unternehmensberater das taktische Luftverteidigungssystem, das die Bundeswehr als Ersatz für die bisherigen »Patriot«-Raketen anschaffen will. Seit 2004 dauert die Entwicklung nun schon, in der vergangenen Legislaturperiode wollte das Verteidigungsministerium den Kaufvertrag besiegeln, damit Flugkörper deutsche Soldaten vor feindlichen Raketen schützen können.

Doch dem Koblenzer Amt ist es nicht gelungen, den Deal abzuschließen, unter anderem weil die Beamten dem Hersteller einen 14 000 Seiten starken Katalog mit Produktspezifikationen vorgelegt haben. Die neue Beschaffungsfirma hingegen soll keinen Papierkrieg führen, sondern »klein und agil« voranschreiten, mit »kurzen Entscheidungswegen« und »Unternehmertum«, heißt es in der vertraulichen Expertise.

Der Firma soll ermöglicht werden, die komplexen Regeln des Beschaffungswesens zeitweise außer Kraft zu setzen. Dazu sei ein »Gesetz zur vorübergehenden Erleichterung der Rüstungsbeschaffung« sinnvoll, schreiben die Wirtschaftsberater. Entscheidend sei »die Zielerfüllung«. Dafür gelte: »Alle Mittel sind erlaubt!«

Das Konzept sei ein ganz bewusster »disruptiver Parallelweg«, schreiben die Rüstungsfachleute von EY. Die Führungskräfte und Spezialisten der neuen Gesellschaft würden nicht nach dem starren Tariffsystem der öffentlichen Hand bezahlt, sondern »erfolgsabhängig«. Nur so sei es möglich, gut motivierte Fachkräfte zu finden, anders als beim BAAINBw, das 2000 Stellen nicht besetzen kann.

Für die Beamten aus Koblenz muss das wie eine Kampfansage klingen. Die Geschäftsführung der bundeseigenen Firma solle »weitgehend aus der Rüstungsindustrie« kommen, um deren »industrielle Expertise« nutzen zu können. Ansonsten müsste das Unternehmen weitgehend frei von direktem Einfluss des Ministeriums und auch der Beschaffungsbehörde aus Koblenz sein.

»Das Gravitationszentrum der BWServices muss außerhalb der bisherigen Strukturen liegen«, so heißt es in dem Gutachten. Es gelte, so etwas wie ein Experimentierfeld für die Umgestaltung des BAAINBw in Koblenz zu schaffen.

Doch dazu dürfte es nicht kommen. Ministerin von der Leyen hat sich offensichtlich gegen allzu viel forschen Unternehmensegeist in ihrem Dienstbereich entschieden – und damit wohl auch gegen ihre Staatssekretärin. So jedenfalls sieht es nach einem Besuch der Ministerin in der Beschaffungsbehörde Anfang April aus. Die Visite ging auf eine Initiative der BAAINBw-Belegschaft zurück, die Wind von den Berliner Plänen bekommen hatte.

## »25 Jahre Schrumpfkurs haben die Bundeswehr nahezu bewegungsunfähig gemacht.«

Am 6. Februar schrieb der Personalrat einen Brief an von der Leyen (SPIEGEL 8/2018). Die Beamten seien »sehr verwundert, dass wieder einmal nur das BAAINBw Defizite in der Rüstung kompensieren soll«. Seit vier Jahren schon werde das Amt umstrukturiert. Die Personalvertreter forderten die Ministerin auf, nach Koblenz zu kommen und sich den Fragen der verunsicherten Mitarbeiter zu stellen.

Stattdessen meldete sich zunächst ihre Staatssekretärin. In einer Videokonferenz versuchte Suder, die Sorgen der Koblenzer Einkäufer zu zerstreuen. Die Beamten erfuhren allerdings auch vom »Projekt Pfeil«: In der Bundeswehr kursierte ein Ministeriumspapier (»VS – Nur für den Dienstgebrauch«), das Suders beschwichtigende Aussagen konterkarierte.

Demnach stoße die bisherige Rüstungsbeschaffung an ihre »systemischen Grenzen«: »Die strukturellen Defizite führen dazu, dass das Management von Großvorhaben nicht den Mindestanforderungen genügt«, heißt es in dem Papier. Als Lösung schlugen die Autoren die Gründung einer Rüstungsagentur vor, ein von Suder schon lang gehegter Plan.

Die Koblenzer Beamten fühlten sich getäuscht, und so stellt sich nun die Frage: Überwarfen sich von der Leyen und ihre

Staatssekretärin auch über die Zukunft des BAAINBw? Zumindest gibt es Anzeichen, dass sich die beiden nicht einig waren. Am 6. April reiste die Ministerin selbst nach Koblenz. Die Personalvertreter verfassten einen internen Vermerk, der Meinungsverschiedenheiten zwischen Suder und von der Leyen nahelegt.

In der Diskussion sagte die Ministerin laut Gesprächsvermerk, »dass ihr das Pfeil-Papier erst aktuell zur Kenntnis gelangte und dass dieses Papier nicht von ihr in Auftrag gegeben worden« sei. Sie würde sich »die darin enthaltenen Empfehlungen auch nicht zu eigen« machen. Das Papier werde »gestrichen«. Demnach hätte Suder die Pläne ohne das Wissen der Ministerin vorangetrieben. Als die Koblenzer Beamten nachfragten, distanzierte sich die CDU-Frau von einer kompletten Privatisierung: »Wir machen aus dem BAAINBw keine GmbH.«

Die Verteidigungsministerin hat jetzt erst einmal eine Taskforce eingerichtet, die Vorschläge für die Zukunft des Beschaffungsamtes erarbeiten soll. Ende des Jahres will von der Leyen entscheiden, wie es weitergeht. Die Personalvertreter bleiben wachsam: »Wir haben bei der Bundeswehr genügend Privatisierungen erlebt, die kläglich gescheitert sind«, sagt Wolfram Kamm, Vorsitzender des Verbandes der Beamten der Bundeswehr.

Der Burgfrieden, den die Ministerin mit ihren Koblenzer Leuten geschlossen hat, hilft ihr politisch nicht weiter. Im Gegenteil: Während ihre Kommission nach einer grundlegenden Strukturreform Ausschau hält, dürfte es kaum die so dringend benötigten Kaufentscheidungen geben. Das befürchtet jedenfalls der Wehrbeauftragte Bartels: »Die Verunsicherung bei den Beamten ist extrem groß, einen Fehler zu machen.«

Bartels rät von der Leyen dringend zu einem Befreiungsschlag. »Das Verteidigungsministerium sollte schleunigst eine große Anschaffung an den Start bringen.« Er denkt dabei an Rüstungsgüter, die von der Industrie bereits fertig entwickelt worden sind, etwa Hubschrauber für Sanitätseinsätze oder Versorgungsschiffe für Auslandsmissionen. Die werden dringend benötigt und könnten praktisch aus dem Katalog ausgesucht und bestellt werden.

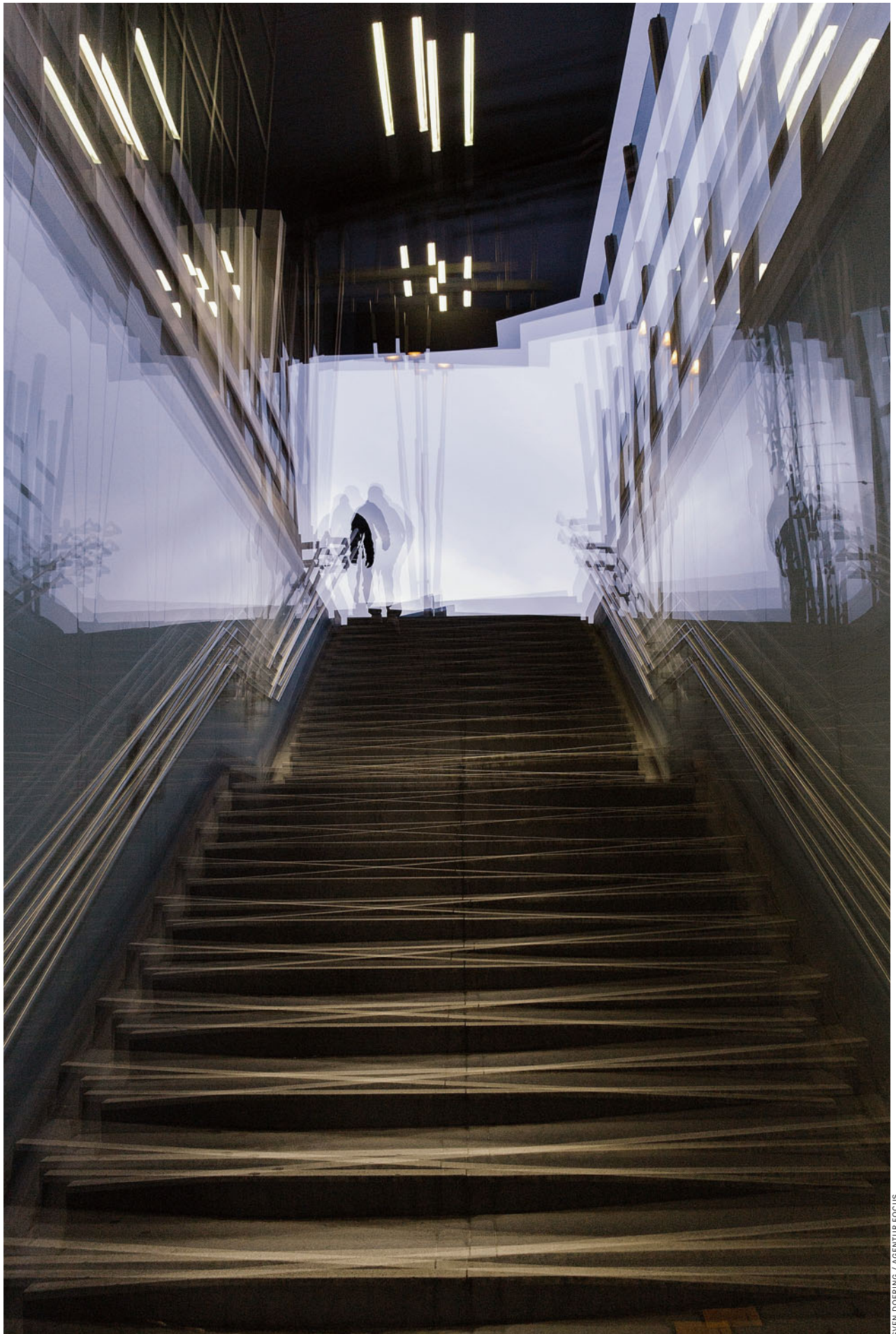
Das dürfte auch der Karriere der Ministerin helfen. Von der Leyen wird nachgesagt, in zwei Jahren als Nato-Generalsekretärin nach Brüssel gehen zu wollen. Dafür braucht sie aber dringend einen ersten sichtbaren Erfolg in ihrem Ministeramt.

Den soll ihr nun keine Unternehmensberaterin vorbereiten, sondern ein Militär. Auf Katrin Suder folgt Generalleutnant Benedikt Zimmer.

Sven Becker, Matthias Gebauer,  
Gerald Traufetter







SVEN DOERING / AGENTUR FOCUS

# Die sicherste aller Welten

**Statistik** Die Deutschen fürchten sich vor Gewaltkriminalität. Dabei ist das Risiko, zum Opfer zu werden, fast nirgendwo so niedrig wie hierzulande. Was tun gegen die Angst? *Von Beate Lakotta*

In jedem Frühjahr stellt der Bundesinnenminister die Polizeiliche Kriminalstatistik vor. Die Präsentation ist das Hochamt der Innenpolitik, nächste Woche ist es wieder so weit. Mit ihrer Auslegung der Zahlen des Vorjahrs gibt die Politik den Ton der Kriminalitätsdebatten vor, die unweigerlich folgen.

»Besorgniserregend« nannte der damalige Bundesinnenminister Thomas de Maizière im April 2017 die zunehmende »Verrohung der Gesellschaft«. Sie sei zu spüren »in der Alltagskriminalität, in der politisch motivierten Kriminalität, rechts, links und von Ausländern«. Mord und Totschlag: plus 14,3 Prozent, Vergewaltigung und sexuelle Nötigung: plus 12,8 Prozent. Gewaltkriminalität von Jugendlichen: plus 12 Prozent – jede Zahl ein Argument für de Maizières Law-and-Order-Linie.

Wer anschließend in TV-Talkrunden blickte, konnte den Eindruck gewinnen, Deutschland versinke in Chaos und Gewalt. Ein halbes Jahr später zog die AfD in den Bundestag ein.

In diesem Jahr haben die Bundesländer einen neuen Ton angeschlagen. In seltener Klarheit präsentierten sie Erfolge: Bundesweit ging die gemeldete Gewaltkriminalität um 2,4 Prozent zurück, in Hamburg sogar um fast 9 Prozent. In Bayern, sagt der dortige Innenminister Joachim Herrmann, lebe man sicherer als im Rest der Republik, aber auch sicherer als im vergangenen Jahr oder vor 30 Jahren. Das müsse man denen entgegenhalten, »die mit Fake News unterwegs sind und die Mär verbreiten, alles werde immer schlimmer«.

Eben noch Besorgnis über zweistellige Anstiege bei Gewalttaten, jetzt Entwarnung – ob das die Bürger überzeugen wird?

Seit vielen Jahren weisen die Kriminalstatistiken in diese Richtung: Das Risiko, Opfer einer schweren Gewalttat zu werden, ist in Deutschland niedriger als in früheren Jahren. Trotzdem glauben viele Bürger, es werde immer ärger mit der Gewalt – mehr, brutaler, rücksichtsloser. Wer bei Google als Suchwort »Angst-Ort« eintippt, wird schnell fündig: Berlin-Alexanderplatz, das Oldenburger Kennedyviertel, der Bahnhof im schwäbischen Horb, Stadthaus Bonn – alles Orte voller Drogen, Dreck, Suff, Pöbeleien.

Laut Umfragen machen sich fast 30 Prozent der Deutschen Sorgen, sie könnten Opfer eines Gewaltverbrechens werden. Jeder zweite glaubt, das Risiko werde steigen. Am meisten sorgen sich die Anhänger der AfD. Bestätigt dürften sie sich gefühlt haben, als kürzlich der CDU-Politiker Jens Spahn klagte, der Staat könne nicht mehr für Recht und Ordnung sorgen.

Menschen ein Gefühl dafür zu geben, wie sicher sie leben – für Politiker ist das zur Herausforderung geworden, vergleichbar mit Integration oder Gesundheitsschutz. Eine schwierige Aufgabe, denn längst hat sich die Angst vor Gewaltverbrechen von der Realität abgekoppelt.

Das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen (KFN) ist eine der Institutionen, die Kriminalität vermessen und analysieren: Jugendgewalt, Kriminalität von Zuwanderern, Radikalisierung im digitalen Zeitalter. Fragt man KFN-Direktor Thomas Bliesener, welche Botschaft nun stimme, die schlechte vom vergangenen Jahr oder die gute aus diesem, lacht er erst mal und sagt: »Kommt darauf an, welche Strecke man überblickt.«

Ohnehin bezweifeln Experten, dass die Polizeistatistik ein realistisches Bild der Sicherheitslage liefert. Politiker fragen nicht weiter danach; sie nutzen das Zahlenwerk wie Knetmasse. Aus veränderten Stellen hinter dem Komma lassen sich Herausforderungen oder Erfolge modellieren. Auf das Risiko jedes Einzelnen haben Einjahresschwankungen keine Auswirkung, die Fallzahlen sind viel zu gering. Für die Wissenschaft sind sie bedeutungslos, es gibt zu viele Möglichkeiten der Verzerrung.

Kriminologen lassen stattdessen lange Zeitreihen sprechen. In Dunkelfeldstudien fragen sie Menschen nach Opfererfahrungen, auch solchen, die sie nicht bei der Polizei gemeldet haben. Sie vergleichen die gefühlte mit der gemessenen Kriminalität.

Blieseners Drucker spuckt Grafiken und Zeitreihen zu allen möglichen Delikten aus. Anfang der Neunzigerjahre ging es mit der Kriminalität in Deutschland deutlich nach oben, eine Wellenbewegung, ausgelöst durch die deutsche Einheit, die Öffnung der Grenzen nach Osten, einen Einwanderungsschub von Russlanddeutschen. Seitdem nimmt die Kriminalität in Deutschland insgesamt ab.

Gewalttaten machen dabei gerade mal drei Prozent aus. Ihre Zahl bewegt sich heute ungefähr auf dem Niveau von 2001, Tendenz fallend. Je mehr Jahre man überblickt, desto weniger verzerren Ausreißer nach oben oder unten das Bild.

Ein Beispiel: Zwar wies die Polizeistatistik für 2016 im Vergleich zum Vorjahr 12,8 Prozent mehr Vergewaltigungen und schwere sexuelle Nötigungen aus. In absoluten Zahlen waren es aber weniger Fälle als ein paar Jahre vor der Flüchtlingswelle, etwa 2012 oder sogar zehn Jahre zuvor. Im Jahr 2011 gaben in einer Befragung des KFN 2,4 Prozent der Frauen zwischen 16 und 40 Jahren an, in den vorangegangenen fünf Jahren Opfer sexueller Gewalt geworden zu sein. Anfang der Neunzigerjahre: 4,7 Prozent.

Je schwerer die Folgen eines Delikts, so lautet eine Regel, desto näher kommt die Statistik der Wirklichkeit: Erfasste man in den Siebzigerjahren bis zu zwölf vollendete Sexualmorde an Kindern pro Jahr, sind es heute eher zwei bis vier. Noch eindrucksvoller: Seit den Achtzigerjahren hat sich die Zahl der Menschen, die durch Gewalttaten getötet werden, annähernd halbiert, vielleicht auch, weil dabei nur noch halb so oft geschossen wird. Körperverletzungen kommen laut Polizeistatistik zwar deutlich häufiger vor als damals. Hält man jedoch Opferstatistiken daneben, so wird dabei immer seltener jemand tödlich verletzt. Experten sind sich einig, dass Menschen heute selbst geringfügige Gewalttaten eher anzeigen als früher; Dunkelfeldstudien bestätigen das.

»Nicht nur, dass die gefühlte und die reale Gefahr immer weiter auseinandergehen«, sagt Bliesener, »es fürchten sich auch die Falschen. Frauen und ältere Menschen mehr als junge. Die meisten Opfer von Gewaltkriminalität sind junge Männer, die fürchten sich am wenigsten« – das sogenannte Kriminalitätsfurcht-Paradoxon.

Diskrepanzen, zu deren Gründen es viele Vermutungen gibt. Ältere und Frauen könnten sich eher ihrer körperlichen Unterlegenheit bewusst sein; Kriminologen gehen davon aus, dass sich in der Furcht vor Verbrechen viele andere Ängste ein Ventil suchen, die schwerer greifbar sind: Angst vor sozialem Wandel, Existenzängste, Angst vor dem Fremden. Dafür könnte sprechen, dass sich Ostdeutsche mehr fürchten als Westdeutsche, bei ver-



gleichbarer gemessener Kriminalität. Über die stärkste Quelle der Kriminalitätsfurcht hingegen sind sich Experten einig: »Politik und Medien können daraus Kapital schlagen: Quote, Auflage, Wählerstimmen«, sagt Bliesener. »Wir sprechen vom politisch-publizistischen Verstärkerkreislauf.« Medien, auch der SPIEGEL, müssen abwägen: Berichten sie über diesen Teil der Wirklichkeit, verstärken sie den Mechanismus, ob sie wollen oder nicht.

Regelmäßig ist der KFN-Direktor in Sachen Aufklärung unterwegs, auf Bürgerforen oder in Volkshochschulen. Mit seiner Botschaft von einer sicherer werdenden Umgebung hat er es schwer: »Wer die Bilder aus der Berliner U-Bahn gesehen hat, wie der Typ die Frau die Treppe runtertritt, der kriegt das nicht mehr aus dem Kopf.«

In Endlosschleifen erörtern Talkshows Bedrohungsszenarien, die in der Lebenswelt der meisten Menschen keine reale Bedeutung haben – kriminelle Clans, entflohenen Sexualstraftäter, Amokläufe, Terror, dazu Sendungen wie »Aktenzeichen XY ... ungelöst« und immer noch: Bilder von der Kölner Domplatte.

Algorithmen der Suchmaschinen verzerren zusätzlich das Bild, indem sie alle möglichen Sexualmorde der vergangenen Jahrzehnte präsentieren, obwohl man sich nur über den aktuellen Fall informieren will; auch Push-Nachrichten digitaler Medien vermitteln eine scheinbare Häufung extrem seltener Vorfälle.

Viele Zuhörer nehmen es dankbar auf, wenn Bliesener mit seinen Statistiken dagegenhält. Andere sagen, seine Zahlen seien falsch, die Polizei verschweige das wahre Ausmaß. »Meist sind es Männer, die ein Gegenreferat halten, mit Zahlen aus dem Internet, die sich vor Ort nicht überprüfen lassen.« Der Mord an der Freiburger Studentin, die Vergewaltigung auf der Bonner Siegaue durch einen »Machetenmann« aus Ghana, der Junge, den seine Eltern zum Missbrauch im Internet anboten, der erstochene Schüler in Lünen – dies alles seien Taten, die das Sicherheitsgefühl der Bürger erschütterten, auch durch die mediale Wiederholung, sagt Bliesener. »Aber aus Sicht der Wissenschaft sind es Einzelfälle. Sie erhöhen das Risiko für den Einzelnen nicht.«

Ein Trend würde sich erst ab rund hundert Fällen Veränderung pro Jahr abzeichnen, »darunter ist es schwer, Verläufe und Fallzahlen zu bewerten«. 2016 schnellte beispielsweise die Zahl der mutmaßlichen

Morde nach oben. Aber allein 72 der 373 Opfer gingen auf das Konto des Krankenpflegers Niels Högel. »Begangen hat er die Morde bis 2005«, sagt Bliesener, »verbucht wurden sie 2016.«

Das Problem ist: Auch wer sich eher unbegründet ängstigt, ändert sein Verhalten und seine Erwartungen an die Politik. Laut einer Online-Umfrage wünschen sich 70 Prozent härtere Strafen. Und die Deutschen rüsten auf, im Privaten.

Großen Ansturm, sagt Michael Hartmann vom Hamburger Waffenhaus Eppendorf, habe er im Herbst 2015 erlebt und noch mal nach der Kölner Silvesternacht. Hausfrauen kamen in das alteingesessene Geschäft, 14-jährige Mädchen in Begleitung ihrer Mutter, Rentner aus

Kriminalpolitiker – jeder hat seine eigene. Wer verstehen will, welche Rolle Statistik dabei spielt, muss nach Konstanz fahren, zu Wolfgang Heinz, dem langjährigen Leiter des Instituts für Rechtstatsachenforschung der Universität Konstanz. Heute ist Heinz emeritiert, er bittet zum Gespräch auf seine Reihenhausterrasse, zwischen Kirschbäumen blüht von unten der Bodensee herauf.

Quasi im Einmannbetrieb hat Heinz das »Konstanzer Inventar« aufgebaut, eine immense Datenbank, in der Statistiken zusammenfließen, die im Vergleich miteinander ein anderes Bild ergeben als einzeln: Daten von Polizei und Staatsanwaltschaften, Strafverfolgungs-, Bewährungshilfe- und Strafvollzugsstatistiken.

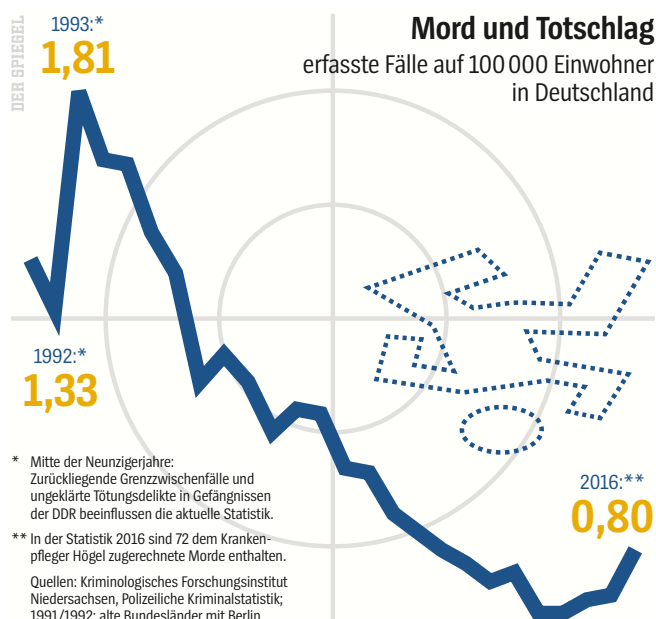
»Schon klar, dass Vertreter von Sicherheitsbehörden sich von Gewalt und Kriminalität umzingelt sehen«, sagt Heinz, »ihr Denken kreist ja permanent um Gefahrenabwehr, das ist ihr Job. Nur mit der Wirklichkeit hat das nichts zu tun.«

Die Unzulänglichkeiten der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) sind bekannt: Die PKS sammelt jeden Verdachtsfall, aber längst nicht jeder Verdacht bestätigt sich. Die Fallzahlen hängen zudem von der Anzeigebereitschaft und vom Ermittlungseifer der Polizei ab. Auch zählt die Statistik Taten, ohne zu erfassen, wie schwer ihre Folgen sind; eine harmlose Körperverletzung wandert in die Kategorie »gefährlich«, allein weil eine Waffe im Spiel war; auch festes Schuhwerk gehört dazu.

Fälle wie jener der fünf jungen Flüchtlinge, die in der Berliner U-Bahn beinahe einen Obdachlosen angezündet hätten, verzerren das Bild: »In der PKS tauchen sie auf, wie die Polizei sie erfasst hat, als Mordversuch«, sagt Heinz. »Verurteilt wurden die Täter nur wegen versuchter gefährlicher Körperverletzung. Zu Schaden kam dabei glücklicherweise niemand. Nach dem Muster überschätzt die PKS die Kriminalität.«

Aber auch Bewusstseinswandel und neue Gesetze bringen ein Auf und Ab, besonders bei Sexualstraftaten: »In den Sechzigerjahren war die Frau auch aus Sicht von Polizei und Gericht oft selbst schuld, wenn sie kurze Röcke trug.« Klar, dass deswegen weniger Vergewaltigungen angezeigt wurden. »In der Ehe kam die Vergewaltigung im öffentlichen Bewusstsein bis zur Gesetzesänderung 1997 gar nicht vor.«

Aktuell sind die Zahlen für Sexualstraftaten wieder gestiegen, auch eine Folge von Gesetzesänderungen in den vergangenen Jahren. So können sich Grapscher



dem feinen Blankenese, ein junges Paar mit Kinderwagen – Menschen, die noch nie in ihrem Leben einen Waffenladen betreten hatten. Ein katholischer Geistlicher fragte nach einer Schreckschusspistole.

»Da ist ein extremes Bedürfnis nach Selbstschutz«, sagt Hartmann. Er verstehe das: »Die Leute haben schlechte Erfahrungen gemacht.«

Zum Beispiel?

»Dass einem draußen sechs, sieben Leute entgegenkommen, die keinen Platz machen. Einfach der Verdrängungswettbewerb auf den Straßen, auch wenn dann nichts passiert ist.«

Ende 2017 waren in Deutschland 557 560 kleine Waffenscheine registriert. Damit sind eine runde Viertelmillion mehr Menschen berechtigt, Schreckschusswaffen in der Öffentlichkeit zu tragen, als noch zwei Jahre zuvor.

Über Kriminalität gibt es viele Wahrheiten. Opfer, Täter, Polizei, Strafverfolger,

jetzt wegen sexueller Belästigung strafbar machen; bisher galt das oft nur als Beleidigung.

Selbst wenn sich real nichts verändere, sagt Heinz, »etwas Besorgniserregendes werden Sie in der PKS immer finden. Weil man ihre Daten instrumentalisiert, um damit Forderungen und Entscheidungen zu begründen«. Nach mehr Polizei, härteren Strafen oder mehr Befugnissen für Ermittler wie im umstrittenen neuen bayerischen Polizeigesetz.

Was hingegen fehlt, sind Daten, die zeigen könnten, wie sich solche Maßnahmen auswirken. Es gibt keine kontinuierlichen, repräsentativen Dunkelfeldstudien und nicht mal eine fortlaufend geführte Rückfallstatistik. »Statistisch gesehen sind wir Entwicklungsland«, sagt Heinz. »Wir leisten uns Kriminalpolitik im Blindflug.«

Vor mehr als zehn Jahren war er an dem Versuch beteiligt, im Regierungsauftrag Erkenntnisse über die Kriminalitätslage zu einem objektiven Bild zu bündeln, im »Periodischen Sicherheitsbericht«. Heinz steigt in den Keller und kommt mit zwei telefonbuchdicken Bänden zurück, erstellt von Experten aus Kriminologie, Soziologie und dem Bundeskriminalamt, persönlich signiert von der früheren Bundesjustizministerin Brigitte Zypries.

Das Fazit damals: »Erstens: Wir brauchen mehr Daten. Zweitens: Wir haben Probleme mit Kriminalität, aber im Verhältnis zu anderen Problemen sind sie eher gering. Drittens: Für die Sicherheit bringen harte Strafen wenig. Viertens: Am nachhaltigsten verbessert Prävention die Sicherheit, dazu zählen Investitionen in Bildung, Lebensqualität, Städtebau.«

Zweimal erschien der Bericht, im Jahr 2006 war damit Schluss. »Politik ist oft beratungsresistent«, sagt Heinz. »Manche Dinge will man lieber nicht wissen. Denn wenn man wüsste, es bringt nichts, könnte man vieles nicht mehr machen.«

Sommer 2017, Vorlesung an der Universität Tübingen bei Jörg Kinzig. Regelmäßig wird der Kriminologe zu Expertenanhörungen im Bundestag gebeten. Dort geht es um kriminalpolitische Maßnahmen wie die Verschärfung der Sicherungsverwahrung, den Warnschussarrest für Jugendliche oder härtere Strafen für Angriffe gegen Polizisten. Zuletzt war Kinzig in Sachen elektronische Fußfessel für Terrorunterstützer in Berlin. »Die meisten Fachleute waren sich einig: Das bringt nichts«, sagt Kinzig. Die Fußfessel kam trotzdem. Wissenschaft sei das eine, aber Kriminalpolitik

funktioniere anders, habe ihm der Vorsitzende des Rechtsausschusses mal offen ins Gesicht gesagt.

Vorlesungsthema an diesem Tag ist die Flüchtlingskriminalität, der Hörsaal ist voll. Selbst unter Studierenden glaubten viele, dass die Kriminalität ansteige. Spätestens seit dem Mord an der Freiburger Studentin Maria L. spricht ganz Deutschland über die Frage, ob Flüchtlinge krimineller sind als Deutsche – und, wenn ja, was dagegen zu tun sei. Kinzigs Antwort: »Kriminalität ist keine Frage des Passes, sondern von Lebenslagen.«

Dazu passt das Ergebnis einer Studie, in der das KFN die Kriminalität Deutscher mit der von Nichtdeutschen verglich. Fazit: Auch wenn man Alters- und Geschlechts-

als Genugtuung bleibt, ist oft nur die Strafe für den Täter.

Wer versucht, das Leid der Opfer zu würdigen, und gleichzeitig auf sinkende Fallzahlen oder mangelnde Belege für den Nutzen von Repression verweist, steht schnell als Zyniker da. Manchmal fragt sich Kinzig, ob sie irgendetwas übersehen. »Aber den Täter, der vorher ins Strafgesetzbuch schaut, gibt's nicht. Erst recht bei Gewalt- und Sexualstraftaten ist Drohen nutzlos, die folgen meistens dem Impuls.« Dass trotzdem seit 20 Jahren die Sexualmorde zurückgehen, führen Kriminologen auf ein freieres Sexualleben zurück und auf bessere Therapiemöglichkeiten.

Es gebe etwas anderes, das Gesetz schaffen könnten: Bewusstsein. »Früher haben einen die Eltern schon mal geschlagen, auch wenn sie einen lieb hatten. Seit das eine Straftat ist, geht die Gewalt in den Familien zurück« – nicht in der Polizeistatistik, da gehen die Fallzahlen für Kindesmisshandlung hoch, weil sich Nachbarn oder Verwandte heute eher an Behörden wenden, aber wenn man Opferbefragungen und Dunkelfeldstudien heranzieht.

Gewalt, früher ein legitimes Mittel zur Problemlösung, gilt heute selbst als Problem, in vielen Gesellschaften ist das so. Aber woher kommt das?

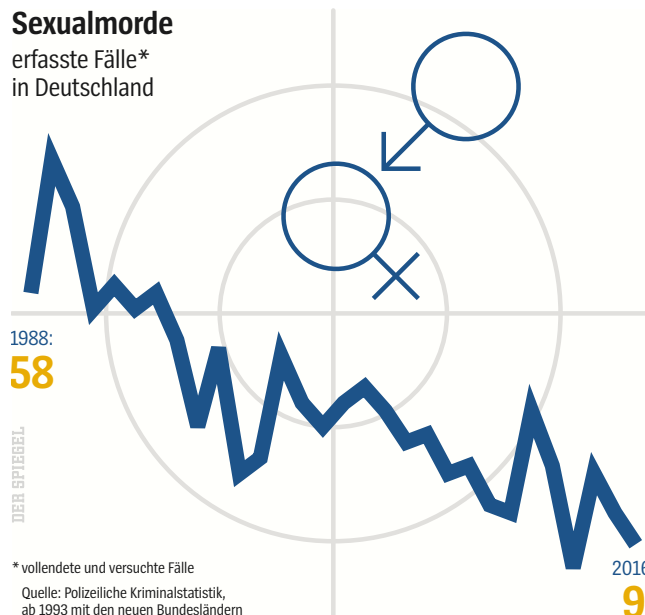
Eine verblüffend simple Antwort lautet: von selbst. Gesellschaften altern. Im Hinblick auf die Kriminalitätsentwicklung ist das eine gute Nachricht: weniger junge Männer gleich weniger Gewaltkriminalität.

Aber auch junge Menschen sind heute weniger gewalttätig als früher, jedenfalls in den westlichen Industrieländern. In Deutschland sind in den vergangenen zehn Jahren schwere Gewaltstraftaten Jugendlicher drastisch zurückgegangen. Ob jüngste Zuwächse von Jugendgewalt in einzelnen Bundesländern auf mehr Anzeigen oder mehr Gewalt zurückgehen? Schwer zu sagen, noch schwerer, ob es sich dabei um eine Trendwende handeln könnte. Und die Gründe für den langfristigen Rückgang von Gewalt? Experten sehen sie vor allem in der gewaltfreien Erziehung und dem veränderten Freizeitverhalten: Statt draußen auf irgendwelchen Parkbänken rumzuhängen und Unsinn zu machen, sitzen Jugendliche vor dem Computer oder am Handy.

Es gibt auch keine Belege dafür, dass die Gewalt Jugendlicher brutaler geworden sei, eher im Gegenteil: Bei schweren Gewalttaten wie Totschlag oder Vergewaltigung haben sich die Verurteilungszahlen bei Jugendlichen und Heranwachsenden

## Sexualmorde

erfasste Fälle\*  
in Deutschland



unterschiede herausrechnet, wären Nichtdeutsche höher mit Kriminalität belastet. Ganz einfach weil sie als Gruppe Merkmale in sich vereinen, die auch bei Deutschen als kriminalitätsfördernd bekannt sind, wie geringe Schulbildung oder niedriger sozioökonomischer Status. Aber als Kinzig in einem Radiointerview zum Maria-Fall den Umkehrschluss zog, dass Deutsche auch nicht anders kriminell würden als Flüchtlinge, schrieb jemand ins Hörerforum: »Die Welt wäre besser, hätte der Afghane statt der jungen Frau den Herrn Kinzig ersäuft.«

Es ist das Vermittlungsproblem, vor dem jeder steht, der angesichts schrecklicher Taten für eine rationale Kriminalpolitik eintritt: Den Opfern, mit denen sich die meisten Menschen identifizieren, nützen kriminologische Erkenntnisse nichts. Es ändert nichts am Horror eines Vergewaltigungsofers, zu wissen, dass dieses Delikt sehr selten ist. Was Geschädigten



etwa halbiert. Auf Schulhöfen beispielsweise zählten Versicherer 2016 nur noch halb so oft Knochenbrüche wie Mitte der Neunzigerjahre. Dunkelfelduntersuchungen zeigen, dass die Gewaltbereitschaft unter Schülern seit Jahren stetig abnimmt, möglicherweise eine Folge der langjährigen Präventionsarbeit in den Schulen.

Aktuelle Daten des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen legen nahe, dass dieser Effekt in Deutschland derzeit bei den Mittzwanzigern ankommt. Optimistisch gesprochen könnte es sein, dass gerade eine friedlichere Generation nachrückt.

Auch global betrachtet leben wir wohl in der sichersten aller Welten. Allen Schreckensbildern aus den Medien zum Trotz gibt es heute weitaus weniger Kriegstote als in früheren Jahrhunderten. Weltweit stirbt heute weniger als ein Prozent aller Menschen einen gewaltsamen Tod. Noch im 20. Jahrhundert waren es drei Prozent. Die Mordrate in Europa sinkt seit dem 14. Jahrhundert.

Das Institute for Economics and Peace in Sydney errechnet alljährlich einen globalen Friedensindex. Er erfasst Kerndaten wie Mordrate, Sicherheitsempfinden, Zahl der Inhaftierten, Zugang zu Waffen, Betroffenheit durch Terrorismus, Krieg und Bürgerkrieg, aber auch Faktoren wie gewalttätige Demonstrationen, Grad der Militarisierung oder politische Stabilität.

Danach ist Europa mit Abstand die sicherste Region der Erde, Deutschland lag 2017 auf Rang 16 von 163 bewerteten Ländern, hinter Island, Österreich, Dänemark. Zum Vergleich: Die USA liegen auf Rang 114, China folgt auf Rang 116. Am unteren Ende der Skala: Irak, Afghanistan, Syrien.

Eine international gebräuchliche Kennziffer für die Sicherheit einer Gesellschaft ist die Mordrate. Nach einer Studie der Uno aus dem Jahr 2013 verlieren auf der Welt jährlich fast eine halbe Million Menschen durch vorsätzliche Tötung ihr Leben. Mehr als die Hälfte von ihnen verteilt sich auf gerade mal zehn Länder, darunter Brasilien, Indien, Nigeria, Kolumbien, die USA, Venezuela.

In Venezuela lag die Rate bei 53,7 pro 100 000 Einwohner.

Globaler Schnitt: 6,2.

In Europa: 3,0.

In Deutschland: 0,8.

Folgt man dem Harvard-Psychologen Steven Pinker, wird sich der globale Trend zur Gewaltlosigkeit fortsetzen. Vereinfacht lautet seine Botschaft: Menschen wollen

ein glückliches Leben führen. Weil Gewalt dem im Weg steht, entwickeln sie immer friedfertiger Formen des Zusammenlebens. Dabei helfe unter anderem die »Verweiblichung« von Gesellschaften. Je mehr Macht Frauen in einer Kultur haben, so Pinker, desto stärker die Abkehr von der machohaften Verherrlichung der Gewalt. Auch mehr Bildung mache die Welt friedfertiger: Gebildete Menschen kooperieren mehr, sind weniger anfällig für rassistische, sexistische, fremdenfeindliche Einstellungen und begehen weniger Gewalttaten – weltweit genauso wie in Berlin-Neukölln.

Kein Grund zum Zurücklehnen, sagt die Tübinger Kriminologin Rita Haverkamp. »Jedes einzelne Gewaltopfer wird schwer

ren.« Im vergangenen Jahr war sie zu einer Podiumsdiskussion eingeladen, Thema: »Wie sicher ist Tübingen?« Kurz zuvor hatte ein Vorfall in der Lokalzeitung Schlagzeilen gemacht: Auf einem Konzert in einer studentischen Party-Location sollten dunkelhäutige Gäste Frauen sexuell belästigt haben. Zwar hatte sich bis dahin bei der Polizei kein Opfer gemeldet. Aber die Rede war von Tübingen als »Gefahrenzone«. Ein älterer Herr sagte, dass seine Frau nicht mehr draußen joggen gehe.

Das andere große Thema: Terror, eine der größten Ängste der Deutschen. »Die Gefahr besteht, wird aber überschätzt«, sagt Haverkamp. Auch ihre Studenten seien der Meinung, die Terrorgefahr sei höher denn je. Tatsächlich war 2016 in West-

europa ein schlimmes Jahr mit 142 Terrortoten. Aber in den Siebzigerjahren waren es im Schnitt noch 265 pro Jahr. In Deutschland bewegen sich die Opferzahlen für die vergangenen Jahre im niedrigen zweistelligen Bereich, »trotzdem haben Leute Angst auf dem Weihnachtsmarkt«.

Haverkamp macht bei solchen Gelegenheiten gern noch eine andere Rechnung auf: Danach sind die gefährlichsten Orte die eigenen vier Wände: Jedes Jahr sterben in Deutschland fast 10 000 Menschen bei Hausunfällen.

Man kann solche Vergleiche als polemisch abtun – nicht so die finnische Regierung. Im Oktober hat sie ein nationales Aktionsprogramm zur inneren Sicherheit verabschiedet. Darin räumt sie dem hohen Unfallrisiko als öffentlicher Herausforderung einen ebenso hohen Rang ein wie der Kriminalität und anderen Bedrohungen.

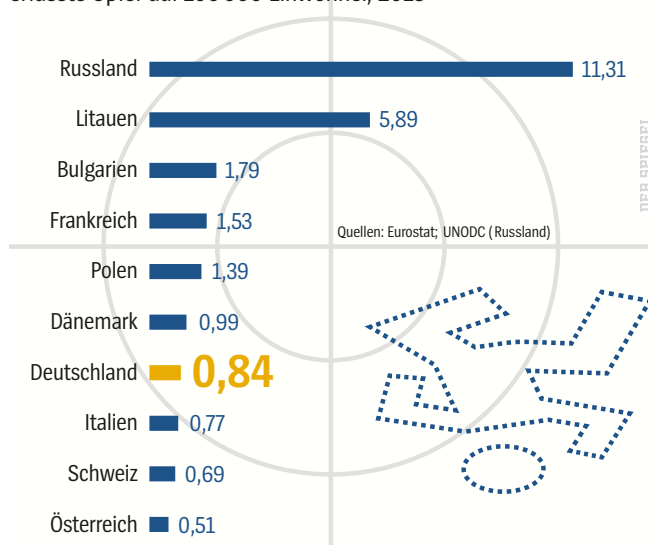
»Vermutlich würde es das Sicherheitsgefühl der Menschen enorm heben, wenn sie lernen würden, Risiken richtig einzuschätzen«, sagt Haverkamp, am besten schon in der Schule.

Menschen hingegen, die niemand ermutige, ihre Angstmuster zu überprüfen, stecken in einem Dilemma: »Je mehr Sicherheit ich habe, desto sensibler werde ich«, sagt Haverkamp. »Für Phänomene, die noch keine Straftaten sind, Menschen, die aggressiv auftreten, lärmende Jugendliche, Obdachlose – all das wird dann als Bedrohung empfunden. Auch wenn nichts passiert.«

Dass dort nie etwas passiere, kann man von Berlin nicht behaupten. Lokalzeitungen widmen Angst-Orten in der Hauptstadt ganze Kolumnen. Nicht leicht, hier gegen den Strom zu denken. Tanja Knapp, Kriminaldirektorin in Kreuzberg, versucht

## Vorsätzliche Tötungen in Europa

erfasste Opfer auf 100 000 Einwohner, 2015



getroffen.« Haverkamp forscht in Sachen Sicherheit in Kommunen wie Wuppertal oder Stuttgart. Beliebt bei der Politik sei Kriminaltechnik – Videokameras beispielsweise würden oft als Allheilmittel betrachtet. Haverkamp sieht das kritisch: »Kameras vermitteln Sicherheit, die so nicht gegeben ist.« Programme, die sie empfiehlt, umfassen anderes: potenzielle Gewalttäter persönlich ansprechen, Kinder in prekären Verhältnissen unterstützen, die Erziehungskompetenz junger Eltern verbessern, Frauen aus Migrantenfamilien Kontakt und Bildung bieten.

Kurz gesagt beruft sich Gewaltprävention, wenn sie wissenschaftlich basiert ist, auf eine Art Mantra: »Gute Sozialpolitik ist die beste Kriminalpolitik.« Formuliert hat es der Rechtswissenschaftler Franz von Liszt, vor mehr als hundert Jahren.

Aber was hilft gegen die Kriminalitätsfurcht? Andere Perspektiven einnehmen, sagt Haverkamp. »Das kann man trainie-

es trotzdem. Knapps Abschnitt 53 ist mit dem Görlitzer Park und dem Kottbusser Tor im Prinzip ein einziger Kriminalitäts-Hotspot. Und was das Sicherheitskonzept betrifft, ein Experimentierfeld.

Knapp will die Probleme nicht kleinreden: Am Kottbusser Tor, seit Jahrzehnten ein sozialer Brennpunkt, tauchten vor zwei, drei Jahren zusätzlich große Gruppen aus Nordafrika auf, mehr Waffen, mehr Gewalt. An den Eingängen zum Görlitzer Park standen schwarze Dealer Spalier. Wer nichts kaufen wollte, war schnell mal sein Handy los. »Die Leute haben sich empört, zu Recht. Und wir haben entsprechend massiv reagiert.«

Und heute? »Können Sie an beiden Orten wieder normal über den Platz laufen.«

Nur: Viele Berliner meiden den Park. In der »BZ« war mal zu lesen, für die Anwohner sei er »14 Hektar Angst, eine Tabu-Zone mitten in ihrem Kiez«. Es ist einer dieser Orte, an denen sich die Debatte entzündet, ob der Staat die Kontrolle verliere. Wer sich trotzdem hintraut, sieht: Mütter und Väter mit Kinderwagen, Hipster, Radfahrer, Obdachlose, dürre, in Cannabiswolken gehüllte Gestalten – und die Beamten der Brennpunktstreife, die in neongelben Signalwesten Präsenz zeigen. Ihre Aufgabe: ansprechbar sein, die gefühlte Sicherheit erhöhen.

Im »Görli« läuft das Projekt einer Anwohnerinitiative, einzigartig in Deutschland: Bezirksamt, Stadtreinigung, Quartiersmanagement, Kreuzberger – alle zusammen an einem Tisch mit der Polizei. Die setzt im Park auf weniger statt mehr Kontrolle. Wer anderen Angst macht oder am Kinderbauernhof Drogen anbietet, wird konsequent verfolgt. Aber anstatt wie früher in Großeinsätzen Junkies zu jagen, kooperiert die Polizei heute mit Fixpunkt, einem Verein, der Suchtkranken saubere Spritzen anbietet.

Vor zehn Jahren wäre das ideologisch verhindert worden, sagt Knapp. Dabei sei der Kampf gegen die Drogen von der Polizei allein ohnehin nicht zu gewinnen. »Aber wir wollen zeigen, dass wir einen verloren geglaubten Platz zurückerobert können.« Es scheint zu funktionieren. Ein Parkmanager residiert in einem Bauwagen, eigens ausgebildete Parkläufer schlichten Streit um wildes Grillen und Pinkeln, der Bezirk hat neue Lampen spendiert und einen Zaun um den Kinderspielplatz. Die Stadtreinigung kommt jetzt öfter vorbei. Und die Kriminaldirektorin hofft auf den Sommer, am Angst-Ort Görlitzer Park ist ein Kulturprogramm geplant.

»Die objektive Sicherheitslage ist beruhigt, deutlich weniger Raub und Taschendiebstähle, kaum sexuelle Belästigungen. Ein schöner Erfolg eigentlich«, sagt Knapp. »Jetzt müssen wir nur noch die Berliner davon überzeugen.«

# € 100 für Sie!

## 1 JAHR DEN SPIEGEL DIGITAL LESEN + PRÄMIE.



**100€ Amazon.de Gutschein**

Über eine Million Bücher sowie DVDs, Technikartikel und mehr zur Auswahl.

**€ 100,- Prämie**

Erfüllen Sie sich einen Wunsch:  
€ 100,- als Prämie.



## Ja, ich möchte den SPIEGEL digital lesen und wähle eine Prämie!

Ich lese 52 Ausgaben des SPIEGEL digital inklusive SPIEGEL DAILY für nur € 4,10 pro Ausgabe und erhalte eine Prämie meiner Wahl.



- ✓ 52x den SPIEGEL digital lesen
- ✓ Bereits ab freitags, 18 Uhr
- ✓ Auch offline lesbar
- ✓ Auf bis zu 5 Geräten
- ✓ Inklusive SPIEGEL-E-Books
- ✓ **Wunschprämie dazu**

**Jetzt neu:** ✓ **Inklusive SPIEGEL DAILY**  
Die neue digitale Tageszeitung

Jetzt bestellen:

[www.spiegel.de/digital18](http://www.spiegel.de/digital18)



# Im eigenen Stall

**NRW** Tierquälerei – das ist ein hässlicher Vorwurf, erst recht für eine Umweltministerin. Und längst nicht das einzige Problem von Christina Schulze Föcking.

**D**ie Ställe liegen an einer Landstraße bei Steinfurt im Münsterland. Der Hof, zu dem sie gehören, hat eine eigene Bushaltestelle, Föcking, benannt wie die Betreiber der Schweinemast. Bis Juni 2017 war Christina Schulze Föcking gemeinsam mit ihrem Mann am Hof beteiligt, dann zog sie sich zurück und ging nach Düsseldorf in die Landesregierung.

Die CDU-Politikerin ist seitdem Ministerin für Umwelt, Landwirtschaft, Natur- und Verbraucherschutz. Was bedeutet: Empfänge, Ausschüsse und Gesetzesvorlagen statt Mistgabeln und Gummistiefel. Im Kabinett von Ministerpräsident Armin Laschet galt Schulze Föcking, 41, als junges, aufstrebendes Talent. Doch das ist vorbei. In ihrem neuen Job holt sie ihre Vergangenheit als Landwirtin ein.

Im Juli, wenige Tage nachdem Schulze Föcking ihr Amt angetreten hatte, strahlte »Stern TV« Bilder aus, die Aktivisten in den Ställen des Familienbetriebs aufgenommen hatten. Die Tierschützer waren nachts mit einer Videokamera eingedrungen. Sie filmten Tiere, die sich offenbar gegenseitig den Schwanz abgebissen hatten, und humpelnde Schweine mit entzündeten Gelenken und Beulen.

Tierquälerei? Im Familienbetrieb der Umweltministerin? Es war der Anfang einer Affäre, die größer und größer wird, obwohl die Staatsanwaltschaft keine Anhaltspunkte für eine Straftat sah. Schulze Föcking erwies sich als Künstlerin darin, sich selbst in die Bredouille zu bringen.

Im Herbst legte sie dem Umweltausschuss ein Gutachten zu den Vorwürfen vor. Darin hieß es, es könne »nicht nachvollzogen werden«, dass die Krankheiten der Schweine aufgrund von »unzureichenden Haltungsbedingungen« oder »mangelhafter Betreuung« entstanden seien.

Mit anderen Worten: alles gut bei den Schulze Föckings. Der Gutachter, der Ve-

terinärmediziner Friedhelm Jaeger, ist allerdings ein Mitarbeiter, er leitet das Tierschutzreferat im Ministerium. Inzwischen darf er auch, über Abteilungen hinweg, eine wichtige Projektgruppe leiten. Als Belohnung für sein gefälliges Gutachten? Das Ministerium bestreitet das.

Doch die Vorwürfe, dass Schulze Föcking als Ministerin vor allem aus Eigennutz handelt, häufen sich. Im Herbst löste sie die Stabsstelle Umweltkriminalität auf. Die Stelle wurde 2004 gegründet, sie war, so steht es in einem Aufgabenprofil, »zentraler Ansprechpartner für Strafverfolgungs- und Umweltverwaltungsbehörden auf dem Gebiet der Umwelt- und Lebensmittelkriminalität«.

Die Stabsstelle bestand aus zwei Personen, einem früheren Staatsanwalt und einem Polizeibeamten. Im Ministerium



## Schweine in Schulze Föckings Betrieb: »Kannibalismus«



### Ministerin Schulze Föcking: Empfänge statt Gummistiefel

waren beide angesehen, man nannte sie »Sherlock Holmes und Dr. Watson«. Das Duo nahm Firmen ins Visier, die Böden und Gewässer verschmutzten oder Quecksilber nicht umweltgerecht entsorgten.

Kurz bevor die Stabsstelle aufgelöst wurde, beschäftigten sich deren Mitarbeiter mit der Schweinemast der Familie Schulze Föcking; das deckte jüngst der

WDR auf. Das Ministerium hat reagiert und die entsprechende Akte veröffentlicht. Darin finden sich Zeitungsausschnitte, Plenarprotokolle und E-Mails zu dem Fall der eigenen Ministerin.

Welche Chefin wünscht sich schon Mitarbeiter, die ihr und ihrer Familie auf die Finger schauen? Das Ministerium bestreitet einen Zusammenhang zur Auflösung der Stabsstelle und teilt stattdessen mit, Schulze Föcking habe erst jetzt, im April 2018, von der Existenz der Akte erfahren.

Die Ministerin sagt, die Arbeit der Stabsstelle sei zu wenig durchschlagskräftig gewesen. Nur darum habe sie weichen müssen. Tatsächlich jedoch legte die Stelle allein im vorigen Jahr 154 Aktenzeichen, darunter rund 60 operative Vorgänge, an. Recherchen und Strafanzeigen führten über die Jahre zu zahlreichen Ermittlungen und Verurteilungen.

Staatsanwälte und Umweltschützer sind entsetzt über das Aus der Stabsstelle, auch innerhalb ihres Ministeriums wird Schulze Föcking kritisiert. Sie betreibe »Klientelpolitik«, heißt es. Schulze Föcking sehe sich zuerst als Landwirtin, dann als Ministerin, ihre Verflechtungen mit der Agrar- und Jagdlobby bestimmten ihr Handeln.

Die Vorwürfe sind so umfassend, dass die Opposition in Düsseldorf mit einem Untersuchungsausschuss droht. Schulze Föcking sei »fachlich und moralisch nicht geeignet, das Ministerium zu führen«, so Norwich Rüße, Sprecher der Grünen für Landwirtschaft und Tierschutz.

Zurzeit beschäftigt sich auch das Verwaltungsgericht Münster mit Schulze Föcking. Der Verein Animal Rights Watch hat eine Klage eingereicht. Er will erwirken, dass der Kreis Steinfurt dem Betrieb Schulze Föcking untersagt, Tiere zu betreuen. Den Schweinen seien »anhaltende Schmerzen zugefügt« worden, heißt es in der Klageschrift, es habe »aggressiven Kannibalismus« in den Ställen des Unternehmens gegeben.

Eine Umweltministerin, deren Familie verboten wird, Tiere zu halten? Sollte es so kommen, wäre Schulze Föcking wohl keine Ministerin mehr. Bis es so weit ist, legt

sie sich weiter mit Tierschützern an. Sie glaubt, dass Kormorane die kommerzielle Fischzucht gefährden. Deswegen hat Schulze Föcking eine Verordnung auf den Weg gebracht: Sie will Jägern erlauben, die Vögel rund um Gewässer in Nordrhein-Westfalen abzuschießen.

Maik Baumgärtner, Lukas Eberle

# For him. For her. For you. For 99.



## >> Jetzt Ihren passenden smart besonders günstig leasen.

Jeder Mensch ist anders, genau wie jeder smart. Und egal, ob Sie einen smart nur für sich alleine, für zwei oder für die ganze Familie suchen: Den smart fortwo und den smart forfour gibt es jetzt ab 99,- Euro<sup>3</sup> im Monat. Nur bis zum 30.6.2018. Mehr Informationen bei Ihrem smart Händler.

Übrigens, alle smart Modelle gibt es jetzt auch rein elektrisch.<sup>4</sup>

**Ohne  
Anzahlung.**

[www.smart.com](http://www.smart.com)

### Unser Leasingbeispiel für Privatkunden:

|                                     | smart fortwo coupé 52 kW <sup>1</sup> | smart forfour 52 kW <sup>1</sup> |
|-------------------------------------|---------------------------------------|----------------------------------|
| Kaufpreis <sup>2</sup>              | 11.165,00 €                           | 11.825,00 €                      |
| Leasing-Sonderzahlung               | 0,00 €                                | 0,00 €                           |
| Gesamtkreditbetrag                  | 11.165,00 €                           | 11.825,00 €                      |
| Gesamtbetrag                        | 4.752,00 €                            | 4.752,00 €                       |
| Laufzeit in Monaten                 | 48                                    | 48                               |
| Gesamtleistung                      | 40.000 km                             | 40.000 km                        |
| Sollzins gebunden p. a.             | - 7,23 %                              | - 7,68 %                         |
| Effektiver Jahreszins               | - 6,99 %                              | - 7,42 %                         |
| 48 mtl. Leasingraten à <sup>3</sup> | 99,00 €                               | 99,00 €                          |



smart – eine Marke der Daimler AG

<sup>1</sup>Kraftstoffverbrauch: 4,9–4,8 l/100 km (innerorts), 3,8–3,7 l/100 km (außerorts), 4,2–4,1 l/100 km (kombiniert), CO<sub>2</sub>-Emissionen (kombiniert): 97–93 g/km. **Energieeffizienzklasse B.** Die angegebenen Werte sind die „gemessenen NEFZ-CO<sub>2</sub>-Werte“ i. S. v. Art. 2 Nr. 2 Durchführungsverordnung (EU) 2017/1153, die im Einklang mit Anhang XII der Verordnung (EG) Nr. 692/2008 ermittelt wurden. Die Kraftstoffverbrauchswerte wurden auf Basis dieser Werte errechnet. Aufgrund gesetzlicher Änderungen der maßgeblichen Prüfverfahren können in der für die Fahrzeugzulassung und ggf. Kfz-Steuer maßgeblichen Übereinstimmungsbescheinigung des Fahrzeugs höhere Werte eingetragen sein. Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil des Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen verschiedenen Fahrzeugtypen. Die Werte variieren in Abhängigkeit der gewählten Sonderausstattungen. <sup>2</sup>Unverbindliche Preisempfehlung des Herstellers, zzgl. lokaler Überführungskosten. Andere Motorisierungs- und Ausstattungsvarianten gegen Aufpreis möglich. <sup>3</sup>Ein Leasingbeispiel der Mercedes-Benz Leasing GmbH, Siemensstraße 7, 70469 Stuttgart. Stand 01.04.2018. Ist der Darlehens-/Leasingnehmer Verbraucher, besteht nach Vertragsschluss ein gesetzliches Widerrufsrecht nach § 495 BGB. Das Angebot gilt vom 01.04. bis zum 30.06.2018 (Auftragseingang), sofern die berechnete Lieferung bis zum 31.12.2018 erfolgt. Nur solange der Vorrat reicht und nur bei teilnehmenden smart Händlern. <sup>4</sup>Nicht im Leasingangebot enthalten. Abbildungen zeigen Sonderausstattungen.

Anbieter: Daimler AG, Mercedesstraße 137, 70327 Stuttgart



# »Die Bewährungsprobe kommt erst jetzt«

**SPIEGEL-Gespräch** Günter Morsch, Leiter der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen, sieht im Kampf gegen Antisemitismus den Staat gefordert und warnt davor, zu stolz auf die deutsche Erinnerungskultur zu sein.

*Morsch, 65, ist Historiker und lehrt am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin. Er leitet seit 1993 »Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen«, seit 1997 ist er auch Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten.*

**SPIEGEL:** Herr Professor Morsch, im Konzentrationslager Sachsenhausen waren von 1936 bis 1945 mehr als 200 000 Menschen inhaftiert, politische Häftlinge, Juden, Sinti, Roma, Zeugen Jehovas, Homosexuelle. Zehntausende wurden getötet. Vor zwei Wochen haben Sie den 73. Jahrestag der Befreiung des Lagers begangen. Wie viele der ehemaligen Häftlinge leben heute noch?

**Morsch:** Gerade mal sieben Überlebende sind jetzt zum Jahrestag gekommen, es sind wirklich nicht mehr viele, aber einen exakten Überblick haben wir nicht. Die meisten stammen aus Osteuropa, sie kamen als Kinder nach Sachsenhausen.

**SPIEGEL:** Einer der Überlebenden, der kommunistische Widerstandskämpfer Karl Stenzel, starb 2012. In einer seiner letzten Reden sagte er, fast flüsternd, er war wohl schon schwach ...

**Morsch:** ... er war so deprimiert!

**SPIEGEL:** Er sagte: »Wir, die ehemaligen KZ-Häftlinge, wir haben versagt. Wir haben geglaubt, die Welt würde aus unserer Erfahrung lernen, sie würde besser werden, keine Völkermorde mehr, kein Rassismus, kein Antisemitismus, kein Nationalismus, kein Krieg mehr. Doch was hat die Welt aus unseren Erfahrungen gemacht?« Eine bittere Bilanz. Hat er recht?

**Morsch:** Schon in ihrem »Vermächtnis«, das die Häftlingskomitees fast aller großen Lager von Auschwitz über Flossenbürg, Dachau bis nach Ravensbrück und Sachsenhausen 2009 in Berlin dem Bundespräsidenten übergaben, klingt das ähnlich pessimistisch. Die Häftlinge hatten wirklich geglaubt, dass dies ein Zivilisationsbruch war, der die Menschheit zur Umkehr bewegen würde.

**SPIEGEL:** Haben wir tatsächlich nichts aus der Geschichte gelernt?

**Morsch:** Ich war beim Verfassen des Vermächtnisses dabei und habe natürlich auch versucht dagegenzuhalten, aber es ist mir zunehmend schwergefallen. Die Menschen sind mir ans Herz gewachsen, es tut mir leid, dass nicht wenige von ihnen so resigniert starben. Ganz so schwarz darf man es zwar nicht sehen, aber ich bin froh, dass die meisten nicht mehr erleben, was im Moment in Europa los ist und im Deutschen Bundestag ...

**SPIEGEL:** ... wo nun die Rechtspopulisten der AfD sitzen. Was ist los in Deutschland?

**Morsch:** Grundfeste, die nach 1945 galten, die auch zur Gründung der Europäischen Union führten, sind vergessen oder infrage gestellt. Es gibt Kräfte, die beleben genau das neu, was wir glaubten, überwunden zu haben: Ausgrenzung, Nationalismus, Verachtung der Demokratie. Eine Ursache ist die globalisierte, neoliberale Wirtschaft, sie setzt ähnlich wie die industriellen Umwälzungen im 19. Jahrhundert Prozesse frei, in denen alte Identitäten verschwinden und die große Frage aufgeworfen wird: Was hält die Gesellschaft zusammen?

**SPIEGEL:** Mobbing gegen jüdische Schüler, ein Israeli mit Kippa wird geschlagen, etliche jüdenfeindliche Vorfälle haben eine neue Antisemitismusdebatte ausgelöst. Viele schienen überrascht zu sein, als sie durch den Eklat um den Musikpreis Echo erfuhren, dass da verächtlich über Auschwitz-Häftlinge gerappt wird, oder als der Zentralrat nun Juden davor warnte, in der Öffentlichkeit eine Kippa aufzusetzen. Haben Sie das kommen sehen?

**Morsch:** So neu ist das alles ja gar nicht. Wir hatten nach der Einheit schon einen massiven Schub an Rechtsextremismus, Antisemitismus, Rassismus, gerade auch in Brandenburg. 1992 gab es den Brandanschlag auf die jüdischen Baracken in Sachsenhausen, Angriffe mit Gaspistolen auf dem Gelände, Heil-Hitler-Demonstrationen. 2002 legten Extremisten abgeschnit-



tene Schweineköpfe in die KZ-Gedenkstätte Wöbbelin, sie sprühten Hakenkreuze und Sprüche wie »Juden haben kurze Beine« auf das Mahnmal für den Todesmarsch im Belower Wald. Der Staat hat damals erfolgreich eingegriffen, auch die Zivilgesellschaft war mobilisiert. Doch der Hass blieb erhalten. Seit fünf, sechs Jahren beobachten wir vor allem im Süden Brandenburgs, insbesondere in Cottbus, dass die rechtsextremen Aktivitäten wieder massiv zunehmen. Das wurde unterschätzt.

**SPIEGEL:** Warum kommt der Hass jetzt wieder hoch?

**Morsch:** Die Flüchtlingskrise ist wie ein Ventil für die Aversion gegen alles, was die moderne, offene, tolerante, freiheitliche Gesellschaft ausmacht.

**SPIEGEL:** Josef Schuster, der Präsident des Zentralrats der Juden, spricht von einer neuen Stufe, einer neuen »Sichtbarkeit« des Antisemitismus. Nehmen Sie das auch so wahr?

**Morsch:** Umfragen zeigen seit Jahren, dass in Deutschland 15 bis 20 Prozent der Menschen Antisemiten oder für antisemitische Parolen anfällig sind. Nun haben die Hemmungen nachgelassen. Es wird so offen und unverhohlen Hass geäußert, wie wir es bisher nicht kannten. Vieles davon wird über Flüchtlinge trans-



## Historiker Morsch in einstiger KZ-Baracke

»Der Hass blieb erhalten«

portiert, meint aber eigentlich auch Juden, Roma und andere.

**SPIEGEL:** Was ist mit muslimischen Flüchtlingen, die Antisemitismus mitbringen?

**Morsch:** Das Judenbild vieler arabischer Zuwanderer speist sich stark aus ihrer Israelkritik oder Israelablehnung. Dennoch dürfen wir es nicht vom deutschen Antisemitismus trennen. Es hilft nichts, jetzt mit dem Finger auf Syrer zu zeigen. Die antisemitischen Bilder, die sie im Kopf haben, sind dem schon sehr ähnlich, was auch Deutsche als Antisemiten kennzeichnet.

**SPIEGEL:** Vergangene Woche trugen Menschen in Berlin eine Kippa aus Solidarität mit Juden gegen Antisemitismus, aufgerufen dazu hatte die Jüdische Gemeinde selbst. War das ein starkes Zeichen?

**Morsch:** Ich bin eher enttäuscht über das, was von der Zivilgesellschaft bisher kommt. Allerdings haben wir sie in den letzten Jahren auch permanent mobilisiert und dadurch überstrapaziert. Alle sind gefordert, aber wichtig ist nun konsequentes staatliches Handeln. Auch Lehrer sollten früher einschreiten gegen antisemitische Parolen. In der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre war das sehr erfolgreich, als Polizei und Jugendrichter schnell reagierten und Rechtsextremisten in die Schranken wiesen. Das funktionierte auch 2013, als

die NPD in die Gedenkstätte diese Plakate legte: »Geld für Oma statt für Sinti und Roma«. Ich habe Anzeige erstattet wegen Störung der Friedhofsruhe, die Täter waren innerhalb weniger Wochen verurteilt.

**SPIEGEL:** Gibt es aktuell Übergriffe oder Schmierereien in der Gedenkstätte?

**Morsch:** Derzeit nicht, allenfalls mal einen Schüler, der ein Hakenkreuz ins Besucherbuch schmiert. Wir haben die Gedenkstätten ja verändert, es sind Orte geworden, an denen diskutiert wird. Wir werfen Fragen auf und setzen den Leuten kein fertiges Geschichtsbild vor. Und wir reden nicht nur über die Opfer, sondern auch über die Täter, ihre Strukturen, ihre Motive.

**SPIEGEL:** Sie selbst machen noch immer Führungen. Stellen junge Leute heute andere Fragen?

**Morsch:** Das Allgemeinwissen vor allem bei Jugendlichen hat stark abgenommen. Sie stellen unseren Guides echte Basisfragen: Was ist die NS-Diktatur, worin unterscheiden sich SA und SS?

**SPIEGEL:** Eine Umfrage zeigte 2017, dass vier von zehn Schülern nicht wussten, was Auschwitz-Birkenau war.

**Morsch:** Die Zeitgeschichte muss wieder mehr Raum bekommen im Unterricht. Wir dürfen uns aber nicht nur auf den Holocaust fixieren. Natürlich ist der Holo-

caust ein singuläres Verbrechen, von keiner anderen Gruppe sollten alle, vom Kind bis zum Greis, ausgelöscht werden. Trotzdem ist das Verbrechen des Nationalsozialismus noch viel größer, er war ein Armageddon der Spezies Mensch. Die Vernichtungspolitik zog unendliche Kreise, Juden, Kranke, Missliebige, Homosexuelle, »slawische Untermenschen«. In Sachsenhausen hatten zeitweise sogenannte Asoziale die höchste Todesrate.

**SPIEGEL:** Muss man angesichts eines neu aufflammenden Antisemitismus, von Rassismus und Hasspropaganda nicht konstatieren: Das alles, diese ganze Erinnerungsarbeit, hat nichts genutzt?

**Morsch:** Ich stelle mir diese Frage seit einiger Zeit immer häufiger. Wenn sogar Historiker fordern, Deutschland sollte als Europas Hegemon wieder eine Führungsrolle übernehmen, und dies mit unserer Erinnerungskultur begründen, dann frage ich mich, was ich falsch gemacht habe. Wir wollten das Gegenteil: ein dauerhaft kritisches Nachdenken über die Nation, über staatliche Politik.

**SPIEGEL:** Im Ausland werden die Deutschen dafür gelobt, wie sie ihre Geschichte aufarbeiten.

**Morsch:** Ja, wir gelten als Weltmeister der Erinnerung, und das ist ein Problem. Tatsächlich kann man erst ab 1995 von einer seriösen KZ-Forschung sprechen. Und die Täterforschung hat noch mal eine Verspätung von fünf bis zehn Jahren. Der Paradigmenwechsel der Gedenkstätten hin zu modernen zeithistorischen Museen ist ein Produkt der deutschen Einheit. Das Misstrauen gegenüber der Normalisierung Deutschlands war nur zu beseitigen, wenn es auf Dauer eine kritische Erinnerungskultur gibt, das hat Helmut Kohl als Erster erkannt. Nur so konnte Deutschland zurückfinden in den Kreis der Nationen. Es war ja auch erfolgreich. Und jetzt stellt sich der Erinnerungstolz ein. Als der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder über das Holocaust-Mahnmal sagte, es müsse ein Ort sein, an den man gern geht: Da schwang schon ein Hauch von positivem Schlussstrich mit.

**SPIEGEL:** Das Denkmal nahe dem Brandenburger Tor zieht seit seiner Einweihung 2005 Millionen Touristen an. Ist es ein allzu bequemer Ort?

**Morsch:** Ich bin Mitglied des Kuratoriums, daher muss ich etwas vorsichtig sein. Vielen Angehörigen von Holocaust-Opfern tut es weh zu sehen, wie sich Touristen dort benehmen. Manche gehen nicht mehr hin, weil sie das nicht ertragen können. Es ist natürlich schwierig an diesem Ort, einen



Zaun kann man schlecht bauen. Wir diskutieren in jeder Kuratoriumssitzung darüber, wie wir mit den Buden umgehen, die am Rande entstanden sind, oder darüber, dass nun so viele Stehlen kaputtgehen.

**SPIEGEL:** War das Konzept doch falsch?

**Morsch:** Ich war nie ein Freund dieses Entwurfs, das gebe ich zu. Wenn der Architekt Peter Eisenman sagt, er finde es wunderbar, wenn Kinder im Denkmal spielen, kann ich das nicht nachvollziehen. In Sachsenhausen verhalten sich die allermeisten Menschen angemessen und interessiert.

**SPIEGEL:** Der Zeithistoriker Martin Sabrow hat im »Tagesspiegel« beklagt, dass wir ritualisiert mit der historischen Schuld umgehen. Die Konfrontation mit der Vergangenheit sei wohlfeil geworden, sie verlange uns nichts mehr ab.

**Morsch:** Die Sorge, die Erinnerungskultur werde hohl, gibt es vor allem bei einer Generation, die viel erreicht hat und sich die Frage stellt: Und jetzt? Für die Gedenkstätten kann ich das nicht bestätigen, da erleben wir eine stark wachsende Zahl von Besuchern, die mit großem Interesse kommen, mit neuen Fragen, die sie diskutieren wollen. Ich sehe das Problem eher in dem Erinnerungssstolz, ja der Zufriedenheit der Politik. Gerade war ich wieder auf vielen Gedenkveranstaltungen, da betonen natürlich alle Politiker ihre Betroffenheit, sagen aber gleichzeitig: Wir haben es jetzt geschafft. Ich glaube, die wirkliche Bewährungsprobe für die deutsche Erinnerungskultur kommt erst jetzt.

**SPIEGEL:** Bald wird es keine Zeitzeugen mehr geben, die vom Schrecken des Nationalsozialismus aus eigenem Erleben berichten können, auch das wird es schwieriger machen, Geschichte zu vermitteln.

**Morsch:** Diese Entwicklung ist leider nicht zu ändern, aber ich sehe auch Chancen. Menschen meiner Generation, deren Eltern den Nationalsozialismus erlebt haben, tragen auch ihre persönlichen Konflikte an diese Orte. Vielleicht wird es sogar leichter, wenn die Identifikation mit der Geschichte, die Empathie, über Menschen geschieht, für die es keine persönliche Verantwortung gibt.

**SPIEGEL:** Wie kann man das befördern?

**Morsch:** Wir haben inzwischen viele individuelle Mahnmale in Sachsenhausen wie das für Rosa Broghammer. Die Schwarzwälderin liebte einen französischen Kriegsgefangenen, das war verboten. Der Mann wurde erschossen, Rosa Broghammer kam nach Ravensbrück und Sachsenhausen. Sie starb kurz nach der Befreiung des Lagers, ihren kleinen Sohn, den die Großeltern versteckten, sah sie nie wieder. Wir haben eine Initiative für sie gestartet, »Rosen für Rosa«, daran haben sich unglaublich viele Schüler beteiligt, und noch heute kommen sie hin und trauern.



**Morsch, SPIEGEL-Redakteure\***

»Es hilft nichts, jetzt auf Syrer zu zeigen«

**SPIEGEL:** Die Berliner Staatssekretärin Sawsan Chebli, selbst Muslimin, hat gefordert, auch für Flüchtlinge und Zuwanderer solle es Pflichtbesuche in KZ-Gedenkstätten geben. Ein guter Vorschlag?

**Morsch:** Ich bin ihr wirklich dankbar, weil sie eine Debatte angestoßen hat, die Methode halte ich aber für falsch. Wer in der DDR groß geworden ist, weiß, was Pflichtbesuche bedeuten. Wir wollen ein offener Lernort sein, zu dem Menschen freiwillig kommen. Ich finde es auch nicht hilfreich, wenn Gedenkstättenbesuche hinterher in Klausuren abgefragt werden. Wir würden uns allerdings freuen, wenn wieder mehr Berliner Schüler zu uns kämen, deren Zahlen sinken seit Jahren, dabei war Sachsenhausen das KZ der Reichshauptstadt. Hier saß die Inspektion der Konzentrationslager, die Verwaltungszentrale des KZ-Terrors. Doch Berlin igelt sich meines Erachtens in der Geschichte immer mehr ein, schaut zunehmend auf sich selbst.

**SPIEGEL:** In etlichen islamischen Ländern gilt Hitler vielen bis heute als Held; wäre es nicht sinnvoll, wenn Flüchtlinge von dort mal eine KZ-Gedenkstätte sehen?

**Morsch:** Ja, aber das kann nur integrativ geschehen. Das heißt, wenn Willkommensklassen mit Flüchtlingskindern zu uns kommen, dann unbedingt mit deutschen Schülern zusammen. Es geht darum zu zeigen, dass alle, die anders waren, Teil der Repression waren, wir dürfen uns nicht auf den Judenmord fixieren. Hier saßen Häftlinge aus allen europäischen Ländern. Wir müssen uns mit dem Antisemitismus der Geflüchteten auseinandersetzen, aber nicht mit moralischen Vorwürfen. Wir versuchen, Anknüpfungspunkte an die Lebenswelt dieser Leute zu finden, wie an die Lebenswelt der deutschen Jugendlichen, die auch fragen: Was hab ich heute damit zu tun?

**SPIEGEL:** Braucht es jetzt ganz neue Konzepte, wenn die Gesellschaft derart multikulturell wird?

**Morsch:** Die brauchen wir, dafür haben die Gedenkstätten auch schon Erfahrung gesammelt. Wichtig wäre aber auch, dafür mehr Mittel frei zu machen. Pädagogen in

Gedenkstätten werden nicht leistungsgerecht entlohnt. Jedes Jahr haben wir allein vier internationale Workcamps mit Jugendlichen – Chinesen, Taiwanern, Afrikanern, Kanadiern, auch Deutschen. Von denen sagt am Ende keiner, nun ist es mal gut mit dem Gedenken, im Gegenteil, sie sagen: Das muss weitergehen.

**SPIEGEL:** Gerade war der französische Präsident Emmanuel Macron in Deutschland, Kanzlerin Angela Merkel aber hat ihm statt Sachsenhausen lieber die Baustelle des Berliner Stadtschlosses gezeigt.

**Morsch:** Früher kamen viele Staatsgäste zu uns, jetzt werden Kränze vor dem Holocaust-Denkmal niedergelegt, was ja gar kein Ort dafür ist. Das gehört für mich zu diesem neuen Aufarbeitungszustand.

**SPIEGEL:** Wie gehen Sie in Sachsenhausen mit der AfD um? Die geriert sich gerade als Beschützerin der Juden vor arabischem Antisemitismus, nehmen Sie ihr das ab?

**Morsch:** Nein, denn gleichzeitig versucht sie über Anfragen ihr biologistisch-eugenisches Weltbild zu transportieren und die Demokratie zu unterhöhlen, indem sie das Parlament lächerlich macht. Ich habe gerade mit Kollegen darüber diskutiert, was wir tun, wenn jetzt AfD-Parlamentariergruppen zu uns kommen. Die haben sich schon angemeldet.

**SPIEGEL:** Und?

**Morsch:** Wir werden sie genauso wie andere Besucher behandeln, aber wir haben mit unseren Guides besprochen, dass es klare Linien gibt und wir bei Überschreitung vom Hausrecht Gebrauch machen.

**SPIEGEL:** Welche Linien sind das?

**Morsch:** Geschichte zu leugnen, Verbrechen zu relativieren, Sachsenhausen zu relativieren, indem man etwa nur auf das sowjetische Speziallager abhebt, das hier von 1945 bis 1950 bestand.

**SPIEGEL:** Sie gehen in Kürze in den Ruhestand. Was macht das mit einem selbst, wenn man 25 Jahre lang in einem ehemaligen Konzentrationslager arbeitet?

**Morsch:** Es gibt keine Gewöhnung, im Gegenteil, die emotionale Betroffenheit nimmt zu. Die Verbundenheit mit den Menschen, die dort gewesen sind, wächst. Es haben sich Beziehungen entwickelt, die man mit Vater/Sohn vergleichen kann. In den letzten Jahren bin ich immer häufiger gebeten worden, auf Trauerfeiern zu sprechen. Ich bin als Historiker gekommen, inzwischen ist es viel stärker ein persönliches Anliegen für mich geworden.

**SPIEGEL:** Herr Professor Morsch, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

360°-Fotos  
Rundgang durch die Gedenk-  
stätte Sachsenhausen

[spiegel.de/sp192018sachsenhausen](https://spiegel.de/sp192018sachsenhausen)  
oder in der App DER SPIEGEL



\* Annette Großbongardt und Frank Hornig in Berlin.

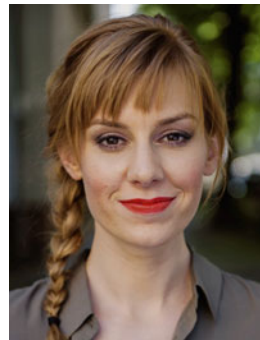
# DER SPIEGEL im Gespräch über neue Medien: Politische Meinungsbildung oder Banalisierung?



Tilo Jung



Sophie Passmann



Eva Schulz

Auf Plattformen wie Instagram, Snapchat, YouTube, Facebook oder Twitter entstehen immer mehr Medienformate für ein junges Publikum. Sie klären über das politische Geschehen auf – unkonventionell und sehr erfolgreich.

Was unterscheidet sie von traditionellen Medien? Was verbindet sie?

Fördern sie die politische Meinungsbildung oder vereinfachen sie?

Droht eine Spaltung der Leser und Zuschauer?

Über diese Fragen diskutieren Tilo Jung, Sophie Passmann und Eva Schulz.

Moderation: Ann-Katrin Müller, Redakteurin im Hauptstadtbüro.

**Dienstag, 8. Mai, 20 Uhr**, Spiegelsaal,  
Clärchens Ballhaus, Auguststraße 24, 10117 Berlin

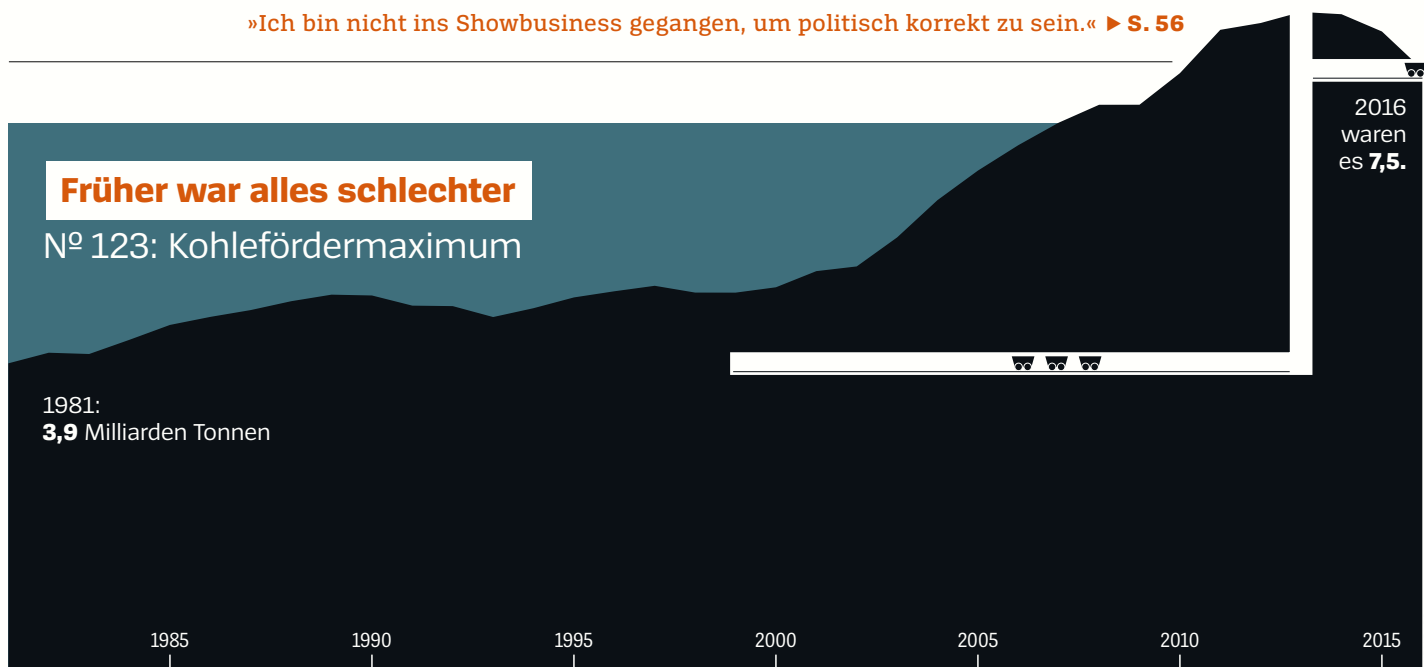
Karten im Vorverkauf, an der Abendkasse und unter [spiegel-live.de](https://www.spiegel-live.de).  
Eintritt: 15 Euro, ermäßigt 12 Euro, Abonnenten 12 Euro, zzgl. Gebühren. Einlass ab 19 Uhr. Änderungen vorbehalten.  
Verpassen Sie keine Veranstaltung mehr, und melden Sie sich für unseren Newsletter unter [spiegel-live.de](https://www.spiegel-live.de) an.



# Gesellschaft

2013 wurden weltweit  
**8,3** Milliarden Tonnen  
Kohle abgebaut.

»Ich bin nicht ins Showbusiness gegangen, um politisch korrekt zu sein.« ► S. 56



**Nachruf auf die Kohle.** Sie war lange Zeit Treibstoff der industriellen Revolution, ein Segen für die Menschheit. In den gut 80 Jahren, in denen sie der globale Energielieferant Nummer eins gewesen ist, wurde fast alles erfunden, produziert, was unser Leben heute komfortabel macht. Kohle lieferte Wärme, Strom und Energie für Fabriken, Häuser und Wohnungen. Kohle trieb Züge an, Dampfschiffe auf Flüssen und Ozeanen. Kohle verwandelte Eisen- erz in Stahl, hielt die Fließbänder der Autoindustrie am Laufen.

Erst spät, Anfang der Sechzigerjahre, verdrängte das Öl die Kohle von ihrem ersten Platz. Natürlich hatte die Herrschaft der Kohle ihre Schattenseiten, ein Preis war zu zahlen für den wachsenden Wohlstand. Die Kohle verpestete die Luft, vor allem in den Großstädten. Qualm und Ruß beeinträchtigten die Sicht und die Gesundheit. Lange Zeit unbeachtet, heute umso präsenter, stieg auch der Anteil des Kohlendioxids in der Atmosphäre.

Auch wenn der Ruf der Kohle heute arg ramponiert ist, ist sie doch unbestritten ein Wohltäter der Menschheit. Das phänomenale Wirtschaftswachstum in China ist ohne Kohle nicht denkbar, und wie die neue Weltmacht wollen auch die Türkei, Ägypten, die Philippinen, Japan, Bangladesch und Vietnam von ihren Vorzügen profitieren und planen neue Kraftwerke. Nichtsdestotrotz scheint die Ära der Kohle ihrem Ende entgegenzugehen. Peak Coal, der Höhepunkt der weltweiten Kohlenförderung, wurde nach Ansicht von Experten 2013 erreicht, seitdem stagniert sie auf hohem Niveau, viel früher als gedacht und auf ganz andere Weise.

Nicht die Endlichkeit der Vorkommen, sondern die Übereinkunft aller Nationen (ausgenommen Trumps Amerika), den Klimawandel zu begrenzen, führt zur Reduktion der Förderung weltweit und zum Ausbau regenerativer Energien. Es ist an der Zeit, sich von der Kohle zu verabschieden. uwe.buse@spiegel.de

Partnerschaft

## Gehören Bäume zu einer deutschen Hochzeit, Herr Krabbe?

*Martin Krabbe, 60, vom Amt für Grünflächen in Münster über den Hochzeitswald der Stadt und die Symbolkraft von Bäumen*

**SPIEGEL:** Herr Krabbe, die Präsidenten Trump und Macron haben vor Kurzem zusammen einen Baum gepflanzt, im Garten des Weißen Hauses. Er diente allerdings nur als symbolische Staffage und wurde einige Tage später wieder ausgegraben. Gehen die Besucher Ihres Hochzeitswalds mit Bäumen ähnlich ruppig um?

**Krabbe:** Natürlich nicht, ganz im Gegenteil. Unsere Paten, also die Paare, die einen Baum pflanzen, sind sehr mit ihren Bäumen verbunden. Auch noch nach Jahren

werde ich angerufen und gefragt, wie es dem Baum geht.

**SPIEGEL:** Was passiert, wenn ein Baum mal nicht anwächst?

**Krabbe:** Den müssen wir dann tauschen, so leid es uns tut. Das macht die Paten dann oft traurig, die Bindung ist stark.

**SPIEGEL:** Wie kommt das? Es ist doch nur ein Baum.

**Krabbe:** Bäume haben eine große symbolische Kraft. Die Eiche beispielsweise steht für Beständigkeit, für Kraft; die Linde, die sich aus sich selbst heraus erneuern kann, für einen Neuanfang, einen neuen Abschnitt im Leben.

**SPIEGEL:** Menschen, die in der Nähe von Bäumen leben, sollen glücklicher sein. Erscheint Ihnen das plausibel?

**Krabbe:** Ja, Bäume tun uns Menschen gut.

**SPIEGEL:** Haben Sie einen Baum in Ihrem Wald gepflanzt?

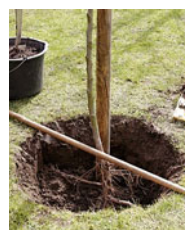
**Krabbe:** Ich habe einen eigenen Garten mit Bäumen, aber ja, ich habe auch im Hochzeitswald einen Baum gepflanzt, zu meiner silbernen Hochzeit. Eine Buche.

**SPIEGEL:** Warum eine Buche?

**Krabbe:** Würden wir Menschen nicht in die Natur eingreifen, dann hätten wir hier im Münsterland vor allem Buchenwälder.

**SPIEGEL:** Das ist jetzt aber eher pragmatisch gedacht, nicht romantisch.

**Krabbe:** Das kann man so sehen. UBU



# Helden

Wie ein Sohn seinem Vater,  
einem Irak-Veteranen,  
seinen rechten Arm zurückgab

Es war sein letztes Jahr an der Saint Louis Priory School im westlichen US-Bundesstaat Missouri, einer katholischen Privatschule für Jungen. Da beschloss Robert Frei, 18 Jahre alt und einer der klügsten seines Jahrgangs, seinem Vater einen neuen Arm zu drucken, 50 Zentimeter lang, aus Plastik.

Sein Vater, ein Fan der Cardinals, sollte wieder selbst einen Baseball werfen können, mit der rechten Hand. Zum ersten Mal seitdem er seinen Arm verloren hat, bei einem Angriff im Irak vor 15 Jahren.

Robert Frei erzählt diese Geschichte am Telefon an einem Apriltag, ein halbes Jahr nach seiner Idee. Ein US-Sender hat ihn bekannt gemacht, die BBC über ihn berichtet: ein Junge mit Talent für Maschinenbau, mit schmalem Gesicht und gütiger Stimme; ein Sohn, der seinen Vater einen Helden nennt und sein Idol.

»Meine Kindheit war normal«, sagt Robert. Mit seinem Vater, einem Maschinenbauingenieur, hat er Roboter gebaut aus Lego, den Motor ihres Chrysler Minivan repariert und sich von ihm die Aerodynamik von Flugzeugen erklären lassen, bis ihm keine Fragen mehr einfielen.

Als Robert in der siebten Klasse in den Klub für Robotik aufgenommen wurde, kaufte sein Vater einen 3-D-Drucker. Sie hatten viele gemeinsame Interessen, Vater und Sohn, nur manches konnte Robert nicht mit ihm teilen: wenn der Vater, einst Rechtshänder, einen Baseball warf mit seiner linken Hand und sein Ziel verfehlte. Oder wenn Robert »Mario Kart« oder »The Legend of Zelda« spielte auf der Nintendo Switch, begeistert von der Grafik sprach und sein Vater stumm danebenstand, weil man den Controller nur mit zwei Händen bedienen konnte. Dann sah der Junge den Schmerz in den Augen seines Vaters.

Als Jason Frei seinen rechten Arm verlor, war Robert drei Jahre alt. Er verstand nichts von diesem Krieg, der bis heute etwa 200 000 Menschen getötet hat. Er erinnert sich nur noch daran, dass uniformierte Männer mit einem Brief bei ihnen klingelten. Als sie wieder gingen, erklärte seine Mutter ihm, was mit seinem Vater passiert war.

Am 23. März 2003 fegte ein Sandsturm über den Highway in der irakischen Wüste, nahe Nasirija, als Jason Frei in einem Humvee saß, einem Geländewagen in Tarnfarben und mit Gewehr auf dem Dach. Frei war 31 Jahre alt, und er kommandierte 160 Marines, ausgestattet mit Geschützen, die Dutzende Kilometer weit reichen konnten. Er sollte die Männer von Kuwait nach Bagdad führen, vorbei an Lehmziegel-

hütten und Sand, bei der Invasion der USA im dritten Golfkrieg. Er, der an den Frieden für sein Land glaubte, kam nie dort an.

Jason Frei hielt eine Landkarte in den Händen, gab dem Hauptquartier die Koordinaten per Funkspruch durch, als eine Panzerfaust irakischer Einheiten die Beifahrertür zerriss und Rauch alles um Frei herum verschluckte. Er musste gar nicht an sich heruntersehen, er wusste: Dort, wo er gerade noch die Karte umklammert hielt, hatte die Waffe ihm den rechten Arm über dem Ellbogen zerfetzt. Der Schmerz, hell und mächtig, durchzuckte ihn erst Sekunden später.

Es verging noch ein Tag, an dem Frei, den Arm abgebunden, mit seinen Kameraden am Straßenrand lag und Granaten neben ihnen herabregneten. Erst als es still war um sie herum, brachte ein Helikopter ihn in ein kleines Lazarett, später ins deutsche Landstuhl in Rheinland-Pfalz, zum größten Militärkrankenhaus der U. S. Army außerhalb der Vereinigten Staaten. Viermal operierten die Ärzte ihn, zogen Granatsplitter aus der Wunde, vernähten Gefäße. Am 30. März flogen sie Jason Frei zurück in die USA.

Robert erinnert sich nur bruchstückhaft an diesen Tag, an dem sein Vater wiederkam mit einer bandagierten Wunde. Wie der die Wochen danach lernte, sich die Schuhe zu binden

und ein Vater zu sein mit einer Prothese, an der ein Haken war statt einer Hand. Und er sich umschulen ließ zum Programmmanager.

»Gejammert«, sagt Robert, »hat mein Vater nie.« Über den Krieg habe er mit Stolz gesprochen. Trotzdem merkte der Junge, dass seinem Vater etwas fehlte. Robert baute ihm zuerst einen Adapter, damit er den Controller für Videospiele mit einer Hand bedienen konnte. Ein halbes Jahr später einen ganzen Arm.

Für die erste Erfindung brauchte Robert drei Wochen, hinterher spielte er das erste Mal »Mario Kart« mit seinem Dad. Seine zweite kostete ihn 100 Stunden. Darin filmte er sich selbst beim Werfen, sah sich die Bewegungen an, fotografierte den linken Arm seines Vaters mit dem Handy, setzte die Bilder digital zusammen. Hinterher spiegelte er die Aufnahme, entwarf mit einem Programm für 3-D-Modellierung einen Arm. Stück für Stück druckte er 22 Plastikteile aus, es dauerte zwei ganze Tage, er verband sie mit 14 flexiblen Teilen, damit die Finger sich öffnen konnten. Dann hatte Robert einen Arm, eine Kopie von Jason Freis verlorenem, keinen funktionalen Haken.

Es war ein Freitag im Februar, als Robert mit seinem Vater, der den gedruckten Arm übergestreift hatte, in den Garten ging.

Da griff Jason nach einem Baseball mit der rechten Hand und ließ ihn fallen. Beim vierten oder fünften Mal aber warf er ihn über das Gras. Sein Vater schaute auf seinen Arm, verblüfft und stolz, sagte: »Cool.«

Robert Frei hat die Anleitungen für seine Erfindungen ins Internet gestellt, kostenfrei. Viele Menschen haben sie heruntergeladen, darunter ein gelähmtes Mädchen und ein verwundeter Soldat. »Später will ich mal Ingenieur werden«, sagt Robert. Prothesen bauen für Veteranen, die er Helden nennt – wie seinen Vater. Catrin Schmiegel



Sohn Robert, Vater Jason Frei

**The teen who built a  
prosthetic arm for his dad**

Von der Website Bbc.com



# Die Bundesbabs

**Karrieren** Barbara Schöneberger ist die erfolgreichste Entertainerin im Fernsehen – und die geschäftstüchtigste. Sie verkauft Tapeten und Koffer und moderiert, als gäbe es kein Morgen. Mit ihr lebt die klassische TV-Unterhaltung auf – vielleicht zum letzten Mal. *Von Alexander Kühn*

**N**och zwei Stunden bis zum Auftritt. Zeit, sich in Barbara Schöneberger zu verwandeln. In die aus dem Fernsehen.

Berlin, Hotel de Rome, Zimmer 202. Schöneberger verschwindet im Bad, Haarwaschen. Wasser rauscht, sie ruft: »Der Strahl ist hart wie ein Laserschwert, damit kannst du dir einen Arm abtrennen!«

Auf dem Bett liegen blonde Extensions. Schöneberger hat ihr Haar heute eigentlich so voluminös tragen wollen, wie sie es neu bei US-Popstar Jennifer Lopez gesehen hat. Sie hat das Foto ihrem Visagisten weitergeleitet, er ist ihr Schatten; wer sie bucht, muss ihn mitbuchen. Aber vielleicht ist das hier kein passender Anlass, um sich aufzubrezeln. Der Liberty Award. Eine Auszeichnung für Journalisten, die aus Krisengebieten berichten. Günther Jauch moderiert, sie singt.

Ein Vertreter der Zigarettenfirma Reemtsma, die den Preis stiftet, hat bei der Probe unten im Saal angemahnt, Schönebergers Lieder sollten nicht zu flapsig sein. Kurios: Schöneberger buchen, aber sie nicht lustig haben wollen. Also alles etwas dezenter. Sie packt ihren Petticoat weg, zieht eine weiße Bluse und einen schwarzen Rock an. Keine Extensions. Und glatte Haare, »mein Tribut an die Menschenrechte«.

Matthias, der Visagist, föhnt, bürstet, legt ihr eine Augenmaske auf, tuscht die Wimpern, sie lackiert ihre Nägel rot. Nach anderthalb Stunden steht sie am Fenster, den Kopf leicht angehoben, eine Diva im Abendlicht. Sie zieht den Rock ein Stück hoch, stimmt »Smile« von Barbra Streisand an, ihr Visagist kniet sich vor sie und rasiert ihre Beine. Es klopft. Ihr Auftritt.

Schöneberger, 44, ist die einzige Entertainerin im deutschen Fernsehen, die alles kann. Und die erste, mindestens seit Caterina Valente, und das ist ein halbes Jahrhundert her. Sie albert, talkt, singt und macht aus der lahmsten Veranstaltung eine Schau.

Womöglich ist sie auch die Letzte ihrer Art. Das Fernsehen, für das sie steht, wird es nicht mehr lange geben. Jenes, für das sich um 20.15 Uhr Familien auf Sofas versammeln, weil sie das Gefühl haben, etwas Bedeutendem beizuwohnen.

Die deutsche Fernsehunterhaltung geht ihrem Ende entgegen. Jedenfalls in ihrer

Wirtschaftswunder-Anmutung als bunter Abend für die ganze Nation.

Umso mehr lässt Schöneberger es krachen. Sie nimmt mit, was geht. Sie moderiert und moderiert, als gäbe es kein Morgen. Wann immer es etwas zu verleihen gibt, ist sie da. Deutscher Radiopreis. Deutscher Fernsehpreis. Deutscher Computerspielpreis. Deutscher Parfumpreis. Gegen Geld kommt sie auch zu Firmenveranstaltungen.

Nächsten Samstag moderiert sie auf der Hamburger Reeperbahn wieder die ARD-Party zum Eurovision Song Contest, dem ESC, am Tag zuvor erscheint ihr viertes Album. Sie hat eine eigene Zeitschrift: »Barbara«. Eine Tapetenkollektion. Seit ein paar Wochen gibt es Barbara-Koffer. Willst du was gelten, mach dich selten – Schöneberger hat dieses Showgesetz ins Gegenteil verkehrt.

Berlin, ein Freitagmorgen im Januar. Vor Schönebergers Haus wartet ein Fahrer,

## Schon frühmorgens purzeln lustige Sätze aus ihr heraus, kein Publikum ist ihr zu klein.

der sie nach Hamburg bringt. Der Zug, den sie sonst für diese Strecke nimmt, fährt nicht, schuld ist ein Sturmtief. Um 7.20 Uhr kommt Schöneberger aus dem Haus, in der einen Hand eine Tasse Kaffee, in der anderen eine Tasche, sie winkt ihrem Kind, das in der Tür steht, und setzt sich auf die Rückbank des Autos.

Schöneberger ist auch dann auf Sendung, wenn keine Kamera dabei ist. Schon frühmorgens purzeln lustige Sätze aus ihr heraus, kein Publikum ist ihr zu klein. Bei Proben oder Fototerminen redet sie auch mal unvermittelt schwäbisch oder sächsisch. Ist jemand in ihrem Umfeld eine Weile still, bezieht sie ihn ins Gespräch ein, wie in der Talkshow.

Es gibt zwei Arten von Unterhaltern. Die einen, die mit sich und der Welt hadern, aber den Entertainer anknipsen können, sobald sie im Rampenlicht stehen. Jan Böhmmermann gehört dazu und Hape Kerkeling. Und jene – zu ihnen zählt Schöneberger –, die auch im Alltag unbeschwert sind. Oder

zumindest so wirken. »Sie ist eine der wenigen Fernsehfiguren, die ich angstfrei erleben«, sagt Günther Jauch. »Es gibt Menschen, die total in sich ruhen. Franz Beckenbauer war früher so. Dem war auf sympathische Weise immer alles egal. So ist sie auch.«

Schöneberger moderiert die RTL-Show »Die 2«, in der Jauch und Thomas Gottschalk gegen ihre Zuschauer antreten. Jauch und sie siezen sich, was selten ist in der Branche, aber er hat eine Duz-Phobie, sie findet's lustig.

Sie hat keine Mission. Sie will nicht die Welt verbessern mit ihrer Kunst, sie will den nächsten Job gut erledigen. Sie sieht sich als Dienstleisterin. Dabei gelingt es ihr, nichts von dem, was sie tut, nach Arbeit aussehen zu lassen. Ist der Dienst zu Ende, verschwindet sie rasch. Anstatt zur After-Show-Party geht sie nach einem Auftritt lieber nach Hause.

In Hamburg stehen heute an: Termine beim Verlag Gruner + Jahr, der Schönebergers »Barbara«-Magazin herausgibt; danach ein Videodreh für ihren Instagram-Account; eine Besprechung für eine Show zu Ehren von Paola und Kurt Felix; ein Interview für die NDR-Sendung »DAS!«; um 22 Uhr schließlich der eigentliche Grund der Reise, die »NDR Talk Show«, die sie und Hubertus Meyer-Burckhardt alle 14 Tage moderieren, diesmal live.

Warum macht sie so viel? »Ich bin nicht gierig, auch wenn es so aussehen mag«, sagt Schöneberger. »Weder nach Geld noch nach Aufmerksamkeit. Ich brauche Zwänge und Termine. Wenn ich freihabe, komme ich ins Schlingern. Ich habe mal beschlossen: Wenn schon meine Inhalte nicht anspruchsvoll sind, dann muss es wenigstens mein Arbeitspensum sein.«

Sie kann das gut: kokettieren. Mit ihrem mangelnden Tiefgang, ihrem angeblich zu üppigen Hintern (»Eine sehr lange Perücke würde helfen«). Sie ist sich auch für kaum etwas zu schade – sofern es der Komik dient. Für »Barbara« ließ sie sich mit einer Rakete auf dem Rücken fotografieren und, für eine Anti-Diät-Ausgabe, als Kuchen futternde Marie Antoinette.

Auf der Bühne ist Schöneberger eine mondäne Erscheinung. Doch tritt sie nie als Verführerin auf, sondern immer als Parodie einer solchen. Räkelt sie sich beim Singen lasziv hinterm Mikrofonständer,



PETER RIGAUD / DER SPIEGEL

**Showstar Schöneberger:** Diva im Abendlicht



dann tut sie es mit übergroßer Gestik und Mimik. Ansonsten bemüht sie sich, nicht zu perfekt rüberzukommen. Bei Instagram postet sie Fotos, die sie ungeschminkt zeigen oder in der Maske. Bisschen blass, die Augen klein. Mit, Selbstbeschreibung, »den tiefsten Augenringen Deutschlands«.

Das wirkt jedes Mal, als zeigte Schöneberger sich ihren Fans privat. Aber natürlich ist sie auch dann im Dienst, nur eben ohne Kajal. Es ist ihre Botschaft an Millionen deutsche Frauen: Ich bin wie ihr.

So funktioniert auch ihr Album. Da singt sie von Liebeskummer und Einsamkeit und dem Wunsch, lieber eine andere zu sein. Die Platte klingt wie eine vertonte Frauenzeitschrift. Zwölf Lieder, zwölf fiktive Biografien. Alle in Ichform, als erzählte Schöneberger von sich.

Manchmal tut sie das. Im Fernsehen. Oder in ihren Videos auf Instagram. Da verrät sie, dass sie Spargel am liebsten mit Butter isst. Und dass sie ihre Ohren mit Wattestäbchen reinigt, jedoch nicht zu tief bohrt. In Wahrheit erfährt man: nichts. Man merkt es nur nicht gleich.

Schöneberger sei zu Hause nicht anders als draußen. Das beteuern jene, die sie näher kennen. Sie selbst zieht es vor, ihr Privatleben nicht mit dem ganzen Land zu teilen. Ihre Probleme behält sie für sich, ihre Tiefe weiß sie zu verbergen. So erhält sie ihren Status als Star – und beschützt zugleich den Menschen Schöneberger.

Früher hat sie zumindest noch ihre Partner vorgezeigt. Illustriertenleser kannten Paul, den Studenten. Oder den Berater Mathias. Mann und Kinder bleiben heute unsichtbar. Der Berliner Unternehmer Maximilian von Schierstädt, »der Maxi«, mit dem sie seit 2009 verheiratet ist, meidet die Öffentlichkeit, was wiederum die Fantasie der Klatschblätter anregt.

»Barbara Schöneberger. Dramatische Trennung. Jetzt steht sie vor den Scherben ihres Glücks«, titelt »Woche heute« im Januar, dazu ein Foto, das sie mit Kartons auf dem Arm zeigt, aufgenommen offenbar in ihrer Straße. Ist ihre Ehe am Ende?

Das wüsste Schöneberger auch gern. Sie kauft die Zeitschrift an einer Raststätte auf dem Weg nach Hamburg. Im Auto liest sie daraus vor, mit gespieltem Entsetzen.

Die Geschichte: Getrennt haben sich nicht etwa Schöneberger und ihr Mann. Sondern sie und der NDR. Zumindest für einen Abend. Anders als in den Vorjahren moderiert sie 2018 nicht den Vorentscheid des ESC – aus Termingründen. Das vermeintliche Auszugsfoto? Zeigt, wie sie Päckchen abholt, die beim Nachbarn abgegeben wurden.

Wer als Entertainer herausstechen will, muss Grenzen austesten. Er darf sie aber nicht überschreiten, jedenfalls nicht, wenn er Massen erreichen will. Zwei Regeln, die Schöneberger beherzigt. Als sie hoch-



Laudatoren Schöneberger, Williams beim Deutschen Radiopreis 2012: »Die Milch schießt ein!«

schwanger den Deutschen Radiopreis moderierte, Robbie Williams auf die Bühne kam und ihren Bauch küsste, rief sie: »Die Milch schießt ein!« Das schon. Sie würde auf der Bühne aber nicht »Fotze« sagen, wie Carolin Kebekus. Erziehungssache, womöglich.

Schönebergers Vater war Soloklarinetist der Bayerischen Staatsoper, die Mutter Hausfrau. Bildung wurde hochgehalten, ebenso klassische Werte. Als sie in der Pubertät war, sagten die Eltern: Wenn du nicht rauchst und trinkst, bezahlen wir deinen Führerschein. Ihren ersten Rausch habe sie mit 32 gehabt, sagt Schöneberger.

»Ich bin so gestrickt: Wenn einer sagt, das geht nicht, dann geht das nicht. Wenn es hieß, du bist um neun zu Hause, dann war ich das. Die alte Lederjacke vom Secondhandshop und eine zerrissene Jeans waren alles, womit ich rebelliert habe.«

Vor einigen Monaten saß sie mit ihren Eltern vor dem Fernseher. Es lief »Hart aber fair«, es ging um Sexismus und Feminismus. Mit manchem, was geäußert wurde, fremdelten Schönebergers, aber sie erduldeten es. Als sich jedoch eine Teilnehmerin der Talkrunde darüber beschwerte, dass Bauarbeiter ihr hinterherpfeifen, entschied Mutter Schöneberger, dass es Zeit sei auszuschalten.

Auch Schöneberger hätte sich zu #MeToo äußern können, Anfragen für Interviews gab es, sie lehnte ab. Sie ist eine Virtuosa des Oberflächlichen, sagt aber selten etwas, womit sie anecken könnte. Sie geht auch nicht in Polittalks. Zur #MeToo-Debatte hätte sie allenfalls beitragen können, dass sie nie mit einem Mann auf einem Hotelzimmer war, mit dem sie dort

nicht sein wollte. Hätte nur Ärger eingebracht. So wie ihr Auftritt beim Deutschen Fernsehpreis im Januar in Köln.

Schöneberger eröffnete die Gala mit einer Hommage an die Serie »Babylon Berlin« von ARD und Sky, die in den Zwanzigerjahren spielt. Sie mit Fliege und Zylinder, um sie herum Tänzerinnen mit Röckchen aus goldenen Bananen, nacktem Oberkörper und Troddeln an den Brüsten à la Josephine Baker. Einer der raren Höhepunkte eines recht trostlosen Abends. Nicht jedoch für Anja Reschke. Die NDR-Journalistin empörte sich einige Tage später auf Twitter über den angeblichen Sexismus der Darbietung. Sie erhielt viel Zustimmung, auch weil nur wenige die Einlage in Gänze gesehen hatten, da ausgerechnet der Fernsehpreis nicht im Fernsehen übertragen wird.

Sexismus beim Fernsehpreis? »Ich bin nicht ins Showbusiness gegangen, um politisch korrekt zu sein«, sagt Schöneberger. »Ich habe das Gefühl, man muss da ein bisschen dagegenarbeiten. Wenn selbst die Openings von Events unter politischen Gesichtspunkten durchanalysiert werden, dann können wir gleich einpacken. Mein Gott! Wir sind im Fernsehen, da soll gefälligst eine geil aussehende Alte auf die Bühne kommen!«

Sexistisch? War das Fernsehen gewiss in seiner Frühzeit. Damals wurde der Job der Assistentin erfunden, deren Aufgabe es war, gut auszusehen. Oder dem Showmaster Wasser und Seife zu reichen, wenn er einen Hund angefasst hatte. Assistentinnen hießen Gabi oder Beate, Nachnamen hatten sie nie. Schönebergers TV-Karriere fing auch noch so an, Ende der Neunziger.

In der Show »Bube, Dame, Hörig« assistierte sie Moderator und Zotenkönig Elmar Hörig. Fünf Aufzeichnungen am Tag, für 800 Mark. Hörig sagt, ihm seien damals, anstelle eines Castings, Fotos mehrerer Frauen vorgelegt worden. Er habe auf die »mit den größten Brüsten« gedeutet. Schöneberger.

Heute ist sie die, auf die sich alle einigen können. Die Bundesbabs. Womöglich hätte sie sogar »Wetten, dass..?« retten können.

New York, Mitte April. Thomas Gottschalk öffnet die Tür. Er wohnt auf der anderen Seite Amerikas, in Malibu, ist aber ein paar Tage zu Besuch hier, im Apartment seines Sohns. Gottschalk lässt sich auf eine große Couch fallen und schlägt die Beine übereinander. »Ich habe Barbara erst sehr skeptisch gesehen, weil mir klar war, dass da eine Konkurrenz heranwächst«, sagt er. »Als sie bei »Wetten, dass..?« auf meiner Couch saß, habe ich gespürt, wie sie brennt. Die brachte Dampf in die Bude. Ich dachte nur: Moment! Wenn hier einer brennt, dann ich! Und dieser Blick. Sie hat Augen, da denkst du, die ploppen gleich raus. Und fragst dich nur noch, ob dich das rechte oder das linke trifft.«

Gottschalk sagt, Schöneberger sei die Einzige gewesen, die er dem ZDF als Nachfolgerin empfohlen habe. Doch der Intendant wollte Hape Kerkeling, der sagte ab. Schöneberger signalisierte früh, dass sie nicht interessiert sei. Am Ende wurde es Markus Lanz.

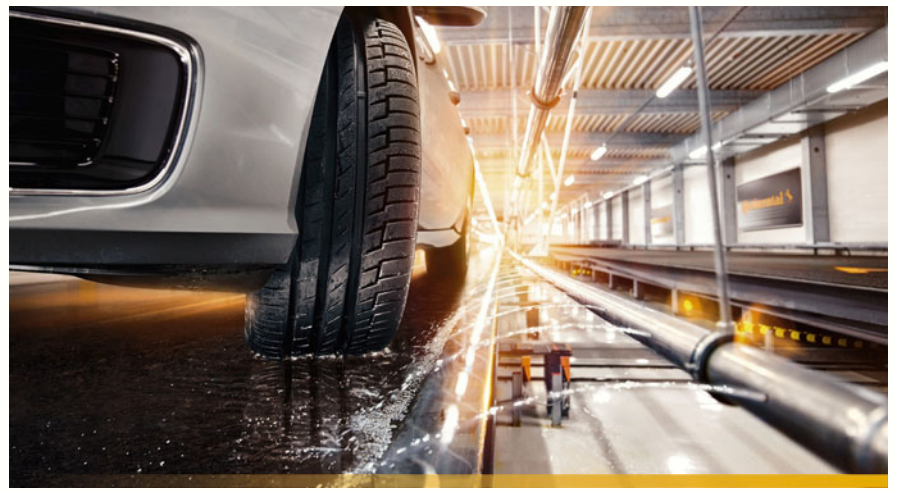
»Wenn ein Kandidat gewettet hat, er kann 100 Liegestütze, dann hat Markus gesagt, er schafft 90. Barbara hätte gesagt, sie kann einen und hätte den auch gleich vorgemacht. Sie hat die Freude am Unsinn und dem Chaos, die zu diesem Geschäft gehört«, sagt Gottschalk.

Ist sie trotzdem so etwas wie seine Nachfolgerin? »Wenn ich Papst war, dann ist sie in Richtung Kardinalin unterwegs. Pech für sie, dass im Fernsehen die Zeiten vorbei sind, in denen alle Wege irgendwann nach Rom geführt haben.« Gottschalks Smartphone meldet sich. Sein Klingelton ist »Smoke on the Water«, wirklich. Er muss jetzt los.

RTL entwickelt gerade eine neue Show, in der Gottschalk, Jauch und Schöneberger gleichberechtigt antreten sollen. Sie auf Augenhöhe mit den beiden großen alten Männern des deutschen TV, nun auch offiziell. Aber bedeutet das noch etwas?

Schöneberger sagt, früher hätten Freunde oder Bekannte ihr Glück gewünscht für große Shows. Heute erhalte sie am Tag einer wichtigen Sendung Nachrichten wie: »Schon was vor heute Abend?«

Wenn die Fernsehunterhaltung ein Stern ist, dann ist Schöneberger ihre Supernova: das kurze, aber heftige Aufleuchten des Sterns am Ende seiner Lebenszeit.



## DEN FAHRER IM FOKUS MIT ERFAHRUNG UND HERZBLUT: REIFENTESTS FÜR IHRE SICHERHEIT

Intensiv und hoch entwickelt: Je professioneller und präziser die Reifentests sind, desto sicherer wird die Fahrt. Doch wie umfangreich werden Continental Reifen auf ihre Tauglichkeit getestet?

„Die Sicherheit unserer Kunden hat bei uns höchste Priorität. Dafür arbeiten wir mit Herz und Seele“, betont Andreas Schlenke, Leiter der technischen Wettbewerbsvergleiche bei Continental. Als Reifenentwickler und -hersteller leistet Continental bereits seit über 140 Jahren einen großen Beitrag für mehr Sicherheit im Straßenverkehr. „Da die Reifen-Technologie permanent weiterentwickelt wird, testen wir unsere Reifen regelmäßig“, so der 49-Jährige. „Dazu gehört auch, dass sich unsere Prüfmethoden im Laufe der Zeit stets mitentwickelt haben und immer auf dem neuesten Stand sind.“

Das ist das Wichtige bei der AIBA“, erklärt Schlenke.

### Mit mehr Transparenz zum sicheren Ergebnis

„Aber natürlich sind auch Tests von unabhängigen Instituten wie dem ADAC hoch zu bewerten. Sie sind eine der wichtigsten Informationsquellen für Autofahrer“, weiß Schlenke.

„Ich kann nur jedem empfehlen, viele Testberichte zu lesen, bevor Reifen gekauft werden.“



Andreas Schlenke,  
Reifenentwickler von Continental

### Hausgemachte Reifentests: Contidrom und AIBA

Das Contidrom – die hauseigene Teststrecke in der Heide – gibt es bereits seit 1967. Schon damals war das Hochgeschwindigkeitsoval mit seiner Länge von 2,8 Kilometern imposant. Seit 2012 testet Continental auch automatisiert in der eigenen AIBA-Halle (Automated Indoor Braking Analyzer). Dort kann ein unbemanntes Testfahrzeug auf 120 km/h beschleunigt und auf auswechselbaren Straßenoberflächen mit standardisierten Belägen abgebremst werden. „Tests sind das ganze Jahr über möglich – unabhängig von den äußeren Wetterbedingungen.“

Es werden viele Kriterien getestet, aber auch unterschiedlich bewertet. Zum Beispiel haben Nässeigenschaften eine hohe Gewichtung, „da Eigenschaften wie Nassbremsen und Aquaplaning für die Sicherheit aller Verkehrsteilnehmer hohe Relevanz haben“, so Schlenke. „Ich kann nur jedem empfehlen, viele Testberichte zu lesen, bevor Reifen gekauft werden“, sagt der Experte.

Weitere Infos unter  
[continental-reifen.de/reifentests](https://continental-reifen.de/reifentests)



# Sein hat Zeit

**Ortstermin** Aufzeichnungen aus Deutschlands Funklöchern (2):  
Netzvergessenheit im Hochschwarzwald

Die Welt begegnet uns immer in einer bestimmten Weise des Angesprochenenseins, des Anspruchs – hallo? In Todtnauberg mag das vielleicht so sein, wo Martin Heidegger sich diesen Satz ausgedacht hat. Aber ein paar Kilometer von der Hütte des Existenz-Philosophen entfernt, in Todtnau-Präg-Herrenschwand, begegnet einem die Welt vor allem als Angeschwiegensein. Als Funkloch.

Am Ortsrand verschwindet der letzte Balken im Display und taucht erst oben hinter Herrenschwand und dann weiter unten, das Tal hinab bis zum Schotterwerk Bernau, zaghaft wieder auf. Dazwischen lautet der Modus der Befindlichkeit: »kein Netz«.

Wobei das nicht ganz richtig sei: »Vorn am Klettergerüst, da ist ein bisschen Empfang.« Ramona Lais denkt kurz nach. »Und da oben, sehen Sie? Die Hütte in der Senke?« Sie kneift die Augen zusammen und zeigt auf einen Holzschöber, knapp einen Kilometer den Hügel hinauf. »Aber sonst ist tot. Und bei schlechtem Wetter gar nix.«

Ramona Lais, gelernte Steuerfachgehilfin, kam vor gut zehn Jahren nach Präg, als sie Frank heiratete, den Sohn des ehemaligen Ortsvorstehers Kurt Lais, der jetzt 79 Jahre alt wird und gerade mit seinem Bruder und den Frauen an der Rückwand der Scheune sitzt und Freixenet-Schaumwein trinkt. Die Luft duftet warm nach Rinde und ein wenig gütig.

Alle paar Minuten rumort ein Biker vorbei, mit undurchdringlichem Visier, rollt bis zum Ortsschild, um dann loszurohren wie befreit. Ansonsten Amseln oder andere Vögel, jede Menge Gegend und Schwarzwaldhöfe mit tief herabgezogenen Schindeldächern, so mächtig gebaut, als drohte der Himmel einzustürzen.

»Ich lag damals«, redet Ramona Lais weiter, »mit meiner ausgerenkten Schulter draußen, und es dauerte zehn Minuten, bis meine Leute Netz hatten. Da zieht sich die Zeit in die Länge, glauben Sie mir.« Natürlich gebe es Festnetz, aber tagsüber sei in vielen Häusern niemand daheim, weil die paar Bauern auf dem Feld seien und die anderen Einheimischen weit weg auf Arbeit, in Schönau, Lörrach oder rauf bis nach Freiburg.

»Sechs Gletscher!« Sagt Kurt Lais, der ehemalige Ortsvorsteher, etwas unvermittelt von der Rückwand der Scheune

herüber. »Die haben sich dem Feldberg-Eis in den Weg gestellt, aber sind einfach beiseitegeschoben worden. Deswegen ist das jetzt hier so.« Es klingt, als sei es im vergangenen Herbst passiert.

Lais erinnert an den »Präger Dammläufer«, einen Käfer und damit an einen der, wie es auf einer Tafel heißt, »Überlebenden aus der Eiszeit«. Aber das nur am Rande.

Das Problem mit dem Funkloch, sagt Kurt Lais, sei Folgendes: Die Eiszeit habe nicht nur den Präger Gletscher- und Funklochkessel geschaffen. Vorher hobelten und frästen die sechs Gletscher noch die Berge auf motorradgerechte Formen, spitzkehrenbestückt, fein rhythmisiert in allen möglichen Varianten algebraischer Kurven. Das lockt die Biker sogar aus der Schweiz, und die verstaubten Teile der Schalldämpfer gleich hinter der Grenze in irgendeiner Dachrinne und black&deckern los. Denn auch die Strafzettel sind billiger in Deutschland.

»Wir hören die Unfälle oben am Berg«, sagt Ramona Lais. »Dann rufen wir den Krankenwagen, weil die da keinen Empfang haben.« Auch hochpreisige Motorräder verfügen selten über Festnetzanschluss.

Im Hochschwarzwald ist jeder Sendemast ein Ausgang aus fremdverschuldeter Unmündigkeit. Aber die Anbieter reden sich mit der Topografie heraus und spielen auf Zeit. »Ich bin selbst Ortschaftsrätin«, sagt Ramona Lais. »Die Mobilfunkfirmen sagen, das würde sich nicht rechnen, so ein Umsetzer oder Mast für 300 Leute.« Neulich habe ihr eine Frau von der Telekom einen neuen Handyvertrag verkaufen wollen, am Telefon. »Ich habe gesagt, den würde ich nicht brauchen, weil ich kein Netz hätte. Das könne ja gar nicht sein, hat die Dame gesagt und in ihren Computer geschaut. Ich hätte Empfang, hat sie gesagt.«

Ramona Lais hat das Angebot nicht angenommen. Sie erinnert sich, wie im

Winter die Fremden ihre Handys auf Kniehöhe vor sich halten oder himmelwärts, als würden sie einem wirren Kult anhängen.

Im Ortschaftsrat ist schon vorgeschlagen worden, einen der Masten vom Skilift als Sendemast zu verwenden. Das wolle Vodafone jetzt prüfen. Auf's Handy könne man noch verzichten, aber auf das Internet nicht, der Kinder wegen.

Von Breitbandanschluss sei jetzt die Rede. Verkehrsminister Andreas Scheuer will alle Funklöcher stopfen. Es wird ja viel geredet, da draußen, wo immer Empfang ist. Wo es Anspruch gibt. Aber wann ist es so weit damit?

Kurt Lais' Antwort ist alemannisch gefärbt und klingt, der Kehllaute wegen, englisch transkribiert in etwa wie: »Paw Yaw 'go.«

Um welchen genauen Zeitraum es sich dabei handelt, spielt keine Rolle. Es ist jedenfalls noch lange hin, und im Präger Kessel hat man gelernt, in geologischen Dimensionen zu denken. Alexander Smoltczyk



Öffentliches Telefon in Todtnau-Präg-Herrenschwand

ALEXANDER SMOLTCHYK / DER SPIEGEL





Wenn's gut werden muss.

## ...weil Deine Leidenschaft jedes Jahr mitwächst.

Ein grüner Garten ist ein kleines Naturwunder. Mit jedem Tag wächst, gedeiht und blüht er mehr. Das überträgt sich auch auf Dich, denn durch ihn blüht auch Du auf und erfreust Dich an seiner Vielfalt. Alles, was Du brauchst, um Dir Deine eigene Oase zu schaffen, findest Du bei BAUHAUS: erstklassigen Service, beste Fachhandelsqualität und größte Sortimentsvielfalt.

DEUTSCHLAND  
TEST

**HÖCHSTES  
VERTRAUEN**

VERBRAUCHERURTEIL

BRANCHENSIEGER BAUMÄRKTE  
TEST (FOCUS 47/17)

[www.deutschlandtest.de](http://www.deutschlandtest.de)

FOCUS  
**MONEY**

[www.bauhaus.info](http://www.bauhaus.info)



# Wirtschaft

Lenkt keiner ein, knallt es, und beide erleiden womöglich einen Totalschaden. ► S. 64



Strandhäuschen in Melbourne

JENS KNAPPE / 360° BERLIN

Diesellaffäre

## Australische Autofahrer treiben VW in die Enge

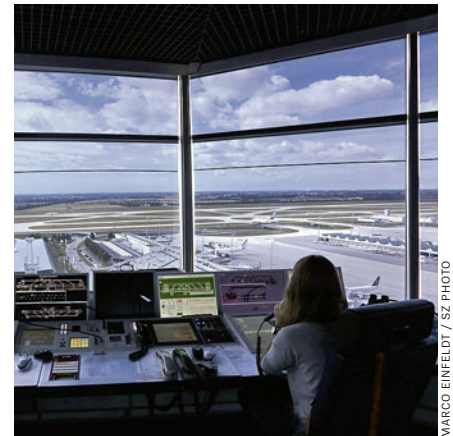
● Ein Prozess vor dem höchsten Bundesgericht in Australien bringt Volkswagen in den Dieselskandal in Bedrängnis. In einer Sammelklage wird dem Konzern und seinen Töchtern Audi und Škoda vorgeworfen, etwa 100 000 Fahrzeuge mit einer Betrugssoftware ausgestattet zu haben. Wie in anderen Ländern verfügte die Motorsteuerung der Autos über zwei verschiedene Stufen: einen sauberen »Testmodus« für den Prüfstand und einen »Kundenmodus« für die Straße, in dem die Abgasreinigung zurückgefahren wurde. Klägeranwalt Jason Geisker spricht von einer »sehr signifikanten Manipulation und Täuschung«. Das Besondere an dem Prozess in Australien, der im März begonnen hat: VW hat nach Darstellung der Kläger erstmals eingeräumt, dass die Fahrzeuge die Zulassungstests im schmutzigeren Straßenmodus, also ohne Schummelfunktion, nicht bestanden hätten. Dies sei ein »Eingeständnis von globaler Bedeu-

tung«, sagt Geisker, bislang habe der Konzern lediglich in den USA Betrug zugegeben. VW, dessen ehemaliger Chef Martin Winterkorn vom US-Justizministerium der Mittäterschaft beschuldigt wird, sieht das anders und bestreitet vor Gericht weiterhin, gegen Landesgesetze verstoßen zu haben. Auch wehrt sich der Konzern gegen die Forderung der Kläger, die Namen der Mitarbeiter zu nennen, die an der Abschalteinrichtung beteiligt waren. Gleichzeitig gibt es bei VW Überlegungen, den Prozess mit einem Vergleich zu beenden – um einen Präzedenzfall zu verhindern. Denn ein Urteil gegen VW in Sydney hätte auch Signalwirkung für Kläger in Deutschland: Australien folgt denselben Emissionsstandards wie Europa. VW selbst weist die Anschuldigungen auf Anfrage zurück. Die Fahrzeuge entsprächen den Abgasvorschriften, »gemäß derer sie zertifiziert wurden«. Für die Sammelklage gebe es keine Rechtsgrundlage. FDO, SH

Luftfahrt

## Mit 55 Jahren, da fängt die Rente an

● Der Streit um Einschränkungen bei der Übergangsversorgung ihrer Piloten bescherte der Lufthansa die härteste Streikwelle ihrer Geschichte – und Kosten von rund einer halben Milliarde Euro. Dass es auch anders geht, zeigt das Beispiel der Deutschen Flugsicherung (DFS). Von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt haben sich Geschäftsführung und die hauseigene Gewerkschaft GdF im April auf eine neue Tarifvereinbarung für die 2000 Lotsen des bundeseigenen Unternehmens geeinigt. Demnach können die Luftraumüberwacher weiterhin bereits mit 55 Jahren den aktiven Dienst quittieren und acht Jahre lang 70 Prozent ihres bisherigen Bruttoeinkommens kassieren. »Ab diesem Alter lassen die kognitiven Fähigkeiten einfach nach und können nur zum Teil durch die gesammelte Erfahrung kompensiert werden«, rechtfertigt GdF-Tarifexperte Markus Siebers die Bezüge. Bleibt ein Mitarbeiter freiwillig bis 57, reicht das Geld sogar bis 65. Wer früher aufhören will, muss Abschlüsse in Kauf nehmen. Auch das Unternehmen profitiert von der Regelung. Bislang mussten die Lotsen ihren Arbeitgeber nur sechs Monate vorher informieren, wenn sie in die Übergangsversorgung wechseln wollten. Für ab 1970 Geborene gilt künftig eine Ankündigungsfrist von drei Jahren. Das verschafft der DFS mehr Planungssicherheit. DID



MARCO EINFELD / SZ PHOTO

Fluglotsin im Tower

## Olaf Scholz' gesammeltes Schweigen

● Finanzminister Olaf Scholz (SPD) geht auf Distanz zu Plänen der EU-Kommission für eine Digitalsteuer. Beim Treffen der EU-Finanzminister vergangene Woche schwieg er demonstrativ zu den Ausführungen der EU-Kommission, die ihr Vorhaben erläuterte. Auch zum Plädoyer seines französischen Amtskollegen Bruno Le Maire für eine Digitalsteuer sagte er nichts. Scholz sieht die Pläne, Internetunternehmen wie Facebook mit einer Extra-Steuer zu belegen, skeptisch. Er fürchtet, die USA könnten eine solche Sonderlast ihrer Internetmultis als Vorwand für weitere protektionistische Maßnahmen nutzen. Ihm macht auch Sorge, dass andere Länder Ansprüche auf Steuerzahlungen deutscher Exportfirmen erheben könnten. Bislang gilt die Regel, dass Unternehmen dort besteuert werden, wo Wertschöpfung entsteht. Teilnehmer des Treffens werteten Scholz' Zurückhaltung als Beleg, dass er die Brüsseler Pläne noch nicht offiziell ablehnen wollte. Das Schweigen des Deutschen sorgte dennoch für Verwunderung. »Wolfgang Schäuble hätte sich immer zu Wort gemeldet, auch wenn er dabei nichts gesagt hätte«, sagte ein Teilnehmer. REI

## »Wir sind bereit zum Widerstand«

*Mokh Sobirin, 34, Umweltaktivist aus Indonesien, über den Protest gegen eine geplante Fabrik von Indocement, einer Tochter des deutschen Baustoffkonzerns HeidelbergCement, in Zentraljava*

**SPIEGEL:** Warum sind Sie gegen die Zementfabrik?

**Sobirin:** Ursprünglich war die Gegend um das Kendeng-Gebirge mit seinen vielen Höhlen und Wasserquellen für landwirtschaftliche und touristische Nutzung vorgesehen. Dann wurde auf einmal die Raumplanung geändert, sodass auch Bergbau möglich war. Es gibt Hinweise auf Bestechung von Politikern, und deswegen haben wir den Fall der nationalen Antikorruptionsbehörde vorgelegt.

**SPIEGEL:** Die Unternehmen führen oft die Chancen auf wirtschaftliche Entwicklung an. Daran glauben Sie nicht?

**Sobirin:** Die Frage ist, zu welchem Preis. In Westjava etwa steht ja schon eine große Indocement-Fabrik, die enorme Mengen von CO<sub>2</sub> in die Luft ablässt. Wis-

senschaftler haben da Proben genommen und stark erhöhte Nitratwerte im Grundwasser gefunden, eine Folge des durch Kohleverfeuerung verursachten sauren Regens. Auch die Landwirtschaft ist davon in Mitleidenschaft gezogen. Es gibt aber noch eine Ungereimtheit.

**SPIEGEL:** Welche?

**Sobirin:** Offenbar aus Rücksicht auf die Industrie ist das Kendeng-Naturschutzgebiet stark verkleinert worden. Es gibt jetzt allerdings Hoffnung: Eine neue Studie unter Federführung unseres Umwelt-

ministeriums steht kurz vor der Veröffentlichung – und es sieht so aus, als würde die ziemlich kritisch werden.

**SPIEGEL:** Glauben Sie, den deutschen Konzern stoppen zu können?

**Sobirin:** Das wird nicht leicht, aber ich werde kommende Woche auf der Hauptversammlung sprechen. Ich werde ihnen sagen, dass wir bereit sind zum Widerstand. Es ist absurd, dass unsere

Umwelt zerstört werden soll, obwohl es schon jetzt eine Überproduktion von Zement gibt. Ich werde die Aktionäre, die Banken und die Bundesregierung an ihre Verantwortung für Umwelt und Menschenrechte erinnern – denn die endet nicht in Zentraljava. NKL



Sobirin

### Samstagsfrage

## Wann kommt die Online-Sprechstunde?

Es gibt viele Gründe, nicht zum Arzt zu gehen. Überfüllte Wartezimmer. Schniefende Sitznachbarn. Angegrabbelte Zeitschriften. Als Patient würde man die analoge Sprechstunde gern umgehen, und mit jeder Grippe-welle wird dieser Wunsch stärker: Warum nicht einfach bequem von daheim mit dem Hausarzt skypen?

In der nächsten Woche wollen die Mediziner genau dies ermöglichen und den Weg für flächendeckende Online-Sprechstunden frei machen. Der Ärztetag könnte das sogenannte »Verbot der ausschließlichen Fernbehandlung« kippen. Mediziner dürften dann auch jene Patienten online begutachten, die sie persönlich nie getroffen haben. Für die Zukunft ist das ein großer Schritt.

Dass aber jeder Arzt um die Ecke künftig den Krankschein via Skype-Beratung ausstellt, wird ein Wunschtraum bleiben. Zu viele Mediziner empfinden die Digitalisierung nicht als Chance, sondern als Zumutung. Nur ein Beispiel: Vor zwei Jahren noch musste die Bundesregierung mit einem »Telematikzuschlag« von 55 Cent werben, um die Doktoren dazu zu bewegen, einen Arztbrief nicht als Kuvert, sondern elektronisch zu versenden. Auch dieses Mal verweisen die Ärzte auf das Geld. Die meisten nieder-



gelassenen Mediziner haben kein Interesse an der neuen Onlinewelt, weil sie ihre Honorare als zu niedrig empfinden. Derzeit zahlen ihnen die gesetzlichen Krankenkassen für eine Videosprechstunde genauso viel wie für eine Beratung am Telefon: rund 9,30 Euro. Dazu kommt ein Technikzuschlag von rund 4,20 Euro, der im Quartal auf 200 Euro gedeckelt ist. Zu wenig als Anreiz für die digitale Diagnose, heißt es in der Ärzteschaft.

Auch mit den neuen, sicheren Netzen, die alle Praxen, Krankenhäuser und Kliniken verbinden sollen, hadern die Mediziner. Kaum mehr als ein Zehntel der rund 100 000 Praxen ist bislang an die neue Technik angeschlossen. Dabei hätte sie in der Zukunft für Patienten einen großen Vorteil: Ihr Arzt könnte das elektronische Rezept nach der Online-Diagnose direkt an die Apotheke weitersenden. Ganz ohne lästigen Papierkram.

Fällt das Fernbehandlungsverbot, werden also vermutlich nur die wenigsten niedergelassenen Kassenärzte freudig auf eigene, selbst organisierte Online-Sprechstunden umsteigen. Kommerzielle Anbieter aus dem Ausland wittern dagegen einen lukrativen Markt. Cornelia Schmergal



# Amerikanisches Roulette

**Welthandel** Donald Trump hat Europa im Zollstreit ein neues Ultimatum gesetzt. Seine Strategie scheint erratisch, folgt aber einer inneren Logik. Gefährlich wird es, wenn sich die Europäer auf sein Spiel einlassen.



Präsidentenbatter Trump im Wahlkampf 2016: Die Regeln schreiben und zugleich den Croupier geben



**M**it Spielen kennt Donald Trump sich aus. Der amerikanische Präsident betrieb in seinem vorherigen Leben als Immobilienmagnat Casinos, in Spielerstädten wie Atlantic City, Las Vegas und anderswo. Die Zockermentalität hat Trump als Präsident nicht abgelegt, die Fähigkeit, seine Widersacher gegeneinander auszuspielen, hat ihn erst in dieses Amt gebracht.

In dieser Woche hat Trump in dem Streit um Stahl- und Aluminiumzölle erneut bewiesen, dass er die Politik als großes Spiel versteht, in dem er die Regeln schreiben und zugleich den Croupier geben möchte.

Das Spielfeld der Welthandelsorganisation (WTO) mit klaren Bestimmungen für Zölle sowie Verfahren für die Streitschlichtung verließ Trump bereits Ende März. Damals drohte er der Europäischen Union (EU) und anderen Handelspartnern hohe Zölle auf Stahl und Aluminium an, sollten sie nicht von sich aus ihre Exporte in die USA reduzieren. Er stellte ein Ultimatum – und verlängerte es Anfang dieser Woche um einen Monat.

Auch im Verhältnis zu China spielt Trump mit Zuckerbrot und Peitsche. Er drohte ultimativ mit milliarden schweren Zöllen, schickte aber in dieser Woche eine Delegation zu Verhandlungen nach Peking. Die WTO hat der Casino-Präsident einerseits wüst beschimpft, andererseits hat er Beschwerden beim Schiedsgericht der Organisation eingereicht, um seine Gegner im Handelsstreit zu bekämpfen.

All das mag erratisch wirken, als irrationale Zockerei sollte man Trumps Volten jedoch nicht ansehen. Ökonomen wenden gern Modelle der Spieltheorie an, um zu erklären, warum Staaten Handelsabkommen schließen, sich Regeln geben – und auch, warum sie diese brechen. So lässt sich auch Trumps Verhalten begründen. »Trump's wirtschaftliche Prämissen mögen falsch sein, aber innerhalb seiner Logik betreibt er das Spiel geschickt«, sagt Christian Rieck, Spieltheoretiker an der Frankfurt University of Applied Sciences.

Das erklärte Ziel des Präsidenten ist es, das Leistungsbilanzdefizit der USA von mehr als 466 Milliarden Dollar im Jahr 2017 zu senken. Vor allem aus China, Japan, Deutschland und der EU insgesamt importieren die Amerikaner deutlich mehr Güter, als sie dorthin ausführen (Grafik).

Auch wenn die Ursachen vielschichtig sind, möchte Trump das Problem vor allem auf dem Feld der Handelspolitik lösen. Er will die Partnerländer zwingen, Einfuhrzölle für Produkte aus Amerika zu senken oder Ausfuhren in die USA durch Quoten zu begrenzen. Um das zu erreichen, sät Trump Zwietracht unter den Handelspartnern, versucht, bilateral zu verhandeln und so die WTO zu unterlaufen.

Etappensiege hat Trump aus seiner Sicht schon erreicht: Südkorea und Argentinien haben angekündigt, ihre Stahlexporte in die USA zu begrenzen; Australien, Brasilien könnten folgen. Und die EU ist uneins über den weiteren Kurs gegenüber Trump, besonders Deutschland und Frankreich. Kanzlerin Angela Merkel und Präsident Emmanuel Macron vertreten unterschiedliche Interessen. Selbst deutschen Europaparlamentariern gehen die nationalen Egoismen gegen den Strich.

»Wir brauchen in der Handelsfrage weniger Merkel und Macron, sondern mehr Malmström«, sagt Daniel Caspary, Handelsexperte und Chef der Unionsabgeordneten im Europaparlament. Cecilia Malmström ist die EU-Handelskommissarin, und sie neigt dazu, bei einer harten Haltung gegenüber Trump zu bleiben – und auf dem Boden der WTO, die Amerika Präsident unverhohlen infrage stellt.

Das ist nicht ohne Ironie. Denn es waren vor allem die USA, die nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst das Allgemeine Zoll- und Handelsabkommen (GATT) auf den Weg brachten und später die WTO. Amerika und andere Staaten konnten sich so aus einem Dilemma befreien. »Das Gefangenendilemma erklärt im Prinzip die Existenz der WTO«, sagt Gabriel

Felbermayr, Direktor des Zentrums für Außenwirtschaft am Münchner Ifo-Institut.

In diesem spieltheoretischen Modell werden zwei Gefangene, denen ein gemeinsames Verbrechen vorgeworfen wird, getrennt voneinander verhört. Schweigen beide, werden sie wegen eines kleineren, nachweisbaren Vergehens zu kurzer Haft verurteilt. Gesteht nur einer, kommt er frei, der andere erhält die Höchststrafe. Gestehen beide, erhalten beide eine hohe, aber nicht die höchste Strafe. Das Dilemma der Gefangenen besteht darin, dass sie sich nicht absprechen können. Deshalb ist es für jeden von ihnen rational zu gestehen, um die Höchststrafe zu vermeiden. Dabei würden sich beide besserstellen, wenn sie kooperieren könnten.

Genauso mag es für jedes von zwei Ländern rational sein, die eigene Wirtschaft durch Zölle zu schützen. Wenn jedoch das andere Land genauso entscheidet, stehen beide wirtschaftlich schlechter da, es ist für beide vorteilhaft zu kooperieren.

»Gerade die wirtschaftliche Dominanz der USA in der Nachkriegswelt kann erklären, warum es für die USA und die meisten Handelspartner sinnvoll war, sich einem regelbasierten Handelsabkommen wie GATT und später der WTO anzuschließen«, sagt Robert Staiger, Ökonom an der amerikanischen Elite-Universität Dartmouth College in New Hampshire.

Wissenschaftler haben gezeigt, dass sich kleinere Länder im Verhältnis zu größeren Handelspartnern oft besserstellen, wenn sie einseitig Importzölle erheben, statt mit dem großen Partner ein Abkommen auszuhandeln. Verfahren alle potenziellen Handelspartner so, schadet dies der Großmacht ebenso wie den kleineren Staaten. Also ließen sich die Amerikaner darauf ein, ein multilaterales Abkommen mit Regeln zu schließen, die schwache und starke Länder handelspolitisch gleichstellen.

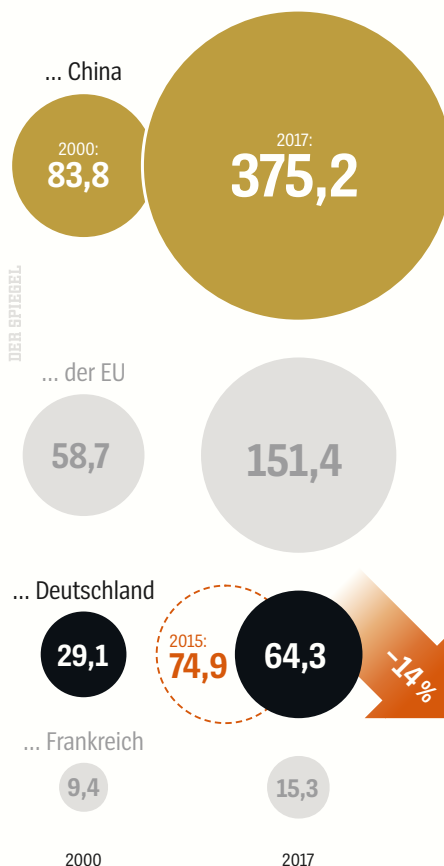
Aber Spielfeld und Teilnehmer haben sich seit der WTO-Gründung 1995 geändert. Europa gewann wirtschaftlich an Gewicht, und Chinas Aufstieg als Wirtschaftsmacht beschleunigte sich mit dem Eintritt in die WTO 2001. »In dem Moment, wo Amerika seine hegemoniale Stellung verloren hat, begann die Unterstützung für die WTO zu erodieren«, erklärt Staiger.

Trump greift die Organisation offen an. Er versucht sich und den Wählern weiszu machen, dass die Regeln der WTO der Grund für das hohe Defizit der USA im Handel mit dem Rest der Welt sind.

Dabei kann die Politik auf dieses Phänomen nur eingeschränkt Einfluss nehmen. Meist sind Überschüsse und Defizite die Folge freier Entscheidungen von Konsumenten und Investoren. Niemand zwingt Amerikaner dazu, Autos von Mer-

## Handelsbilanzdefizit der USA mit ...

Güterhandel, in Mrd. Dollar Quelle: US Census





cedes, Audi oder BMW zu kaufen anstatt von General Motors.

Die deutschen Exportüberschüsse sind auch Folge der hohen deutschen Sparneigung. Die Ersparnisse werden häufig in den USA angelegt und ähneln einem Kredit, mit dem die Amerikaner ihre Nachfrage nach deutschen Produkten finanzieren.

Nicht zuletzt trägt Trumps Politik selbst dazu bei, dass das Leistungsbilanzdefizit der USA wieder wachsen könnte. Wer einen schuldenfinanzierten Steuerrabatt in Billionenhöhe unters Volk bringt, darf sich nicht wundern, dass die Importe anschwellen, weil die Amerikaner ihre Nachfrage auch nach ausländischen Waren steigern.

Der US-Präsident aber glaubt, das Defizit drücken zu können, indem er einen Handelskrieg anzettelt. Also baue er Druck auf Handelspartner auf, von denen er sich überverteilt sieht, sagt Spieltheoretiker Rieck. Er erklärt das Hin und Her um das Stahlultimatum mit dem Chicken Game, dem Angsthasenspiel. Dabei rasen zwei Autos aufeinander zu, wer ausweicht, verliert. Lenkt keiner ein, knallt es, und beide erleiden womöglich einen Totalschaden. »Im Stahlzollstreit hat Trump gewissermaßen erst Gas gegeben und jetzt mit der Verlängerung des Ultimatums erst einmal abgebremst«, sagt Rieck. Das habe seine Drohung unglaublich gemacht und seine Verhandlungsposition verschlechtert.

Andererseits sitzen im anderen Auto mehrere Fahrer, die sich uneinig sind, ob sie ausweichen sollen.

Auch wenn sich die Europäer redlich Mühe geben, gegenüber Trump Geschlossenheit zu demonstrieren, zeigen sich Risse. Besonders zwischen Frankreich und Deutschland knirscht es. Die Bundesregierung signalisiert den USA Entgegenkommen. Sie zeigt sich bereit, über die Höhe der von Trump beklagten Importzölle auf Autos zu sprechen, die Franzosen nicht. Der Grund: Die Autoindustrie und vor allem der US-Automarkt haben für Frankreich deutlich weniger Gewicht als für Deutschland.

Zudem fürchtet die französische Regierung eine umfassende Neuordnung der Handelsbeziehungen zwischen EU und USA. Dagegen setzt sich Deutschland dafür ein, eine Art TTIP light vorzuschlagen, eine abgespeckte Version des Transatlantischen Freihandelsabkommens.

Warum? Während Deutschland mit den USA einen Handelsbilanzüberschuss von 50 Milliarden Euro aufweist, ist die Bilanz Frankreichs ausgeglichener. Außerdem

müssten für einen neuen Handelsdeal zwischen den USA und der EU auch die Regeln für den Agrarsektor überprüft werden. In den vergangenen Abkommen gelang es den Franzosen, ihre Landwirtschaft vor zu starker Konkurrenz abzuschotten.

Und schließlich wäre Frankreich kaum von den angedrohten US-Strafzöllen betroffen, da es dort anders als in Deutschland kaum noch Stahlwerke gibt.

Am Steuer sitzen aber weder Merkel noch Macron, für Handelspolitik ist EU-Kommissarin Malmström zuständig.

Sie stellt sich ungeachtet der neuen Frist auf einen Handelskrieg mit den Amerikanern ein. Der schmucklose Raum im Europaparlament, in dem regelmäßig die Monitoring-Gruppe USA des Handelsausschusses tagt, ist zu einer Art »war room« geworden. Hier beugen sich Abgeordnete



über die klein gedruckten Listen mit möglichen Gegenmaßnahmen, die die EU ergreifen könnte, wenn Trump Ernst macht. Die Waffen der EU sind bekannt: Sie reichen von Zöllen auf Bourbon-Whiskey bis zur Harley-Davidson.

Von Erleichterung war daher wenig zu spüren, als die Abgeordneten am Mittwoch mit Mitarbeitern von Malmström über die Folgen der jüngsten Galgenfrist aus Washington diskutierten. Man war sich einig, dass man sich von Trump nicht erpressen lassen wollte. »Wir können Trumps Druck nicht einfach nachgeben, allein schon, weil er darauf basiert, die WTO-Regeln zu unterlaufen«, sagt Bernd Lange (SPD), Vorsitzender des Handelsausschusses im EU-Parlament. Fast wortgleich äußerte sich am Mittwoch Kommissionschef Jean-Claude Juncker.

Handelsexperte Felbermayr hält es dennoch für möglich, dass sich die Europäer noch auf Trumps Logik bilateraler Ver-

handlungen einlassen und die WTO-Regeln zur Not großzügig auslegen. Erstens fürchteten sie die kurzfristig hohen Kosten eines Handelskriegs; zweitens würden die Kosten einer ausgehöhlten WTO erst in ferner Zukunft sichtbar. »Drittens funktionieren die WTO und ihre Gerichte ohne Unterstützung der USA ohnehin nicht.«

Die Wahrscheinlichkeit, dass die Europäer ihre Interessen über das Schiedsverfahren wahren können, sinkt, das könnte ihr Handeln beeinflussen. Trump blockiert die Nachbesetzung des entscheidenden WTO-Berufungsgerichts. Drei von sieben Plätzen sind bereits vakant, bis Ende 2019 laufen zwei weitere Mandate aus, dann würde die Institution handlungsunfähig.

Zudem begründet die US-Regierung die neuen Zölle mit nationalen Sicherheitsinteressen und umgeht somit das WTO-Regelwerk. Ob die EU oder China diese Argumentation juristisch aushebeln können, ist ungewiss.

Womöglich tasten sich die drei großen Wirtschaftsblöcke gerade an ein neues Handelssystem heran, das nicht in erster Linie auf einem globalen Abkommen wie der WTO basiert, sondern auf bi- oder trilateralen Absprachen.

Man kann ihr Vorgehen als Spiel betrachten, in dem die Spieler ein von den Regeln abweichendes Verhalten eines anderen Spielers bestrafen, indem sie in der nächsten Runde ebenfalls von den Regeln abweichen. Neue Zölle werden nach dem Motto »Wie du mir, so ich dir« mit Gegenzöllen beantwortet. »Dieses Spiel kann zu ganz vielen neuen Gleichgewichtssituationen führen, auch zu jenem, bei dem alle Partner

die bestmögliche Situation realisieren, also das kooperative Gleichgewicht«, erklärt Felbermayr. Das sei auch möglich, wenn es kein koordinierendes Forum wie die WTO gebe.

Das Zug-um-Zug-Spiel, auf das sich die Handelsmächte jetzt womöglich einlassen, kann auch schiefgehen. Etwa, wenn es einem Spieler egal ist, ob er für sein Verhalten in ferner Zukunft bestraft wird. »Populisten mit einer Nach-mir-die-Sintflut-Philosophie darf es für das Zustandekommen des »guten« Gleichgewichtes nicht geben«, sagt Felbermayr.

Es klingt nicht so, als könnte ein solches Spiel mit dem Zocker Trump gut enden.

Martin Hesse, Peter Müller,  
Christian Reiermann

► **Lesen Sie auch** auf Seite 80: Wie die Europäer versuchen, das Atomabkommen mit Iran vor Donald Trump zu retten

# Getriebener Akteur

**Analyse** Mit einem Milliardendeal will die Telekom ihre Wettbewerbsfähigkeit in den USA sichern. Zugleich droht in Deutschland ein Angriff des schärfsten Konkurrenten.

Es sollte aussehen wie einer der ganz großen Deals, wie ein Geschäft, das die Deutsche Telekom AG und ihre leidgeprüften Aktionäre mit einem Schlag in eine sorgenfreie Zukunft und in die Liga der wirklich großen Telefongesellschaften katapultieren würde. Telekom-Chef Timotheus Höttges parlierte in der vergangenen Woche sogar über einen wahrhaft »historischen Moment« für sein Unternehmen.

Tatsächlich sind die nackten Zahlen beeindruckend. Im Zuge eines Aktientauschs will die Telekom ihre US-Mobilfunktochter T-Mobile mit dem bisherigen Konkurrenten Sprint fusionieren. Entstehen soll ein neues Unternehmen mit knapp 130 Millionen Mobilfunkkunden, einem Umsatz von rund 76 Milliarden Dollar. Ein Unternehmen, das sich dann auf Augenhöhe mit Telefonriesen wie AT&T oder Verizon in den Wettbewerb um Kunden, Verträge und Marktanteile stürzen soll.

Und da die amerikanische Mobilfunktochter der Telekom einen deutlich höheren Unternehmenswert aufweist als Sprint, kann Höttges sogar die Kontrolle an dem neuen Unternehmen übernehmen, ohne auch nur einen Cent in bar dafür bezahlen zu müssen.

Das alles klingt gut. Und dennoch ist der US-Deal für die Telekom, das Management und für die Aktionäre kein uneingeschränkter Grund zur Freude. Schaut man genauer hin, tritt Höttges mit dem Abschluss die Flucht nach vorn an. Er ist Akteur – und gleichzeitig Getriebener zweier für die Telekom bedenklicher Entwicklungen.

Die US-Mobilfunktochter war für die Telekom jahrelang ein Sorgenkind. Zu groß war der Abstand zu Platzhirschen wie AT&T oder Verizon. Zu hoch die Kosten, um sie auf Dauer aus der Firmenzentrale zu finanzieren. Daran konnte auch die imposante Aufholjagd des vor sechs Jahren angetretenen Chefs John Legere nichts ändern.

Notwendige Investitionen in Netzqualität, zusätzliche Funkfrequenzen oder neue Technologien, wie der anstehende ultraschnelle Mobilfunkstandard 5G, hätten Milliarden verschlungen. Und so suchte die Telekom seit Jahren einen Käufer oder Partner für das US-Geschäft, der bereit gewesen wäre, Kosten und Risiken mit ihr zu teilen.

Doch die Interessenten waren rar, die kartellrechtlichen Hürden hoch. Zweimal untersagten US-Behörden einen fertigen Deal. So blieb Höttges kaum eine andere Chance, als den Konkurrenten Sprint samt Schulden zu übernehmen. Zumal das US-Unternehmen in den vergangenen Monaten schwächelte, Wert und Ansehen verlor.

Das Risiko für Höttges ist hoch. Zwar besitzt Sprint wertvolle Funkfrequenzen, die T-Mobile nun nicht teuer kaufen muss. Ob die errechneten Synergien in Höhe von 43 Milliarden Dollar in den nächsten Jahren tatsächlich gehoben werden oder T-Mobile auf einem Schuldenberg sitzen bleibt, ist offen. Genauso offen wie die Genehmigung des Deals selbst.

Bei den US-Wettbewerbsbehörden dürfte die Neigung nicht groß sein, die Zahl der Wettbewerber auf dem heimischen Mobilfunkmarkt von vier auf drei Player zu verringern. Die Chancen, dass es der Telekom gelingen könnte, die Behörden in dem bis zu zwölf Monaten dauernden Prüfverfahren von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses zu überzeugen, schätzen selbst Optimisten auf gerade einmal 50 Prozent.

Zugleich erwächst Höttges auf dem Heimatmarkt in Deutschland unangenehme Konkurrenz. Hier hat die Telekom den Ausbau eines wirklich breitbandigen Internets lange verschlafen. Nun wittert die britische Telefongesellschaft Vodafone eine Chance, den Ex-Monopolisten mit diesem Versäumnis in Bedrängnis zu bringen.

Für mehr als 16 Milliarden Euro will sie europäische TV-Kabelnetze der von Medienmogul John Malone gehaltenen Firma Liberty Global kaufen. Hauptprofiteur wäre die deutsche Vodafone-Tochter in Düsseldorf. Sie soll aus dem Kauf den in Köln ansässigen Kabelnetzbetreiber Unitymedia mit seinen Netzen in Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg erhalten.

Bereits vor einigen Jahren hatte Vodafone Breitbandnetze von Kabel Deutschland übernommen. Zusammen mit den TV-Strippen von Unitymedia verfügte Vodafone als einziges Unternehmen in Deutschland dann über ein flächen-deckendes Breitbandnetz mit rund 15 Millionen Kunden und 24 Millionen Anschlüssen. Es dürfte dem Festnetz der Telekom in puncto Schnelligkeit und Flexibilität noch längere Zeit überlegen sein.

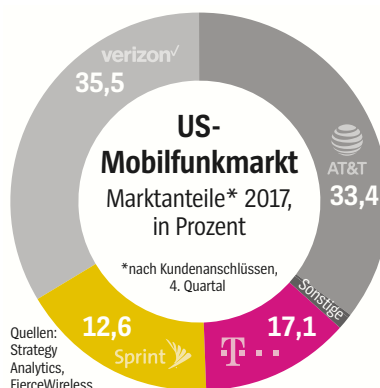
Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die Telekom auf ihrem Heimatmarkt weitere Kunden verlieren wird. Die Abhängigkeit von einem weiterwachsenden US-Geschäft würde noch größer.

Höttges kennt das Problem. Seit Wochen versuchen seine Leute, den sich anbahnenden Kabeldeal in Deutschland zu torpedieren. Mit dem Kauf des Netzes, so argumentieren sie, baue Vodafone in einigen Bereichen gefährliche Monopolstellungen auf. Bei kabelgebundenen TV-Anschlüssen etwa besitze das Unternehmen eine marktbeherrschende Stellung. Es bestehe zudem die Gefahr, dass exklusive Fernsehrechte an Sportveranstaltungen, wie etwa Fußballspielen der Champions League oder Formel-1-Veranstaltungen, nicht mehr von anderen Wettbewerbern angeboten werden können.

Der Telekom-Chef rief die Wettbewerbshüter sogar öffentlich dazu auf, den Zusammenschluss zu untersagen. Eine Genehmigung, so der Manager, wäre »kartellrechtlich ein Skandal«.

Das mag in der Sache nicht einmal so falsch sein. Ohne Auflagen, wie den Verkauf oder die Öffnung bestimmter Geschäftsbereiche, dürfte der Deal wenig Chancen haben.

Die für einen Dax-Chef ungewöhnliche Drohung ist denn auch aus anderem Grund bemerkenswert. Sie zeigt, wie blank die Nerven bei der Telekom wirklich liegen – trotz des angeblich historischen Deals in den USA. Frank Dohmen





# Kannste das mal deepln?

**Start-ups** Künstliche Intelligenz revolutioniert die Sprachübersetzung. Die Kölner Firma DeepL kann das besser als GoogleTranslate. Und doch hat Übersetzer Andrew Wakeman keine Angst.

**A**ndrew Wakeman sieht nicht aus wie eine Maschine. Der gebürtige Amerikaner, 32, der als Übersetzer in Deutschland lebt, trägt Bart, Ohrringe und diverse Tattoos: zwei Blumen, die für seine beiden Töchter stehen, und einen Schriftzug, der an seinen verstorbenen Bruder erinnert; Zeichen der Liebe und der Trauer, alles entschieden menschlich. Guter Typ, dieser Wakeman. Den Spitznamen »Die Maschine« hat er von Kollegen erhalten, weil er bei der Arbeit äußerst systematisch vorgeht, für alles To-do-Listen-anfertigt, weil er seine Arbeitstage mithilfe eines Onlinekalenders in Halbstundeneinheiten lückenlos durchplant. »Das hilft mir, effizient zu sein«, sagt er. Sein Deutsch, an der Uni in Indianapolis erlernt und mit seiner deutschen Frau verfeinert, ist akzent- und makellos.

Aber »Die Maschine« wird vielleicht bald von einer Maschine ersetzt. Oder auch nicht. Man weiß es nicht.

*But »The Machine« may soon be replaced by a machine. Or not. You don't know.*

So hat das die künstlich intelligente Maschine DeepL übersetzt.

Andrew Wakeman arbeitet für die Ahrensburger Firma Wieners+Wieners, den Branchenführer im deutschen Sprachraum. Er übersetzt vom Deutschen ins Englische, und zwar alles, was Kunden eben wollen: Gebrauchsanleitungen, Geschäftsberichte, Scheidungsurkunden, Modekataloge, Werbesprüche. Wieners+Wieners hat 90 Angestellte, arbeitet mit 1500 freien Übersetzern, die über 70 Fremdsprachen beherrschen, erledigt 40 000 Projekte im Jahr und macht dabei 20 Millionen Euro Umsatz in einem Markt, der global auf 43 Milliarden Dollar geschätzt wird – dabei aber so gut wie unsichtbar bleibt.

Denn Sprache ist kein Produkt, aber ohne Sprache ist jedes Produkt nichts. Alles, womit gehandelt, worüber verhandelt wird, braucht Sprache, braucht Beschreibung, und weil die Welt zusammenwächst, weil immer mehr Menschen miteinander kommunizieren wollen, werden Sprachen immer wichtiger. »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt«, hat Ludwig Wittgenstein gesagt, und diese Grenzen werden weiter. Übersetzte Sprache ist die Grundlage, ist das Medium der Globalisierung und des Internets – eigentlich eine gute Nachricht für Menschen wie Andrew Wakeman, oder nicht?



PATRICK RUNTE / DER SPIEGEL

**Sprachdienstleister Wakeman:** 8000 Wörter pro Tag

*La langue traduite est la base, le médium de la mondialisation et de l'Internet – en fait, c'est une bonne nouvelle pour des gens comme Andrew Wakesman, ou non?*

Auch das hat DeepL übersetzt, in einem Sekundenbruchteil. DeepL, was für »Deep Learning« steht, tiefes oder neuronales Lernen, ist eine im Netz frei verfügbare Übersetzungsmaschine und der Name einer kleinen, deutschen Firma mit Sitz in Köln, die das Ding programmiert hat. Wenn man ein Stück Text in DeepL eintippt, gehen diese Daten erst mal nach Island, wo das Rechenzentrum der Firma steht, das pro Sekunde fünf Milliarden Rechenoperationen ausführen kann. Eine Billion ist eine 1 mit 15 Nullen. Dann kommt der Satz in der gewünschten Sprache zurück auf den Bildschirm.

DeepL macht damit das Gleiche, was Google Translate oder Microsofts Bing-Übersetzer schon lange machen – nur eben viel besser. Als DeepL im vorigen Jahr live geschaltet wurde, staunten Fachwelt und Presse. »Kleines Start-up schlägt Google«, »DeepL macht menschlichen Übersetzern Konkurrenz«, so lauteten die Schlagzeilen. In einem Blindtest bewertete professionelle Übersetzer 100 Sätze, die von DeepL und den Maschinen von Google, Microsoft und Facebook übersetzt worden waren. Die Sätze von DeepL, sagt die Firma, wurden dreimal so häufig am besten bewertet wie die der anderen. Sprachroboter gelten seit langer Zeit als Vorhut der KI-Revolution. Jetzt sind sie da.

Die Ängste vor der Automatisierung, vor der Macht der Algorithmen nehmen zu. Man kann das daran erkennen, dass Google, wenn man die Worte »Werden Roboter ...« in die Suchleiste eintippt, sofort folgende Fortsetzungen vorschlägt: »... die Menschen ersetzen«, »... die Welt erobern«, »... mehr und mehr das Leben und Arbeiten prägen«. Bange Fragen. Aber diese Angst weiß noch nicht, wovor sie sich ängstigt. Künstliche Intelligenz bleibt schwer fassbar, und dort, wo sie schon anzutreffen ist, etwa in Gestalt von Siri, nervt sie oft durch Inkompetenz. Doch wer sie kennen lernen will, diese neuen Mitbewohner auf Erden, die neuen Mitarbeiter im Büro, wer erahnen möchte, wozu sie fähig – und nützlich – sind, der sollte mal kurz DeepL ausprobieren.

*Pero quien quiera conocerlos, estos nuevos compañeros de piso en la tierra, los nuevos empleados en la oficina, quien quiera adivinar lo que son capaces – y útiles – debería probar DeepL por un momento.*

Der Turmbau zu Babel blieb bekanntlich unvollendet, weil Gott schlechte Laune bekam und eine große Sprachverwirrung über das Menschengeschlecht brachte, mit der wir uns bis heute herumschlagen. Künstliche Intelligenz, so viel darf man sagen, hat das Potenzial, die alttestamentari-

sche Zumutung des vielsprachigen Nichtverstehens auf der Welt gehörig zu lindern. Experten schätzen, dass ein wichtiger Wendepunkt bereits überschritten ist: Schon heute werden global mehr Sprachen maschinell übersetzt als von Menschen.

Es ist kein undenkbarer Schritt mehr vom Onlineübersetzer zum Implantat im Ohr, das alle Sprachen versteht und in Echtzeit übersetzt, so wie der berühmte Babelfisch aus Douglas Adams' Science-Fiction-Roman »Per Anhalter durch die Galaxis«. Es gibt bereits die Google Pixel Buds, kabellose Ohrhörer, die genau das versuchen, es gibt einen seltsamen Sprachstick namens »ili«, mit dem man in Japan ein Bier bestellen kann, es gibt eine Live-Dolmetscherfunktion für Skype-Konferenzen zwischen Teilnehmern, die verschiedene Sprachen sprechen. Funktionieren diese Dinge bereits perfekt? Überhaupt nicht. Aber sie lernen dazu.

Die Macher der Übersetzungssoftware DeepL sitzen nicht im Silicon Valley, sondern im 5. Stock eines Businessparks in Köln. Jaroslaw Kutylowski, Technischer Direktor, führt durch die Räume, es gibt

## **»Googeln« steht ja schon als Verb im Duden. Mal sehen, ob »deepln« es auch schafft.**

eine Lounge, die mit bunten Sitzsäcken ein bisschen auf Google macht, es gibt einen Tischtennisplatte, in den Büros hängen Whiteboard-Schreibtafeln, vollgekritzelt mit rätselhaften Formeln. Nur 22 Angestellte hat DeepL, davon 10 Programmierer. Dr. Kutylowski, 35, ein nachlässig rasierter promovierter Informatiker polnischer Herkunft, erklärt zu Kaffee und Keksen die Geschichte der Firma, die auch die Geschichte der Maschinenübersetzung ist.

»Wir begannen vor etwa zehn Jahren. Damals gab es für Übersetzungen nur Wörterbücher. Aber im Netz waren viele zweisprachige Texte zu finden, Übersetzungen irgendwelcher Sätze und Begriffe, Millionen davon. Der Grundgedanke war: Wenn man etwas übersetzen will, hat es wahrscheinlich irgendjemand schon mal gemacht. Man muss es nur finden.«

Die Firma DeepL, die bis vergangenes Jahr noch Linguee hieß, hat also sogenannte Crawler gebaut, Programme, die das Internet nach übersetzten Wort- oder Satzpaaren durchkämmen. »Aber 98 Prozent dieser Übersetzungen sind Mist«, sagt Kutylowski. Damit nur die brauchbaren übrig blieben, habe man jeweils ein paar Tausend Satzpaare professionellen menschlichen Übersetzern vorgelegt, die die Qualität bewerteten, die Daten korrigierten.

Besonders gut waren die Resultate trotzdem noch nicht. Linguee arbeitete damals, wie alle anderen auch, mit der sogenannten statistischen Methode. Dabei zerhackt die Software die Sätze in ihre Bestandteile, ordnet den bilingualen Bruchstücken Paarungswahrscheinlichkeiten zu und setzt die Informationen in der Zielsprache neu zusammen. Dass dabei viel Unsinn rauskommt, liegt auf der Hand. Das war die Zeit, noch nicht lange her, als die Suche nach lustigen »Google Translate Fails«, gescheiterten Google-Übersetzungen, ein beliebter Spaß war im Netz. Man fand sie auf ausländischen Menükarten (»Ein Gemüsehuhn bereitete sich in wok mit einer Haselnuss vor«) oder auf Hinweisschildern bei Sehenswürdigkeiten (»Burgbesichtigung nur mit Führer – Entrance only with Herr Hitler«). Dann aber, vor etwa drei Jahren, kam die neuronale Übersetzung ins Spiel. Kutylowski: »Wir haben schnell gesehen, dass das sehr gut funktioniert. Und dass wir die Qualität der etablierten Konkurrenten übertreffen können.«

Aber warum? Das scheint niemand wirklich erklären zu können. Die Leute von DeepL selbst, die es vielleicht könnten, schweigen. »Die sind ziemlich zugeknöpft«, sagt Josef van Genabith vom Institut für Translationsorientierte Sprachtechnologie der Universität Saarbrücken. DeepL sei in der eng vernetzten akademischen Forschergilde der Computerlinguisten »bis vor Kurzem kaum bekannt gewesen«. Umso größer war in der Szene das Erstaunen über die Fähigkeiten des Programms. Kutylowski, der den Vorwurf der Geheimniskrämerei öfter hört und den Anfragen aus aller Welt erreichen, man möge doch bitte die eigenen Erkenntnisse als Paper publizieren, bittet um Verständnis: »Zum einen ist dieses Wissen unser Marktvorsprung«, sagt er. »Zum anderen können wir es selbst nicht restlos erklären.«

Was er weiß, ist, dass es bereits Anwender gibt, die aus DeepL ein Verb machen, »ich hab das kurz gedeeplt«, »kannste den Satz mal deepln?«. »Googeln« steht ja schon im Duden, mal sehen, ob »deepln« es auch schafft.

Wenn KI-Fachleute von ihren Codes sprechen, reden sie oft wie von rätselhaften Lebewesen, als hätten sie eine neue Spezies entdeckt, deren Verhalten sie immer wieder erstaunt. So wurde die Szene offenbar vor einiger Zeit davon überrascht, dass die neuronale Übersetzung auf einmal sehr gute Ergebnisse für das Sprachpaar Chinesisch-Spanisch lieferte. Wie das Programm die Fortschritte erzielt hatte, blieb ein Rätsel. Es kann ein wenig nervös machen, dass eine Technologie mit so weitreichendem Potenzial in den Händen von ein paar Mathematikern liegt, ob in Köln oder Kalifornien, die selbst nicht genau wissen, was ihre Geschöpfe so trei-



ben. Im Fall von DeepL ist der Schlüssel zum Erfolg offenbar dieser: »Die haben schöne, kuratierte Daten.« Josef van Genabith, der das nicht ohne Neid sagt, klingt dabei, als würde er über einen Kaffeehersteller reden, der Zugang zu besonders edlen Bohnen hat. Aber was macht das Programm damit? Van Genabith spricht jetzt von Dingen wie »Matrix-Multiplikation«, von »viel-linearer Algebra« und darüber, dass »Worte in hoch dimensionale Vektorräume hineingemappt werden«. Okay!

Man kommt da nur mit Metaphern weiter. »Daten sind das Öl der künstlich intelligenten Maschinen«, sagt van Genabith. Bei einem Vortrag hat er das neuronale maschinelle Lernen mit Prozessen im menschlichen Gehirn verglichen, »wenn die Muskeln im Körper angesteuert werden. Ein Kind muss beim Waldspaziergang erst lernen, dass es seine Füße heben muss, um nicht zu stolpern. Bei Erwachsenen läuft diese Denkleistung im Hintergrund automatisch ab, da das Gehirn gelernt hat, wie es die Füße zu setzen hat«. Auf ähnliche Weise könnten auch neuronale Computerprogramme laufend dazulernen, auf erlernten Regeln aufbauen, ihr Wissen mehren.

Und DeepL kann seine Algorithmen, also sein Kind, mit besonders guten Daten trainieren bei diesem Waldspaziergang durch die Sprachen der Welt. Es kriegt ganze Sätze vorgesetzt statt einzelner Begriffe. Es kriegt korrekte Sätze statt unsortiertem Internetmüll. DeepL, als Kind verstanden, hat schlicht die besseren Lehrer als Google und die anderen.

Wobei auch Google und Microsoft Fortschritte machen, und selbst Amazon bietet jetzt innerhalb seines Cloud-Computing-Dienstes Amazon Web Services einen neuronalen Übersetzer an. Der Vorsprung von DeepL muss nicht lange halten. Oder die Kölner werden samt ihrem Know-how einfach aufgekauft. Gibt es schon ein Angebot von Google, Herr Kutylowski? Dazu sagt der Mann, dass er dazu nichts sagt. Geld verdienen will die Firma vorerst mit der im März vorgestellten kostenpflichtigen Premiumversion DeepL Pro, die sich Kunden auf ihre Bedürfnisse zurechtprogrammieren lassen können. Man habe zahlreiche Anfragen von großen Unternehmen vorliegen, sagt Kutylowski.

Was bedeutet das nun für Andrew Wakeman? »Ich habe keine Angst um meinen Job«, sagt der Übersetzer. »Der Beruf verändert sich, ja, aber er verschwindet nicht.« Er betrachtet maschinelle Übersetzung als Hilfeleistung, nicht als Alternative, als Werkzeug, das er in seiner Arbeit schon lange kennt und nutzt. Wie die meis-

ten in seiner Branche, verwendet Wakeman schon seit Jahren computergestützte Übersetzungstools im Alltag. Dabei übersetzt er am Bildschirm »manuell« Satz für Satz in einem Computerprogramm, das gelegentlich Vorschläge für eine Phrase macht oder etwas erkennt, das Wakeman früher schon übersetzt hat, um es in Erinnerung zu rufen. Diese Methode nennt man »Machine-Assisted Human Translation«, maschinell unterstützte menschliche Übersetzung, oder MAHT.

Der Evolutionsschritt, in dem Wakeman sich als Arbeitskraft und vielleicht auch als Mensch gerade befindet, ist der von MAHT zu MTPE. Letzteres steht für »Machine Translation Post-Editing«: Nachregulieren von maschinell übersetzten Tex-

Künstlich intelligente Werkzeuge verhalten sich damit ähnlich wie übermotivierte junge Kollegen im Büro, sie liefern viel und sind wahnsinnig schnell, aber sie brauchen die Unterstützung von erfahrenen Mitarbeitern, um das Projekt am Ende in die richtige Form zu bringen. So ähnlich klingen derzeit viele Erfahrungsberichte aus datenintensiven Branchen, wo KI-Assistenten schon zum Einsatz kommen, etwa bei Finanzdienstleistern, in der Juristerei, in der Medizin. Es wäre nicht die schlechteste Arbeitsteilung zwischen Mensch und Maschine.

Allerdings müssen Lektoren mehr liefern als Übersetzer, ihr Zeilenpreis ist schlechter. Ein Übersetzer bei Wieners+Wiener schafft etwa 2000 Wörter pro Tag, ein Post-Editor muss 6000 bis 8000 schaffen. Es gibt zwei Theorien zur Zukunft der Übersetzerbranche, eine misstrauische und eine zuversichtliche, und sie gelten wohl für alle Dienstleistungszweige, in welchen künstliche Intelligenzen sich mit ins Büro setzen:

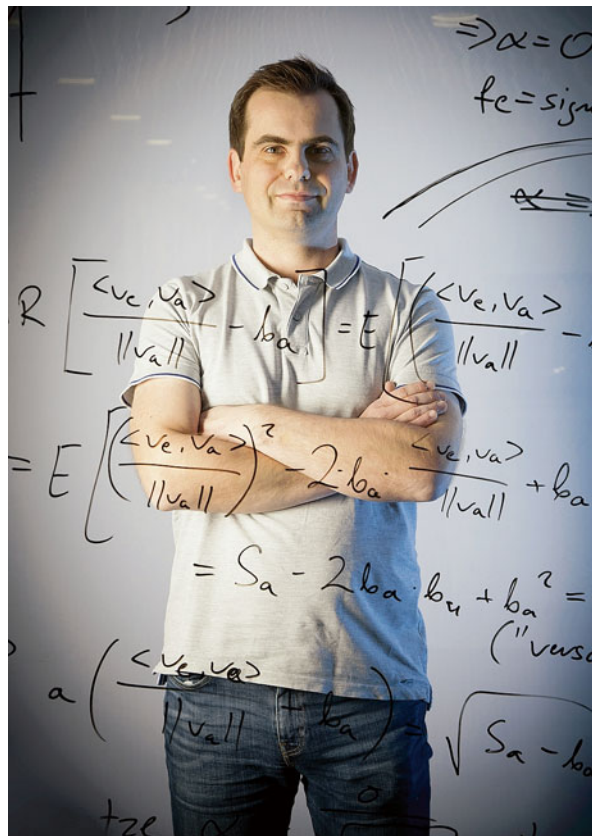
1. Die Maschine kann immer mehr Aufgaben allein bewältigen, sie macht die Preise kaputt und drängt viele Menschen aus dem Markt.
2. Die Maschine macht den Menschen produktiver, weshalb sich mehr Kunden Übersetzungen leisten können, die Nachfrage steigt.

Jaroslav Kutylowski glaubt natürlich an die zweite These, Andrew Wakeman auch. Eine zentrale Befürchtung der Automatisierungsdebatte aber bleibt: dass die Maschinen zwar womöglich keine Jobs zerstören – eher im Gegenteil –, dass sie aber auf die Gehälter drücken. Übersetzer werden besser bezahlt als Lektoren, Ingenieure besser als Kontrolleure, Journalisten besser als Faktenprüfer. Taxifahrer mussten mal ganze Stadtpläne auswendig kennen, heute müssen sie nur noch Gas und Bremse finden, und bald sitzen sie vielleicht bloß noch als Überwacher im selbstfahrenden Auto oder gleich in der Zentrale am Monitor. Die

Aufgaben werden einfacher, die Anforderungen an die Menschen geringer, der Wert ihrer Arbeit: auch.

*The tasks become simpler, the demands on people lower, the value of their work: too.*

Andrew Wakeman denkt manchmal darüber nach, ob er sich an literarischen Übersetzungen versuchen soll, an Romanen, an Sprache als Kunstform, »das ist ein alter Traum von mir«. Es wäre auch eine Flucht. An einen Ort, an den die Maschine ihm nicht folgen kann. Noch nicht. Guido Mingels



DeepL-Informatiker Kutylowski: Ziemlich zugeknöpft

ten. Das Programm übersetzt zunächst alles in ein paar Sekunden, erst danach kommt der Mensch ins Spiel, korrigiert Fehler, prüft den Ton, findet kulturelle Missverständnisse. Aus Übersetzern werden Lektoren. Man könnte auch sagen: Bisher war der Computer Wakemans Assistent, jetzt wird er zum Assistenten des Computers. Oder besser: zu dessen Supervisor. In gewisser Weise bleibt damit für den Menschen der interessantere Teil der Arbeit übrig: Raus aus den Mühen der Satz- und Wortebene, hinauf auf den Hügel der Text-Übersicht. »Man wird mehr zur Kontrollinstanz«, sagt Wakeman.



# Wir sorgen dafür, dass Sie mobil bleiben.

Mit unserer **Deutschland Garantie** bleiben Sie auch in Zukunft mobil:

Entscheiden Sie sich heute für einen Diesel EU6 (Neu- oder Jahreswagen) mit Deutschland Garantie. Sollte dieser von einem Fahrverbot betroffen sein, nehmen wir Ihr Dieselfahrzeug in Zahlung und Sie erhalten zusätzlich zum DAT-Schätzwert noch eine modellabhängige Prämie, z. B. bis zu 5.000 € bei Erwerb eines neuen Golf.<sup>1</sup>

So sind Sie immer auf der sicheren Seite – ganz gleich, welchen Volkswagen Sie in Zukunft auch fahren.



Jetzt erhältlich in  
Ihrem App-Store.

**Wir bringen die Zukunft in Serie.**



**Volkswagen**

<sup>1</sup>Im Aktionszeitraum vom 01.04.2018 bis 30.06.2022 erhalten Sie beim Kauf eines neuen Volkswagen Pkw oder Jahreswagens eine modellabhängige Prämie von bis zu 10.000 €, wenn der von Ihnen im Zeitraum 01.04.2018 bis 31.12.2018 in Deutschland gekaufte Volkswagen Pkw Diesel EU6 von einem offiziellen Einfahrverbot zum Zwecke der Luftreinhaltung mindestens an einem Tag betroffen ist und die Neubestellung innerhalb des Monats des Einfahrverbots bzw. des darauf direkt folgenden Monats erfolgt. Der Zeitraum zwischen Zulassung des aktuellen Fahrzeugs und dem relevanten Einfahrverbot darf maximal 36 Monate betragen. Das Angebot gilt für Privatkunden und gewerbliche Einzelabnehmer. Nähere Informationen erhalten Sie bei Ihrem teilnehmenden, autorisierten Volkswagen Partner.



# Das »Bärchen«

**#MeToo** Neue Vorwürfe gegen den WDR: Hat Gebhard Henke, leitender Redakteur des Senders, seine Macht missbraucht, indem er Schauspielerinnen und Regisseurinnen sexuell belästigte?

**E**in Name steht im Raum: Gebhard Henke. Fernsehfilmchef des WDR und »Tatort«-Koordinator, eine mächtige Figur der Film- und Fernsehbranche, aber auch ein Mann, der eigentlich hinter den Kulissen arbeitet, ein Mann, dessen Name dem breiten Publikum nichts sagt. Normalerweise. Am vergangenen Sonntag aber wurde bekannt, der WDR habe einen hochrangigen Mitarbeiter freigestellt, gegen ihn lägen Vorwürfe sexueller Übergriffe vor.

Es war der siebte Fall beim WDR, der in den vergangenen Wochen publik wurde. Erst Anfang April war bekannt geworden, dass ein Auslandskorrespondent des WDR Mitarbeiterinnen und Praktikantinnen belästigt hatte. In den folgenden Wochen wurden ähnliche Beschuldigungen gegen andere WDR-Mitarbeiter erhoben.

Ein weiterer, wegen vergleichbarer Vorwürfe freigestellter Mitarbeiter, das wäre kein Einzelfall mehr. Das wäre ein weiterer Fall, der die größte deutsche Fernsehanstalt betrifft. Dann hieß es plötzlich: #WDR.

Am vergangenen Montag beschleunigten sich die Ereignisse. Henke, das ist der bis dahin anonyme Mitarbeiter, ging in die Offensive, ließ über seinen Anwalt, den Berliner Peter Raue, eine Größe seines Fachs, seinen Namen mitteilen – und beteuerte, er habe sich nichts zuschulden kommen lassen. 16 Regisseurinnen, Schauspielerinnen und Agentinnen setzen sich inzwischen mit einer Petition öffentlich für ihn ein, sie »schätzen ihn, seine Arbeit und seine Integrität«. Was exakt aber der WDR Gebhard Henke vorwirft, blieb der Öffentlichkeit bislang verborgen – womöglich weiß nicht einmal Henke selbst, worum es ganz genau geht. Es hatte ihm wohl niemand gesagt.

Der SPIEGEL hat in den vergangenen zwei Monaten mit mehr als 60 deutschen Schauspielerinnen und Schauspielern, Regisseurinnen und Regisseuren gesprochen, mit Agentinnen, Casterinnen, Produzentinnen und Produzenten, mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Rundfunkanstalten, mit Dozentinnen und Filmstudentinnen. Das Ergebnis: Sexuelle Belästigung durch Fernsehredakteure ist im Film- und Fernsehgeschäft Alltag – offenbar auch bei Henke, entgegen seinen öffentlichen Aussagen.

Sechs Frauen berichten in diesem Text, wie sie von Henke, 62, betatscht und belästigt worden seien, wie er sie an den

Po oder an den Bauch gefasst habe, wie er angedeutet habe, sie zu fördern, und dafür offenbar körperliche Zuwendungen erwartete oder wie er immer wieder aus seiner professionellen Rolle gefallen sei. Die Vorwürfe reichen von 1990 bis mindestens 2015. Bewiesen ist nichts, das Bild aber stimmig.

Im September 2015, so berichtet die Schauspielerin Yvonne Timm\*, habe sie nach einer Filmpremiere in einem Restaurant neben Henke gesessen. Sie kannte den Fernsehfilmchef seit Jahren. Es sei eine größere Runde gewesen: der Regisseur, der Kameramann, der Produzent, alle mit am Tisch.

Plötzlich habe sie Henkes Hand auf ihrem Oberschenkel gespürt. Sie habe laut aufgelaht und die Hand weggeschoben. Nur ein paar Minuten später habe Henke seine Hand wieder auf ihren Oberschenkel gelegt und zu ihr gesagt: »Du bist ja unsere neue Hauptrollenspielerin.« Tatsächlich war Timm gerade zum ersten Mal für eine Hauptrolle gecastet worden, ein großer Karrieresprung. Also habe sie sich »für das Vertrauen des Senders« bedankt – und Henke demonstrativ am Handgelenk gepackt, um seine Hand zurückzuschieben. Doch Henke habe wieder zugelangt und dabei gefragt: »Übernachtest du auch hier im Hotel?« Timm habe bejaht und sich entschuldigt, sie müsse zur Toilette. Bei ihrer Rückkehr habe sie sich näher zu den anderen gesetzt und sich mit dem Rest der Gruppe unterhalten.

Irgendwann im Laufe des Abends habe Henke erneut neben ihr gesessen. Wieder habe er seine Hand auf ihren Oberschenkel gelegt, zum vierten Mal an diesem Abend, und gesagt: »Du willst doch bestimmt Hauptrollenspielerin bleiben, oder?« Sie ging ins Hotel, allein.

Hat Henke nur angedeutet, Timm könne das neue Gesicht des WDR werden, um sie ins Bett zu kriegen, hatte es in Wahrheit aber nie vor? Hat Timm den Abend in falscher Erinnerung?

Henke bestreitet die Vorwürfe. Er habe nie einer Schauspielerin viermal die Hand auf den Oberschenkel gelegt, lässt er durch seinen Anwalt ausrichten, noch habe er jemals einer Schauspielerin eine Rolle angeboten, verbunden mit der Frage, ob sie auch im Hotel übernachtete.

\* Name geändert.

Henke ist seit 1987 Fernsehredakteur beim WDR. Er hat die Karriere von Regisseuren wie Sönke Wortmann und Tom Tykwer entscheidend vorangebracht und Filme wie »Kleine Haie« und »Lola rennt« mitfinanziert. Er gilt als Förderer des deutschen Films, als kompetent und kreativ.

Als Hauptabteilungsleiter stehen über ihm beim WDR nur noch Fernsehdirektor Jörg Schönenborn und Intendant Tom Buhrow. Seit 1998 ist Henke »Tatort«-Koordinator für die gesamte ARD. Seine Machtfülle sucht im öffentlich-rechtlichen Fernsehen ihresgleichen.

Der WDR mit seinen 4117 Planstellen und mehr als 15 000 freien Mitarbeitern ist der größte Sender der ARD mit einem Jahresetat von 1,6 Milliarden Euro. Ein tendenziell linksliberales Haus, das, so heißt es in den Programmgrundsätzen, »die tatsächliche Gleichstellung von Männern und Frauen fördern« soll.

Ein hehres Ziel. Auch für Gebhard Henke?

Glaubt man den Frauen, die sich untereinander nicht alle kennen, war Henke nicht gewalttätig wie angeblich Produzent Harvey Weinstein und Regisseur Dieter Wedel, deren Fälle in den vergangenen Monaten öffentlich wurden. Henke wird nicht vorgeworfen, sich mit Gewalt genommen zu haben, was er wollte. Aber er wollte offenbar ziemlich viele Frauen und nutzte dabei anscheinend seine Machtposition aus. Es wäre ein exzessiver Machtmissbrauch.

Eine, die davon berichten kann, ist Charlotte Roche, 40. Die Autorin des Bestsellers »Feuchtgebiete« habe Henke bei der Werkstattlesung zu Beginn der Arbeiten an der Verfilmung ihres Romans »Schoßgebete« im März 2013 in Köln kurz kennengelernt, sagt sie. Er sei ihr vorgestellt worden. »Er gab mir die rechte Hand und legte mir die linke gleichzeitig fest mit den auf den Po.« Darum herum hätten mindestens drei Personen gestanden. Sie habe versucht, sich wegzubewegen, doch er habe sich mitbewegt, sagt sie. »Das war schlimm und dauerte gefühlt ewig.«

Bis heute, so Roche, mache sie sich Vorwürfe, nichts gesagt zu haben. Aber es ging um die Verfilmung ihres Buches, sie habe an dem Abend unter Druck gestanden: »Ich war total nervös und wollte keinen Aufruhr«, sagt sie. Das sei falsch gewesen, deshalb spreche sie jetzt. »Viel-

SVEN SIMON



MARINA ROSA WEIGL / DER SPIEGEL



MARC SCHULTZ-BOULON / T&T



WDR-Mann Henke, Zeuginnen Roche, Petri: »Fest mitten auf den Po«



leicht hilft das ja, dass andere sich auch trauen, etwas zu sagen.«

Diese Woche schilderte sie dem WDR ihre Begegnung mit Henke. Der WDR hatte sie am vergangenen Wochenende kontaktiert, sie gebeten, Auskunft zu geben. Sie hinterlegte ihre Aussagen schriftlich, inklusive der Ankündigung, auch eine eidesstattliche Versicherung abzugeben.

Henke bestreitet Roches Schilderung.

Viele Frauen, die nicht so prominent wie Roche sind, wollen ihren Namen nicht publik machen. Sie fürchten eine Schlammschlacht oder gar Klagen, mit denen ihnen verboten würde, ihre Geschichte zu erzählen, egal ob sie stimmt oder nicht. Dass Henke seinen Namen selbst öffentlich gemacht hat, lesen sie als Drohung. Und sie haben Sorge um ihre Karriere, ihren Ruf oder den ihrer Familie.

Auch Timm, die Frau, die viermal Henkes Hand auf ihrem Oberschenkel gespürt haben will, möchte ihren richtigen Namen deswegen nicht im SPIEGEL lesen. Öffentlich machen will sie ihre Erfahrungen aber. Sie sei enttäuscht, dass sie damals nicht besser reagiert habe, sagt sie heute. Sie gerate immer wieder in Konflikt mit Kollegen, die Berichte über Machtmissbrauch abtäten, das System sei eben so. »Wir Schauspieler sind doch auch das System, wenn wir dieses Verhalten tolerieren«, findet Timm. Gebhard Henke scheint seine Macht offenbar schon seit Jahrzehnten auszunutzen.

Davon kann die Regisseurin Sylvia Koch\* berichten. Im Sommer 1990, Henke ist erst seit drei Jahren Fernsehredakteur, habe sie, damals 30 Jahre alt, mit ihm in einem Münchner Café gesessen. Koch hatte gerade ihren Uni-Abschlussfilm an die WDR-Reihe »Avanti Debütanti« verkauft, die Henke ins Leben gerufen hatte. Nun habe Henke ihr gegenübergesessen und geschwärmt, sie sei das Talent, das er immer gesucht habe. Mit ihr werde er jeden Film machen, wirklich jeden, habe er ihr versprochen. Dann plötzlich habe er das Thema gewechselt: Die Rolle, die sie in ihrem Film gespielt habe, sei ja so sexy, die Beine, diese Stiefel, dazu die Stimme. Wow! Koch sagt, sie habe schnell über etwas Unverfänglicheres gesprochen.

Henke widerspricht dem. Einen »so dummen Satz« habe er auch vor 30 Jahren nicht von sich gegeben.

Einige Monate später wurde Koch zu einer Tagung ins Grimme-Institut nach Marl eingeladen. Sie und Christoph Schlingensiefel trafen dort als junge Talente auf Redakteure – darunter Henke – und sprachen über Qualität im Fernsehen. Abends trafen sich die Tagungsteilnehmer an der Hotelbar. Henke habe immer wieder die Nähe Kochs gesucht. Irgendwann löste sich die Gruppe auf, jeder ging auf sein

Zimmer. Ein paar Minuten später, Koch schlief noch nicht, habe es an der Hotelzimmertür geklopft. Es sei Henke gewesen. Er habe hineingewollt.

»Wenn ich mich als ängstliche Frau zeige, habe ich in der Branche keine Chance«, habe sie gedacht, sagt Koch. Und Angst habe sie nicht gehabt, schon gar nicht vor Henke. Also habe sie ihn reingelassen. Der habe sich ohne Umschweife auf ihr Bett gelegt, sich hin und her gerollt und dabei gesagt: »Ich bin ein kleines Bärchen, ich möchte gekuschelt werden. Ich brauche das ganz dringend.« Sie habe cool reagiert, sagt Koch. »Gebhard, ich will nicht mit dir schlafen.« Daraufhin sei er so gekränkt gewesen, dass er ihr fast leid getan habe. Henke habe sich noch ein paarmal auf dem Bett hin und her gerollt, dann habe er kleinlaut das Zimmer verlassen.

»Ich wäre niemals auf die Idee gekommen, dass diese Episode negative Konsequenzen für mich haben könnte«, sagt Koch jetzt. Doch seit dieser Nacht in Marl sei alles anders gewesen. Immer wieder habe sie beim WDR angefragt und um Unterstützung für Filmförderung gebeten, sei aber nicht mal mehr zu Henke durchgestellt worden, sagt sie. Lange habe sie gedacht, es liege an ihrem mangelnden Ta-

### **»In der Branche sollte man sich Gebhard Henke nicht zum Feind machen.«**

lent. Bis sie mit anderen Regisseurinnen gesprochen habe, die ähnliche Erfahrungen mit ihm gemacht hätten.

Die Vorwürfe bezeichnet Henke als »albern« und »frei erfunden«. Die »Zweier-situation« habe es nie gegeben.

Henke ist seitdem immer mächtiger geworden, er wurde Leiter der Abteilung – und gegenüber Frauen offenbar immer dreister: nicht mehr nur Avancen in Cafés und auf Hotelzimmern. Irgendwann soll Henke begonnen haben, auch öffentlich zuzugreifen.

Vor einigen Jahren tauchte Henke bei einem Casting für eine WDR-Produktion auf. Das ist sehr ungewöhnlich. Zwar segnen Fernsehredakteure jede Entscheidung ab – wer eingeladen wird, wer die Rollen am Ende bekommt –, aber beim Casting sind sie eigentlich nicht anwesend, vor allem nicht die Chefs. Die Schauspielerin Jessica Stetten\* sprach für eine der Hauptrollen vor. Sie kennt Henke seit vielen Jahren, hatte schon davor für den WDR gearbeitet. Deshalb sei sie in der Pause zu Henke gegangen, um über ihre Ideen zu reden, sagt sie.

Doch während sie über die Rolle sprach, habe er kommentarlos ihren kleinen Fin-

ger ergriffen, erst gestreichelt, dann massiert. Stetten sagt, sie habe das gar nicht einordnen können. Sie hätten ein gutes Verhältnis gehabt, konnte es sein, dass er sich nichts dabei dachte? Irritiert habe sie weitergeredet, die Hand aber nicht weggezogen. Als sie mit ihren Ausführungen fertig gewesen sei, habe Henke gefragt: »Übernachtest du hier, oder fliegst du nach Hause?« Stetten flog nach Hause.

Mehrere Wochen später habe die zuständige Casterin bei Stettens Agentin angerufen: Alle seien von Stetten überzeugt gewesen. Doch dann habe Henke entschieden: Nein, Stetten wolle er nicht. Er wolle doch lieber eine Frau mit einer anderen Haarfarbe für die Rolle. Das soll viele Beteiligte nachhaltig irritiert haben. Das nächste Mal sei sie Henke bei einer Filmpremiere begegnet. Die Filmcrew sei auf den roten Teppich gebeten worden, Fototermin vor der Sponsorenwand. Plötzlich habe Henke neben ihr gestanden, der WDR hatte mitfinanziert. Sie habe in die unzähligen Kameras gelächelt, als sie Henkes Stimme gehört habe: »Darf ich?« Im gleichen Moment habe sie seine Hand auf ihrem Po gespürt, sagt sie. Sie habe sich kurz sammeln müssen, um im Scheinwerferlicht nicht die Fassung zu verlieren, dann habe sie weiter lächelnd, aber bestimmt gesagt: »Nein!« Henke habe seine Hand wieder weggezogen.

Henke streitet alles ab. Eine Schauspielerin habe ihn mal bei einem Casting gebeten, ihre Hand zu massieren, da sie Probleme und Schmerzen an der Hand gehabt habe. Ob er jemals eine Schauspielerin gefragt habe, ob sie in der Stadt bleibe, wisse er nicht. Der insinuierte sexuelle Hintergrund der Frage sei frei erfunden. Außerdem habe er noch nie eine Schauspielerin aufgrund der Haarfarbe nicht engagiert. An die Anzahl der Gruppenfotos auf einem roten Teppich könne er sich nicht erinnern, ebenso wenig daran, einer Schauspielerin an den Po gefasst zu haben. Der Dialog sei frei erfunden.

Der WDR-Mann belästigte offenbar auch außerhalb seiner Tätigkeit beim Sender Frauen. Seit 2001 lehrt er an der Kölner Kunsthochschule für Medien (KHM). Vor einer Woche landete beim SPIEGEL ein anonymes Schreiben, in dem explizit auf den »Prof. Gebhard Henke« verwiesen wird und auf die Filmstudentinnen an der KHM: »Zahlreiche Schauspielerinnen, junge Produzentinnen und viele Filmstudentinnen leiden seit Jahren.« Das sei kein Geheimnis. »Aber durch seine Position trauen sich die Frauen nicht an die Öffentlichkeit.«

Die Regisseurin Tanja Sonntag\*, die an der KHM mehrere Jahre als künstlerisch-wissenschaftliche Mitarbeiterin arbeitete, berichtet, dass Henke ihr gegenüber dort immer wieder übergriffig geworden sei.

Kurz nachdem sie ihre Arbeit dort begonnen hatte, habe Henke sie zum Essen

\* Name geändert.

eingeladen. Beim Abschied seien seine Hände auf ihrem Po gelandet. Sie habe ihn gewarnt, er habe seine Hände daraufhin weggenommen. Henke bestreitet die Vorwürfe, fügt allerdings vorsorglich hinzu: »Hätte es diese Szene gegeben«, so sei sie doch ein Beleg dafür, dass er »den Willen der Frau respektiert« habe.

Die beiden hätten sich lange gekannt, es habe eine gewisse Vertrautheit gegeben. Wangenküsschen seien erlaubt gewesen, mehr nicht. Aber Henke habe immer wieder versucht, sie auf den Mund zu küssen, seine Hand auf ihren Bauch gelegt, nahe an ihrem Busen. Laut protestiert habe sie deshalb nie. »Ich hatte immer nur kurzfristige Verträge. Die Verlängerung war kompliziert und musste jedes Mal von einer Kommission genehmigt werden.« In dieser Kommission saß Henke. Außerdem sei klar gewesen: »Wenn man weiterhin in der Branche arbeiten will, sollte man sich Gebhard Henke nicht zum Feind machen.« Es gehe um eine feine Grenze, die man selbst in der Situation als unangenehmen Übergriff wahrnehme, aber aus einer Mücke keinen Elefanten machen wolle, sagt die Frau heute. »Die Wahrheit ist: Man kann auch von tausend Mücken in den Wahnsinn getrieben werden.«

Die Schauspielerin Nina Petri, 54, sagt, Henke begrüße sie seit Jahrzehnten grundsätzlich mit anzüglichen Sprüchen: »Na, Süße?« Oder: »Boah, hast du wieder hohe Schuhe an.« Herabwürdigend findet Petri das. Es sei doch eine Qual, dass man mit so einem hohen Tier nicht vernünftig reden könne.

Henke kann nicht ausschließen, eine Schauspielerin mit diesen Worten begrüßt zu haben. Es sei in der Filmbranche nicht unüblich, dass er selbst von einer Schauspielerin als »mein Süßer« begrüßt werde.

Allerdings scheint Henke nicht der einzige derart übergriffige Redakteur im Fernsehgeschäft zu sein. Zu ihm haben sich zwar bislang die meisten Frauen geäußert, aber auch andere nehmen sich offenbar immer wieder besondere Rechte heraus. Das wurde in den vielen Hintergrundgesprächen deutlich.

Zwar wurden bei den öffentlich-rechtlichen Sendern über die Jahre in allen Abteilungen Stellen und Führungspositionen mit Frauen besetzt: Monika Piel war jahrelang Intendantin des WDR. Chefredakteurin des Senders ist derzeit Sonia Mikich, Tina Hassel leitet das Berliner Büro. Trotzdem scheint es, als stammten die Regeln dieser Zunft noch immer aus der Frühzeit des Fernsehens, als so mancher Mann glaubte, sich gegenüber Frauen fast alles erlauben zu können.

Einige dieser Männer machen angeblich, wie offenbar Henke, Frauen Hoffnung auf

eine Karriere, um sie zugleich sexuell zu belästigen. Andere greifen massiv in das Drehbuch und die Rollenbesetzung ein, ohne dies wirklich begründen zu müssen. Sie stellen das Budget, basta.

Die Schauspielerin Julia Thurnau, 43, erzählt von einer ZDF-Produktion, bei der sie eine Frau spielen sollte, die in einer Szene etwas zu lasziv fürs Büro gekleidet ist. Im Drehbuch stand eine Anspielung auf den tiefen Ausschnitt der Kollegin. Zur Kostümprobe erschien der zuständige Redakteur und segnete die Wahl des Oberteils ab: ein T-Shirt mit entsprechendem Ausschnitt. Und er änderte über Nacht das Drehbuch, auf einmal standen dort lauter Brüstewitze. »Das war so peinlich«, sagt Thurnau heute. Sie sei froh, dass die Regie beim Schnitt viele dieser Sprüche einfach habe weggelassen.

Eine Regisseurin, heute 45 Jahre alt, erzählt, wie sie 2010 von einem Arte-Re-

Wie viel die Sendeanstalten von dem wissen, was ihre Redakteure so treiben, ist unklar. Der WDR will jetzt dringend aufklären, was Henke sich in den vergangenen 30 Jahren in seiner Position als Repräsentant der Spielfilmabteilung hat zuschulden kommen lassen. Mitte nächster Woche will der Sender Henke zur Anhörung laden und ihn mit den Aussagen konfrontieren, die Betroffene hinterlegt haben. Fernsehdirektor Jörg Schönenborn sei »überrascht« von den Anschuldigungen. Er arbeite seit Jahren »sehr eng und vertrauensvoll« mit Gebhard Henke zusammen. Eine Entlastung von den Vorwürfen schließe er nicht aus, allerdings halte er die Schilderungen der Frauen für »gravierend und glaubwürdig«.

Zuletzt war Henke senderintern zuständig für die Aufklärung im Fall Wedel. Dieser Regisseur, dem zahlreiche Schauspielerinnen sexuelle Belästigung bis hin zur Vergewaltigung vorwerfen, hat auch für



**Intendant Buhrow, Fernsehdirektor Schönenborn\*:** »Überrascht« von den Anschuldigungen

dakteur bedrängt worden sei. Nach einer Filmpremiere habe sie ihn zum Hotel gefahren, als er plötzlich an ihrem Nacken und Oberschenkel herumfummelte. In der Hotellobby habe er ihr dann unvermittelt an die Brust und zwischen die Beine gegriffen. Sie wies ihn ab. In den folgenden Wochen habe er ihr immer wieder SMS geschickt. In einer E-Mail stellte sie klar, dass sie nur an einer beruflichen Zusammenarbeit interessiert sei und nicht an einer Beziehung.

Vier Jahre später reichte sie ein Drehbuch bei Arte ein. Sie bekam keine Antwort. Im April 2016 sah sie den Redakteur bei einer Premiere und sprach ihn wiederholt auf das Drehbuch an. Er sei »sehr nachtragend«, habe er gesagt. »Soll ich mich noch mal bei dir melden?«, habe er sie aber direkt gefragt. Sie beendete das Gespräch. Aus der Verfilmung des Projekts mit Arte wurde nichts.

den WDR inszeniert. Als das »Zeit Magazin« im Januar über die Vorwürfe gegen Wedel berichtet hatte, benannte der WDR Henke zum internen Aufklärer. »Ausgerechnet der«, lästerten Mitarbeiter damals, der Flurfunk über Henke sei doch eindeutig. Buhrow verkündete im Februar dann, Henke habe in den Akten des WDR nichts gefunden. Er habe nur bei einer Produktion Hinweise auf »systematische Herabwürdigung« entdeckt, dem gehe man noch nach.

Auf Anfrage teilt der WDR mit, dass die Personalabteilung die Aufarbeitung der Wedel-Produktion überprüfen werde, wenn sich die Vorwürfe gegen Henke bestätigen sollten.

Laura Backes, Lars-Olav Beier, Ann-Katrin Müller

Mail: laura.backes@spiegel.de, lars-olav.beier@spiegel.de, ann-katrin.mueller@spiegel.de

\* Mit stellvertretender Intendantin Eva-Maria Michel und Hörfunkdirektorin Valerie Weber.



# 10 Sommerprämien zur Wahl!

JETZT LESER WERBEN – SIE MÜSSEN SELBST NICHT ABONNENT SEIN.



## Kärcher-Hochdruckreiniger K2

Mit Hochdruckpistole, 4-m-Schlauch, Dreckfräser, Gartenschlauch-Adapter und Flächenreiniger T 50. Ohne Zuzahlung.



## Denver Smartphone SDQ-55034L

Mit großzügigem 5,5"-HD-IPS-Display, Android 7 und Fingerprintsensor. 16 GB Speicher, 1,3 GHz-Prozessor. Ohne Zuzahlung.



## iPad 32 GB Wi-Fi in Spacegrau

Neues Modell mit A10-Fusion Chip und iOS 11, 9,7"-Retina-Display, Fingerabdruck-Sensor und 8-MP-Kamera. Zuzahlung: € 229,-.



## Teasi One³ eXtend Navi

Für Rad, Wandern, Ski und Boot. Mit 8,8-cm-Display, Routing, Gratiskarten und 3-D-Kompass. Ohne Zuzahlung.



## Polar M200 GPS-Laufuhr

Speziell für Läufer entwickelt. Mit GPS und Laufprogrammen. Misst Tempo, Höhe, Herzfrequenz u. v. m. Ohne Zuzahlung.



## Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Der Bauhaus-Klassiker! Aus vernickeltem Metall, Klarglas und Opalglas. Nummeriert. Höhe: ca. 36 cm. Zuzahlung: € 149,-.



## Denver TAQ 10,1"-Tablet

Mit 1,3 GHz Quad-Core Prozessor, 16 GB internem Speicher und moderner Dual-Simcard-Funktion. Ohne Zuzahlung.



## KitchenAid-Küchenmaschine

Küchenhelfer mit Knethaken, Flachrührer, Schneebesen und 4,28-Liter-Schüssel. Maße: 35x35x22 cm. Zuzahlung: € 199,-.



## Gartenliege Ipanema – rot/beige

Mit bequemer Wendeauflage in dezentem Beige oder warmem Weinrot. Aufstellmaße: ca. 178x54x70 cm. Ohne Zuzahlung.

**Schnell bestellen:**  
nur bis 14.5.2018



## € 120,- Prämie

Bei Bestellung bis 14.5.2018 erhalten Sie  
€ 120,- als Prämie. Schnell sichern!

Rosenzweig &amp; Schwarz, Hamburg

Ja, ich habe geworben und wähle meine Prämie!

## SPIEGEL-Vorteile

- Wertvolle **Wunschprämie** für den Werber.
- Der Werber muss selbst kein SPIEGEL-Leser sein.
- Zum Vorzugspreis: statt ~~€ 5,10~~ nur € 4,80 je Ausgabe inkl. Lieferung.
- Auf Wunsch den SPIEGEL digital für nur € 0,50 je Ausgabe inkl. SPIEGEL-E-Books.

## Wunschprämie

- |                                    |                                   |
|------------------------------------|-----------------------------------|
| ■ Kärcher-Hochdruckreiniger (4838) | ■ Denver Smartphone (5682)        |
| ■ iPad 32 GB (5694) Zzgl. € 229,-  | ■ Teasi One3 eXtend Navi (5369)   |
| ■ Polar M200 GPS-Laufuhr (5576)    | ■ Wagenfeld (3739) Zzgl. € 149,-  |
| ■ Denver TAQ 10,1"-Tablet (5683)   | ■ KitchenAid (5688) Zzgl. € 199,- |
| ■ Gartenliege – rot/beige (5698)   |                                   |
- € 120,- Prämie (5010) **bis 14.5.2018**. Mein Konto für die Überweisung:

**BANK OF AMERICA**

**Anschrift des Werbers:**

☐ Frau  
☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnr.

|     |  |  |  |  |  |     |
|-----|--|--|--|--|--|-----|
| PLZ |  |  |  |  |  | Ort |
|-----|--|--|--|--|--|-----|

**Coupon ausfüllen und senden an:**  
**DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg**

Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.

**Anschrift des neuen Lesers:**

☐ Frau

☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnr.

|  |  |  |  |              |
|--|--|--|--|--------------|
|  |  |  |  | Geburtsdatum |
|--|--|--|--|--------------|

PLZ

Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

**Gleich mitbestellen!**

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den SPIEGEL digital für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen statt für ~~€ 4,99~~ im Einzelkauf.

SD18-015

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für zunächst 52 Ausgaben für zurzeit € 4,80 pro Ausgabe statt € 5,10 im Einzelkauf, den SPIEGEL digital zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um weitere 52 Ausgaben, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird.

**Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift\*** vierteljährlich € 62,40, digitale Ausgabe halbjährlich € 13,-

DE  
IBAN

Datum

X

Unterschrift des neuen Lesers

SP18-108

Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZ0000030206



**Coupon ausfüllen und senden an:**  
**DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg**



**040 3007-2700**



**www.spiegel.de/p19**

Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Der Vorzugspreis von € 0,50 für den SPIEGEL digital gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,49 für das E-Paper. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu den AGB und dem Widerrufsrecht finden Sie unter [www.spiegel.de/agb](http://www.spiegel.de/agb). SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

\* **SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.



# Ausland

»Im Königreich werden Prinz Harry und Meghan Markle der Sternenstaub sein.« ► S. 92



ELLIOTT ERWITT / MAGNUM PHOTOS / AGENTUR FOCUS

Regierungschef Castro (M.), Journalistin Howard mit Comandante René Vallejo 1964

Kuba

## Geheime Mittlerin

● Fidel Castro suchte während des Kalten Krieges geheime Kontakte zur US-Regierung – und bediente sich dabei einer amerikanischen Journalistin, mit der er auch eine Liebesbeziehung unterhielt. Das geht aus vor Kurzem freigegebenen geheimen Regierungsdokumenten und Tagebuchaufzeichnungen der 1965 verstorbenen ABC-Journalistin Lisa Howard hervor. Der Draht

zu den Regierungen John F. Kennedys und seines Nachfolgers Lyndon B. Johnson wurde schließlich von der CIA gekappt. Howard führte ein erstes Interview mit Castro im April 1963 auf Kuba, wenige Monate nach der Raketenkrise. Aus dem Treffen entwickelte sich eine tiefe Verbindung bis zu Howards Tod. Die Demokratin war Antikommunistin, in ihren Gesprächen kritisierte sie Castros »Polizeistaatsmethoden«, sie war eine glaubwürdige Mittlerin. Die Allianz mit den Kommunisten sei »unsicher«, schrieb sie an Kennedy. Falls er die Wirtschaftssanktionen aufhebe, sei Castro »bereit, alles zu diskutieren: den Rückzug der Sowjet-Truppen, ein Ende des Exports der Revolution«. JGL

Pakistan

## Lügen und täuschen

● Pakistans Verhältnis zu den USA war immer schwierig, doch das Land war angewiesen auf militärische Unterstützung aus Washington. Das ändert sich gerade: Die US-Waffenexporte nach Pakistan reduzierten sich laut Angaben des Internationalen Friedensforschungsinstituts (Sipri) in Stockholm seit 2010 von einer Milliarde Dollar auf nur noch 21 Millionen Dollar im vergangenen Jahr. Die Waffen-

verkäufe der Amerikaner an den Rivalen Indien vervielfachten sich dagegen in den vergangenen zehn Jahren. Der beste Freund Pakistans ist China: Seit Jahren bereits ist Peking mit Abstand der größte Waffenlieferant Pakistans und bietet fast ebenso hoch entwickelte Waffensysteme an wie die Amerikaner, darunter bewaffnete Drohnen, U-Boote und den Kampfflugzeug JF-17. Der ist zwar nicht ganz so wenig wie das amerikanische Kampfflugzeug F-16, dafür stellen die Chinesen im Gegensatz zu den Amerikanern aber keine poli-

tischen Forderungen, etwa den Druck auf Extremisten zu erhöhen.

Trump hatte schon zu Jahresbeginn milliardenschwere Militärhilfe der USA an Pakistan eingefroren und Islamabad beschimpft, im Krieg gegen die Taliban »zu lügen und zu täuschen«. Allerdings benötigen die USA die Unterstützung Pakistans beim Kampf ihrer Truppen in Afghanistan. Zugleich haben die Politiker in Washington immer weniger Druckmittel, um Islamabad zur Kooperation zu bewegen. SUK

## Leere Versprechen

● Bis Ende September will die Regierung in Athen die Zahl der Flüchtlinge in den überfüllten Lagern der Ägäis mehr als halbieren. Migrationsminister Dimitris Vitsas sagte bei einem Besuch auf Lesbos: »Die Zahl der Asylsuchenden wird auf 6500 verringert, damit sie der Aufnahmekapazität der Lager entspricht. Ich gehe eine Wette ein, dass uns das gelingt.« Allein im Lager Moria auf Lesbos sind derzeit etwa 7000 Flüchtlinge untergebracht, doppelt so viele wie vorgesehen. Wie also soll das gelingen?

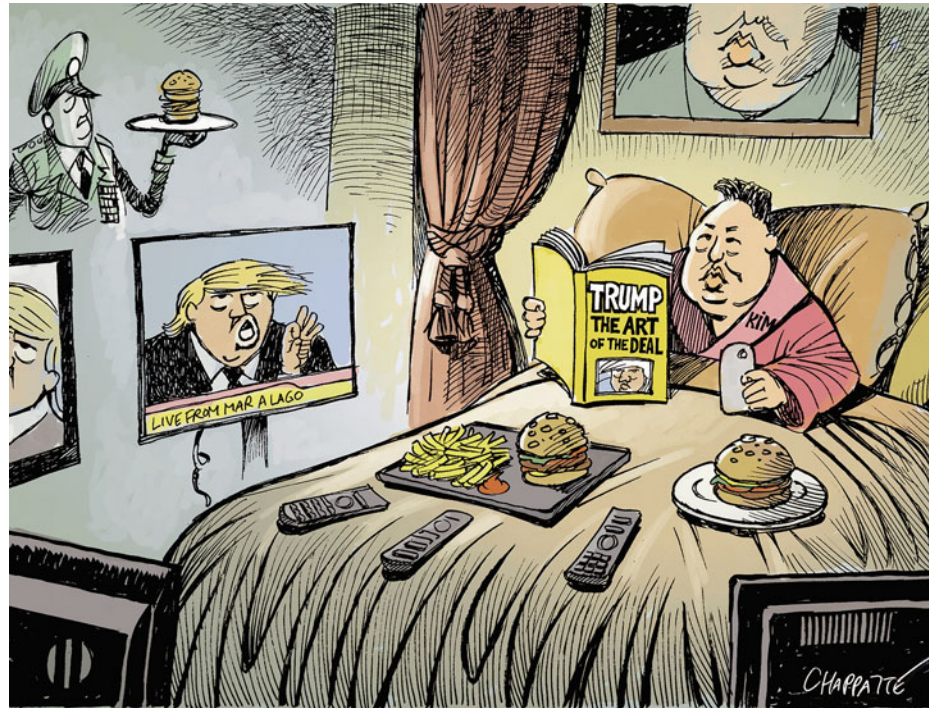
Um den Asylprozess zu beschleunigen, sollen Hunderte Fallbearbeiter eingestellt werden. Darüber hinaus versucht Griechenland zusammen mit anderen Mittelmeer-Anrainerstaaten, Druck in der EU für eine gerechtere Verteilung der Migranten aufzubauen. Dazu laufen gerade Verhandlungen in Brüssel.

Kritiker bezweifeln jedoch, dass die Athener Pläne geeignet sind, die Ursachen für die humanitäre Katastrophe in den Camps zu beseitigen. Denn gemäß dem Pakt der EU mit der Türkei von vor zwei Jahren muss Griechenland die Zuwanderer auf den Inseln so lange festhalten, bis ihre Asylanträge bearbeitet sind. Da aber immer mehr Flüchtlinge aus der Türkei ankommen, werden sie weiter in den unzureichend ausgelegten Hotspots dahinvegetieren. Am Donnerstag besuchte Premierminister Alexis Tsipras Lesbos, er versprach Investitionen, Infrastrukturprojekte und finanzielle Hilfen für die Inselbewohner. Diese jedoch hießen ihn mit einem Generalstreik und Demonstrationen willkommen. GEC



Flüchtlingslager auf Lesbos

## Chappatte



### Kommentar

## Rausch der Freiheit

Warum der Protest in Armenien allein noch keine Demokratie herstellt

Wenn die Bürger eines Landes gemeinsam ihre Unmündigkeit ablegen, dann ist das ein glücklicher Augenblick. Den Rausch neuer Freiheit durchlebt gerade die armenische Hauptstadt Eriwan. In der bitterarmen, von Korruption geplagten Kaukasusrepublik haben Bürger auf der Straße verteidigt, was ihre gewählten Vertreter im Parlament verraten haben: das heilige Prinzip der Demokratie nämlich, dass Macht nur auf Zeit verliehen wird. Sie haben Ex-Präsident Sersch Sargsjan dafür gestraft, dass er sich an die Macht klammerte.

Weil er nach zwei Amtszeiten nicht abermals kandidieren durfte, hatte Sargsjan die Machtfülle seines Amtes einfach per Verfassungsänderung auf das Amt des Premiers verschieben lassen. Dann ließ sich der Ex-Präsident selbst zum Premier wählen. Es war ein durchsichtiger Trick, den die Demonstranten gestoppt haben. Sargsjan musste zurücktreten.

So weit, so demokratisch. Aber wie der Appetit beim Essen kommt, so kommen die Wünsche beim Demonstrieren. Aus der Losung »Weg mit Sersch« ist die Losung »Weg auch noch mit seiner Partei« und »Nikol ins Amt« geworden. Pro-

testführer Nikol Paschinjan müsse sofort Interimspremier werden, noch vor jeglichen Neuwahlen, forderten die Demonstranten. Und weil die Mehrheit im Parlament fehlte, machten sie Druck mit Straßenblockaden. Nun ist auch dieser Anspruch so gut wie erfüllt. Sargsjans Regierungspartei hat sich bereit erklärt, am kommenden Dienstag im Parlament für Paschinjan zu stimmen. Wieder gab es Jubel auf den Straßen.

Paschinjan, der sich für ein wenig mehr Distanz zu Russland und eine Annäherung an die EU einsetzt, schreitet damit von Triumph zu Triumph, doch die Wendung hat auch etwas Problematisches. Denn aus einem Protest, der den Geist der Verfassung verteidigte und die Rechte aller Bürger, ist ein Protest für einen einzelnen Politiker geworden. Das Land hat mit Paschinjan einen neuen Politik-Star bekommen, der mit seiner charismatischen Person eine funktionierende Opposition eher ersetzt als anführt. Armenien braucht mehr Demokratie, darauf können sich wohl alle Bürger einigen. Ob es wirklich mehr Paschinjan braucht, darüber dürfen sie jedoch unterschiedlicher Meinung sein. Christian Esch



# Das Ultimatum

**Diplomatie** Donald Trump will den »schlechtesten Deal aller Zeiten« aufkündigen, das Atomabkommen mit Iran. Das würde zur nächsten Krise im Nahen Osten führen. Bis zur letzten Minute versuchen die Europäer daher, den US-Präsidenten umzustimmen. Können sie es schaffen?

**A**m 12. Mai soll es in Washington eher wolkig sein, die Botschaften der EU-Länder laden zum »Tag der offenen Tür«, und Donald Trump wird vermutlich im Oval Office sitzen. Er dürfte am Morgen wieder ein paar Tweets abgefeuert haben wie »Der Iran-Nukleardeal ist furchtbar«. Und irgendwann an diesem Tag werden womöglich sein Außenminister und sein Nationaler Sicherheitsberater den Raum betreten und die entscheidende Frage stellen: Mister President, unterschreiben Sie – ja oder nein?

Wenn Donald Trump unterschreibt, dann wird die Welt aufatmen. Dann hat der US-Präsident die Nuklearsanktionen gegen Iran ein weiteres Mal für 120 Tage ausgesetzt. Und damit den Deal mit Iran am Leben erhalten. Dieses 159-seitige Papier mit dem komplizierten Namen »Joint Comprehensive Plan of Action«, kurz JCPOA, und dem schlichten Grundgedanken: Wenn Iran endgültig damit aufhört, den Bau einer Bombe zu ermöglichen, dann macht die Welt wieder Geschäfte mit dem Land.

Wahrscheinlich ist das jedoch nicht.

Wahrscheinlicher ist, dass der Präsident nicht einfach unterschreibt, so hat er es ja vor vier Monaten angedroht. Da sagte er: »Entweder werden die desaströsen Mängel des Abkommens behoben, oder die USA steigen aus.« Die Frage lautet daher: Wird sich Donald Trump in letzter Minute auf einen Kompromiss einlassen – und wie könnte dieser aussehen?

Setzt er die Sanktionen wieder ein, wäre das Nuklearabkommen schwer beschädigt, womöglich würden die Iraner das als Bruch werten – und ihrerseits aussteigen. Sie könnten dann erneut beginnen, Uran hoch anzureichern und die Bombe zu bauen. Dann stünde die nächste Krise im Nahen Osten bevor. Es wäre auch ein Sieg des nationalen Egoismus über die Diplomatie, ein schwer zu kittender Bruch zwischen Amerika und Europa.

Oder, wie Ex-Außenminister Sigmar Gabriel sagt: »Wenn wir nicht aufpassen, droht uns im Nahen Osten ein neuer Dreißigjähriger Krieg.«

Um nicht weniger geht es also.

Ob diese Krise noch abzuwenden ist, ist auch wenige Tage vor der Entscheidung offen. Aber um nachzuvollziehen, wie Do-

nald Trump sich entscheiden könnte, hilft es, zurückzukehren zum 12. Januar dieses Jahres.

Zwei Stunden bevor Donald Trump an diesem Tag öffentlich androhte, den Deal aufkündigen zu wollen, wurde eine kleine Gruppe europäischer Spitzendiplomaten über seine Entscheidung informiert.

Brian Hook aus dem US-Außenministerium meldete sich bei den Europäern und las ihnen das drei Seiten lange Statement des Präsidenten am Telefon vor. Weil ein Satz, der sich auf die Europäer bezog, fehlerhaft war, ließ Hook ihn aus dem Text streichen. Die Runde auf der anderen Seite des Atlantiks freute sich darüber, auch deshalb, weil ihr Gegenüber damit seinen Einfluss im Weißen Haus bewies. Sie redeten also mit dem Richtigen. Es war aber nur ein kleiner Sieg. Denn an Trumps Ultimatum war nichts mehr zu ändern.

Für die Europäer war das besonders bitter. Lange Zeit galt der Nukleardeal als ihr Meisterstück. Die Vereinbarung sollte den Beweis liefern, dass ein Problem wie die iranische Atombedrohung durch Gespräche und wirtschaftliche Anreize besser gelöst werden kann als durch Militärschläge und Strafen. Die Welt feierte die Einigung. Dann wurde Donald Trump gewählt. Der

Mann, der das Abkommen als »verrückt« und »irrwitzig« bezeichnet hatte, als »schrecklich« und »Katastrophe«.

Die Aufgabe an jenem 12. Januar war klar: Die Europäer würden nun vier Monate Zeit haben, um den »schlechtesten Deal aller Zeiten« nachzubessern und Trump umzustimmen.

Neben den USA, Russland und China sind Frankreich, Großbritannien sowie Deutschland Vertragspartner des Iran-Abkommens plus die EU. Im Wesentlichen waren es vier Spitzendiplomaten, die nun die Aufgabe hatten, den Deal zu retten: ein Brite, ein Franzose und zwei Deutsche – Helga Schmid als EU-Vertreterin sowie Andreas Michaelis, seit Kurzem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, für Deutschland.

Seither haben in London, Paris, Berlin und Washington europäisch-amerikanische Verhandlungsgruppen getagt, es gab fast tägliche Telefonkonferenzen. Emmanuel Macron und Angela Merkel sind nach Washington gereist, um auf den US-Präsidenten Einfluss zu nehmen. Was man sehen konnte, war, wie sehr Donald Trump diese Aufmerksamkeit genoss. Was man noch nicht weiß: Hat es genutzt?

Mit dem Statement im Januar hatte Trump den Europäern eine Art Hausauf-



**Iran-Gegner Netanyahu:** Neue Dokumente, alte Geschichte



TOM BRENNER / THE NEW YORK TIMES / LAIF

**Präsidenten Trump, Macron auf dem Landsitz Mount Vernon: »Die Choreografie verändert«**

gabenliste gegeben. Sie sollten »neue multilaterale Sanktionen« zusagen für den Fall, dass Iran Langstreckenraketen entwickelt, Inspektionen seiner Anlagen verhindert oder Fortschritte beim Bau einer nuklearen Waffe macht. Außerdem verlangte Trump »stärkere Schritte mit uns, um Irans andere bössartige Aktivitäten anzugehen« – darunter die Förderung von Milizen im Libanon, in Syrien und im Jemen.

In vielen Runden mit dem US-Diplomaten Hook haben die europäischen Unterhändler versucht, auf Trumps Forderungen einzugehen, ohne Teheran zu verprellen. Einer von ihnen beschreibt diese Arbeit als »Marsch auf der Rasierklinge«. Erfolg sei nur dann möglich, »wenn wir nicht nach links in Richtung USA und nicht nach rechts in Richtung Iran kippen«.

Die Annäherung zwischen Europäern und Amerikanern war ungewöhnlich mühsam, auch auf der Arbeitsebene, wie aus Gesprächen mit Beteiligten hervorgeht. Als auf der Grundlage von Trumps Statement die wichtigsten Themen definiert waren, schrieben beide Seiten ihre Vorstellungen dazu erst einmal getrennt auf. Erst nach und nach gelang es, sich

auf gemeinsame Formulierungen zu verständigen.

Inzwischen gibt es ein Hauptdokument sowie zwei Nebenpapiere. Das eine enthält neue Sanktionen gegen das iranische Raketenprogramm; das andere beschäftigt sich mit dem gemeinsamen Vorgehen gegen den iranischen Einfluss im Jemen, in Syrien, im Libanon und im Irak.

Es ist eine Gratwanderung. Die Europäer versuchen, das Abkommen zu erhalten, indem sie es ergänzen. So wollen sie die Amerikaner zufriedenstellen, ohne die Iraner zu verschrecken.

Aber zwei wichtige Probleme sind noch immer nicht gelöst, und das nur eine Woche vor Ablauf von Trumps Ultimatum.

Problem Nummer eins ist die Forderung der Amerikaner, die »breakout time« auf mindestens zwölf Monate festzuschreiben. Diese »Ausbruchzeit« besagt, wie lange ein Land braucht, um eine Atombombe bauen zu können. Zurzeit liegt Irans Ausbruchzeit bei 15 Monaten. Aber weil die Iraner von 2025 an – laut Abkommen – ihr Nuklearprogramm schrittweise wieder hochfahren dürfen, könnte diese Zeitspanne schrumpfen. Das wollen die Amerikaner verhindern.

Die Europäer verweisen jedoch darauf, dass Iran sich auf die »ausschließlich friedliche« Nutzung der Kernenergie verpflichtet habe. So steht es in der Einleitung des Abkommens. Sie halten die Bedenken der Amerikaner daher für übertrieben.

Eine »breakout time« festzulegen, wie es die Amerikaner wollen, wäre ein Eingriff in den bestehenden Deal – also sehr schwierig. Denn die iranische Führung hat die Vereinbarung kategorisch für »nicht neu verhandelbar« erklärt.

Problem Nummer zwei betrifft eine Forderung der Europäer. Die USA sollen »ein klares Bekenntnis« zum Atomdeal abgeben. Das ist aus europäischer Sicht wichtig, um die moderaten Kräfte in Iran zu stärken, die sich für das Abkommen eingesetzt haben. Denn die dortigen Hardliner mögen den Deal genauso wenig wie Trump.

»Der Druck nimmt zu«, berichtet ein hoher EU-Beamter. »Es gibt in Iran Kräfte, die sagen, die iranische Seite habe sich daran gehalten, unsere Seite aber nicht.«

Die iranische Regierung beklagt, dass dem Land die Früchte des Abkommens vorenthalten werden, weil Amerika die Unsicherheit schüre. Außenminister Mo-



hammad Javad Zarif sagte vor zwei Wochen: »Die Vereinigten Staaten halten unsere Wirtschaftspartner davon ab, sich in Iran zu engagieren. Das ist eine Politik, die aufhören muss.«

Denn die Bilanz des Deals fällt für die Iraner gemischt aus.

Obwohl die Sanktionen, die etwa wegen illegaler Waffenverkäufe oder der Unterstützung von Terroristen verhängt worden waren, weiterhin in Kraft blieben, konnte die iranische Wirtschaft seit Januar 2016 etwas aufatmen. Auf internationalen Konten eingefrorenes Geld floss zurück. Der Öllexport verdoppelte sich, der französische Energiekonzern Total und ein chinesisches Unternehmen vereinbarten einen Vertrag über vier Milliarden Euro zur Erschließung eines riesigen Erdgasvorkommens. Und trotzdem haben sich viele Hoffnungen der Iraner nicht erfüllt.

Ein Beispiel dafür ist der geplante Kauf von Hunderten Airbus- und Boeing-Flugzeugen. Nach dem Ende der Nuklearsanktionen hatten die Konzerne iranische Großaufträge erhalten. Aber die Ungewissheit der Firmen und Banken, inwieweit sie vielleicht bestehende oder künftige Sanktionen brechen könnten, hat dazu geführt, dass es mit den Lieferungen nicht vorangeht. Inzwischen schaut sich Iran nach russischen Flugzeugen um.

Zudem ist das Land nach wie vor wirtschaftlich schwach, das zeigt sich im dramatischen Währungsverfall. Am 9. April mussten die Iraner auf dem Schwarzmarkt schon 61 000 Rial für einen US-Dollar zahlen, was gut ein Drittel über dem amtlichen Wechselkurs lag. Die Regierung sah sich genötigt, den Kurs zwangsweise festzulegen und jeden zu verhaften, der es wagte, davon abzuweichen. Viele Wechselstuben in der Hauptstadt stellten tagelang ihr Geschäft ein. Auch das erklärt die Schärfe der iranischen Äußerungen zum Nuklearabkommen derzeit.

Monatelang hörten sich die Iraner Trumps Attacken auf den Deal recht gelassen an, sie setzten auf die weitere Zusammenarbeit mit Europa, wenn Amerika aussteigt. Aber das ist vorbei. Präsident Hassan Rohani sagt: »Wir haben für jedes Szenario einen

Plan.« Der Chef des Atomprogramms droht, »in nur vier Tagen« könne er die Urananreicherung hochfahren. Die Zeitung »Javan«, Sprachrohr der Revolutionswächter, drängt auf »eine nukleare Umkehr«.

Eigentlich zählt Rohani zu den Reformern, die schlechte Wirtschaftslage setzt ihn jedoch unter Druck, hatte er doch versprochen, der atomaren Beschränkung werde eine deutliche Verbesserung folgen.

»Rohani und seine Anhänger wollen die Bombe nicht, weil sie wissen, dass es der endgültige Bruch mit dem Westen wäre und die Isolation Iran immer weiter wirtschaftlich schwächt«, sagt Sigmar Gabriel, der bis zu seinem Ausscheiden als Außenminister im März intensiv an den Iran-Verhandlungen beteiligt war. »Und sie sehen auch die Gefahr, dass es zu einem Militärschlag der Israelis und der Amerikaner kommen könnte.« Auf der anderen Seite

gebe es »starke Kräfte, die die Bombe wollen, nicht um sie einzusetzen, sondern um den Einfluss Saudi-Arabiens und anderer in der Region zurückzudrängen«.

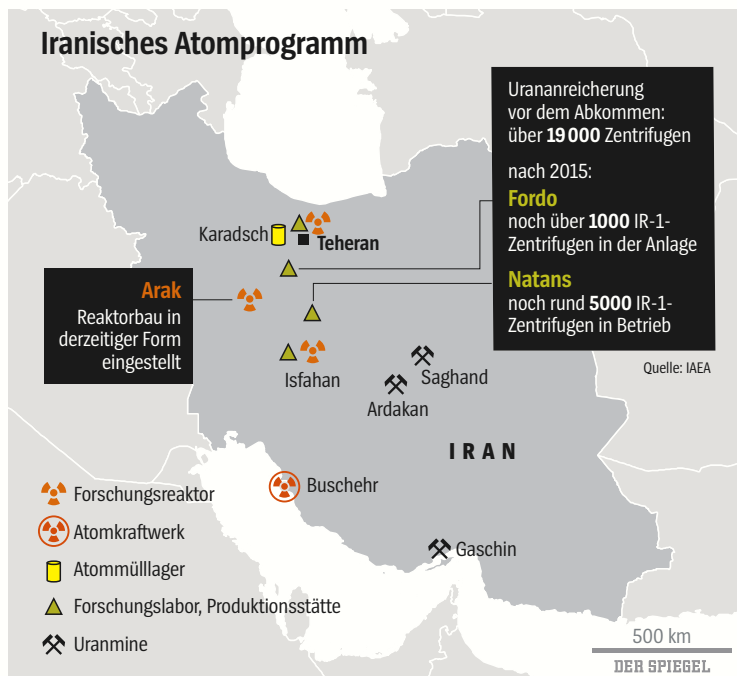
Aber die Gegner des Abkommens sitzen nicht nur in Washington, sondern auch in der Region: Benjamin Netanyahu und Mohammed bin Salman. Der eine ist der israelische Premier, der andere der saudische Kronprinz – einst tief verfeindet, in ihrer Ablehnung des Nuklearabkommens, ja überhaupt in ihrem Misstrauen gegenüber Iran allerdings sehr einig.

Der Kronprinz, der starke Mann des Königreichs, das mit Iran um die Vorherrschaft im Nahen Osten konkurriert, reiste kürzlich durch die USA. In Interviews beschrieb er Iran als Reich des Bösen, Revolutionsführer Ali Khamenei sei »schlimmer als Hitler«. Ähnlich sieht das auch Netanyahu, er warnt ebenfalls schon

lange vor Iran und seinen Atomplänen; gegen das Nuklearabkommen war er von Anfang an. Am Montag dieser Woche unternahm er wieder einmal den Versuch, die Welt zu überzeugen: In einem Fernsehauftritt stellte er sich vor einen Nachbau des »iranischen Atomarchivs«, ein Regal voller Aktenordner und eine Vitrine mit 183 Daten-CDs. Allesamt streng geheime Unterlagen, die der Mossad in einer spektakulären Aktion nach Israel geschafft haben soll.

Das Material sollte beweisen, dass die Iraner mit ihrem Nuklearprogramm immer nur eines im Sinn hatten: die Atombombe zu bauen. »Iran lied«, Iran habe gelogen, sagte Netanyahu. Über die heutigen Nuklearaktivitäten geben die Unterlagen allerdings keine Auskunft. So beeindruckend der Geheimdienstcoup im Feindesland ist, die gezeigten Dokumente erzählen eine alte Geschichte. Und dass Iran einst eine Atombombe anstrebte, davon sind ohnehin die meisten Experten überzeugt – daher ja der Nukleardeal.

Die Frage ist nun, ob die Europäer mit ihren nüchternen Argumenten gegen diesen emotionalen Auftritt durchdringen können. Wem Trump also am Ende glauben wird.



**Iranischer Präsident Rohani\*:** »Für jedes Szenario einen Plan«

\* Mit dem Chef des iranischen Atomprogramms Ali Akbar Salehi 2015.

Dramatisch wäre es in jedem Fall, wenn der US-Präsident am 12. Mai das Ende des Abkommens besiegelte. Denn die Experten sind sich einig: »Es funktioniert.« So sagt es Helga Schmid, Generalsekretärin des Auswärtigen Dienstes der EU, die den Deal entscheidend mitverhandelt hat. »Ich hoffe, dass auch die USA weiter zu dem Abkommen stehen. Es beruht nicht auf Vertrauen. Es beruht auf Fakten sowie Kontrolle und Überwachung durch die IAEA.«

Die Inspektoren der IAEA, der Internationalen Atomenergiebehörde in Wien, bestätigen regelmäßig, dass Iran alle Auflagen erfüllt. Selbst das US-Außenministerium fand in einem soeben veröffentlichten Report über das Iran-Abkommen nichts an der Vertragstreue zu bemängeln.

Deshalb sagt auch der Luxemburger Außenminister Jean Asselborn: »Herr Trump sollte das Atomabkommen nicht zerschlagen. Immerhin ist es Europa, das in Reichweite iranischer Raketen liegt.«

Und Sigmar Gabriel sagt: »Wir müssen alles tun, um folgendes Worst-Case-Szenario zu verhindern: Die USA kündigen den JCPOA, niemand wird dann mehr in Iran investieren. Dadurch gerät die Regierung Rohani unter Druck und wirft das Atomprogramm wieder an. Das wiederum könnte Israelis und Amerikaner dazu bringen, mit einem Militärschlag zu antworten.«

Bis vor wenigen Wochen hatten die Europäer zumindest noch Hoffnung, dass Donald Trump einlenken könnte. Bis dahin war Rex Tillerson als Außenminister im Amt. »Tillerson war immer der Überzeugung, dass das Abkommen erhalten werden kann«, sagt Gabriel. »Die zwingende Voraussetzung war für ihn, dass auch die Europäer Iran mit den anderen kritischen Themen konfrontieren.«

Doch nun ist Tillerson weg, und sein Nachfolger Mike Pompeo gilt als Hardliner, vor allem aber als absolut Trump-treu.

In einem letzten Anlauf versuchten auch noch Angela Merkel und Emmanuel Macron, den US-Präsidenten für die europäische Position zu gewinnen.

Der Iran-Deal war eines der großen Themen beim Staatsbesuch des Franzosen in Washington Ende April. In kleiner Runde sagte Macron, es sei »sehr traurig«, wenn die US-Regierung ein von den Vorgängern ausgehandeltes Abkommen jetzt als »Katastrophe« oder »Albtraum« bezeichne und es aufkündigen wolle. Deshalb habe er versucht, durch eine persönliche Beziehung seinen Einfluss auf Trump auszubauen. Denn bei Trump komme es nicht so sehr darauf an, von welchen Beratern er umgeben sei. Er sei »eigenwillig, bei ihm besteht Politik aus einer ganz persönlichen Herangehensweise«.

Schon im September, so Macron, habe er auf Trump eingewirkt, am JCPOA festzuhalten und ihn zu ergänzen. Damals

habe der Präsident das glatt abgelehnt. Er habe deshalb »die Choreografie verändert«, um Trump entgegenzukommen. Das bedeute: Man tue so, als schaffe man den Deal ab, der aber im Grunde lediglich erweitert werde, versehen mit einer anderen Hülle. Deshalb sprach Macron in Washington auch von einem »new deal«.

Der französische Präsident hofft, dass er mit seiner Charmeoﬀensive Erfolg hatte; überzeugt gab er sich jedoch nach seinem Treffen nicht. Das schlimmste Szenario wäre es, so Macron zum SPIEGEL, wenn Trump einfach aus dem Deal ausstiege: »Das heißt, wir würden die Büchse der Pandora öffnen, es könnte Krieg geben.« Aber, ergänzt er: »Ich glaube nicht, dass Donald Trump Krieg möchte.«

Doch die Europäer bereiten sich schon auf das Ende des Abkommens vor. Sie überlegen etwa, wie ihre Unternehmen vor den Folgen neuer US-Sanktionen zu schützen wären. Dabei könnte die Europäische Investitionsbank eine Rolle spielen, um Geschäfte mit Iran abzusichern. »Wir arbeiten an einer Reihe von Vorschlägen, die europäische Firmen schützen könnten«, sagt ein hochrangiger EU-Beamter.

Allerdings geben die europäischen Unterhändler zu, dass diese Programme wahrscheinlich nicht viel bringen werden. Wichtig sind sie aus einem anderen Grund: Als symbolische Geste für die Iraner, die deutlich machen soll, dass Europa weiter in ihrem Land investiert. Dass der Deal auch ohne die USA nicht sofort tot ist.

Auch die iranische Regierung ist dabei, Szenarien für die Zeit nach dem 12. Mai durchzuspielen. Foad Izadi, der an der Teheraner Universität Internationale Beziehungen lehrt und den Außenminister berät, hält einen »weichen Ausstieg« für am wahrscheinlichsten. Das würde bedeuten: Trump unterzeichnet zwar nicht, lässt aber andere Sanktionen außer Kraft, um den Europäern Zeit zu geben, Iran weitere Zugeständnisse abzuverlangen. In diesem Fall, so Izadi, werde Teheran aus dem Deal aussteigen.

Umso mehr komme es auf die Europäer an. »Es hängt am Ende von ihnen ab, wie stark sie dem Druck aus den USA nachgeben und was ihnen dieses Abkommen wert ist«, sagt Izadi.

Irans Revolutionsführer Khamenei sagte vor einigen Tagen einen Satz, den man auch als Warnung verstehen kann: »Wir müssen in unseren Beziehungen mit der Welt ganz sicher weise, klug und entschlossen sein.« Er setzte hinterher: »Die Welt ist groß.« Sie bestehe »nicht bloß aus Amerika und einigen europäischen Ländern«.

Julia Amalia Heyer, Susanne Koelbl,  
Peter Müller, Dietmar Pieper,  
Christoph Schult

## PLAN B

SAMSTAG, 5. 5., 17.35 – 18.05 UHR | ZDF

### Mahlzeit! Köstliche Kantinenküche

Einheitsbrei, Tiefkühlkost – Hauptsache billig. Betriebskantinen haben nicht den besten Ruf. Doch zahlreiche Kantinen kochen ausgewogene und leckere Gerichte.

## SPIEGEL TV MAGAZIN

SONNTAG, 6. 5., 22.45 – 23.30 UHR | RTL

### Anja Lovén und die Hexenkinder

Vor zwei Jahren geht ein Foto um die Welt: Die Dänin Anja Ringgren Lovén gibt einem stark unterernährten Jungen Wasser zu trinken. Dies ist nur ein Ausschnitt einer großen dramatischen Geschichte, denn in Nigeria werden viele Kinder



Helferin Lovén in Nigeria

zu Hexen oder Hexern erklärt, gequält und ermordet. Die Reportage begleitet Lovén bei der Rettung dieser Kinder und zeigt ihren Kampf gegen den unfassbaren Aberglauben.

## SPIEGEL TV REPORTAGE

DIENSTAG, 8. 5., 23.10 – 0.15 UHR | SAT.1

### Neue Heimat Bulgarien – Flucht vor der Altersarmut

Spottbillige Häuser, minimale Lebenshaltungskosten: Die Reportage zeigt Deutsche, die nach Bulgarien umsiedeln, weil hierzulande die Rente nicht reicht. Das vermeintliche Altersparadies hat aber Tücken.

## SPIEGEL GESCHICHTE

FREITAG, 11. 5., 21.05 – 21.50 UHR | SKY

### Killerkommandos der Nazis – Teil 1: Die Massengräber

Als die deutsche Wehrmacht im Juni 1941 die Sowjetunion überfällt, setzen die sogenannten Einsatzgruppen die nationalsozialistische Rassenideologie in die Tat um und ermorden Hunderttausende Menschen.



# Jenseits von Eden

**Nahost** Die palästinensische Familie Yassin-Khalout möchte am Nakba-Tag Gaza für immer verlassen und den israelischen Zaun überwinden, der sie von ihrem Dorf Niilya trennt. Es ist der Versuch einer Rückkehr, von der sie seit 70 Jahren träumt. *Von Alexander Osang*

**E**s wirkt wie ein Zauberwort. Es erhellt Räume. Es gibt allem einen Sinn. Es ist das Ziel. Die Richtung. Die Lösung. Als Yahia al-Khalout das Wort an diesem Nachmittag ausspricht, scheint ein Licht im Innern dieses dunklen Mannes anzugehen. Das Wort ist Niilya.

Khalout ist 55 Jahre alt, er hat einen grauen Schnauzer und schwarze Augen, die die meiste Zeit schauen, als hätten sie in bodenlose Abgründe geblickt. Er sitzt mit einem Dutzend Männer im Rohbau eines Hauses in Dschabalia, dem größten Flüchtlingscamp des Gazastreifens. Draußen regnet es. Die Männer tragen Trainingsanzüge, sie haben sich um ein Bett versammelt wie um eine Opferstätte. Im Bett liegt der schwer verletzte Sohn von Yahia al-Khalout. Er heißt Abdullah und ist 23 Jahre alt; er ist blass und in eine flauschige, farbenfrohe Decke gehüllt. Er wurde beim Protest am Grenzzaun zu Israel von einer Kugel getroffen. Abdullah ist noch zu schwach. Deswegen erzählt sein Vater die Geschichte seines Überlebens. Sie klingt wie eine Ballade. Ein Partisanenlied.

Das geht so: Am Morgen des ersten »Marsches der Rückkehr« machen sich drei Freunde auf den Weg an den Zaun. Die Sonne ist gerade aufgegangen. Sie haben eine palästinensische Fahne dabei. Alle drei sind Anfang zwanzig. Es geht nach Hause. Ins Heimatland, von dem sie wissen: Es ist wunderschön. Jeden Freitag wollen die Palästinenser von nun an in einer friedlichen Demonstration auf ihre Lage in Gaza aufmerksam machen, wo es an allem mangelt. An Lebensmitteln, Wasser, Arbeit, Freiheit. Die Freitagsmärsche sollen sie immer dichter an den Grenzzaun zu Israel führen, am 15. Mai dann, Nakba, dem schwarzen Tag des palästinensischen Volkes, werden sie den Zaun erreichen. Wie es von da aus weitergeht, kann niemand sagen, aber die drei Männer machen einen Anfang.

Als sie 200 Meter vom Zaun entfernt sind, fällt der erste Schuss. Er trifft den Fahnenträger ins Bein. Der Nächste hebt die Fahne, läuft ein Stück und wird ebenfalls ins Bein getroffen. Nun nimmt der dritte Mann die Fahne Palästinas und trägt sie weiter. Das ist Abdullah al-Khalout. Der Schuss des israelischen Snipers trifft ihn in die Brust. Sie bringen ihn ins Indo-

nesische Hospital im Norden Gazas, wo sein Vater als Pfleger arbeitet. Yahia al-Khalout behandelt gerade einen Jungen, als er sieht, wie sein blutender Sohn in die Notaufnahme getragen wird. Abdullah hat starke innere Blutungen. Er steht unter Schock. Sie geben ihm mehrere Transfusionen und bringen ihn ins Shifa-Hospital, das größte Krankenhaus von Gaza. Der

Vater begleitet den Sohn. Der Junge sagt: »Verzeih mir, Vater.« Dann verliert er das Bewusstsein. Sie operieren fünf Stunden, ein Arzt erscheint im Warteraum und sagt: »Es gibt wenig Hoffnung, Yahia.« Nach weiteren fünf Stunden wird Abdullah noch einmal wach, um zu sagen: »Sag Mutter, sie solle mir vergeben.« Schließlich: Am Mittag des nächsten Tages erscheint ein



Operateur im Warteraum, nimmt den Vater bei den Schultern und ruft: »Gott hat deinen Sohn gerettet!«

So war es. Die Gebetskette in Khalouts Hand klickert. Sein Sohn nickt schwach. »Wir kämpfen seit 70 Jahren gegen die Ungerechtigkeit der israelischen Okkupation«, ruft Yahia al-Khalout. »Meine Familie hat 60 Märtyrer hervorgebracht. 60. Ich habe fünf Jahre in einem israelischen Gefängnis in der Negev gesessen für diesen Kampf um die Rechte meines Volkes. Mein Sohn Abdullah hat diesen Kampf fortgesetzt. Wir sind jetzt fast da.«

Wo?

»In unserer Heimat«, sagt Yahia al-Khalout. »In Niilya.«

Das Licht in seinem Innern geht an. Er lächelt, auch die schwarzen Augen lächeln. Das Wort hat aus einem wütenden einen glücklichen Mann gemacht. Alle Männer

lächeln jetzt, auch der, den die Hamas geschickt hat, um zu kontrollieren, dass die Weltöffentlichkeit angemessen informiert wird. Niilya heißt das Dorf, aus dem die Familie kommt. Es liegt knapp 20 Kilometer entfernt, jenseits der Grenze. Ein kleiner Ort südlich von Aschkelon, das sie Majdal nennen. Yahia al-Khalout war nie da. Keiner der Männer im Raum hat Niilya je gesehen. Aber alle können es beschreiben. Die Häuser, die Felder, die Bäume.

»Wir hatten Orangen und Trauben«, sagt Yahia.

»Mandeln«, sagt ein anderer Mann.

»Melonen.«

»Aprikosen.«

»Und Getreide«, sagt Yahia. »Wir haben es in Majdal auf den Markt gebracht und verkauft. Mein Großvater hatte 150 Dunum Land.« Das wären 15 Hektar.

Alle kennen die Größe des Landes ihrer Vorfahren, mit den Umständen der Vertreibung aus dem Paradies sind sie nicht so vertraut. 1948, im Zuge des arabisch-israelischen Krieges, flohen die Bewohner vieler palästinensischer Dörfer nach Gaza. Die Auslöser dieser Flucht – ein Krieg, in den auch die arabischen Nachbarstaaten eingriffen, weil sie sich nicht mit einem unabhängigen jüdischen Staat an ihrer Seite anfreunden konnten, weil sie den Teilungsplan der Uno für Palästina nicht akzeptierten – haben sie vergessen oder verdrängt, oder sie sind überlagert von all dem anderen Unheil, das über das palästinensische Volk kam. Die Kriege, die Blockaden, das ständige Leben in einer Übergangsgesellschaft, in Flüchtlingscamps, deren Zelte zu Hütten wurden und schließlich zu Häusern. Geblieben ist nur das Gefühl einer großen Ungerechtigkeit, die ihren Anfang vor 70 Jahren nahm, am Nakba-Tag.

»Niilya: ethnisch gesäubert vor 25 280 Tagen«, steht auf der palästinensischen Website, die die Vertreibung in Zahlen fasst.

»Arabischer Landbesitz im Jahr 1948: 4929 Dunums«, steht da. »Jüdischer Landbesitz im Jahr 1948: 0 Dunums.«

Im November 1948 wurde Niilya geräumt. 297 Häuser hatte das Dorf damals, sie wurden alle zerstört bis auf eines. Aber die Familien von Niilya sind noch da. Sie sind gewachsen. Aus den 1520 Palästinensern, die 1948 Niilya verließen, sind heute, so schätzt man, etwa 60 000 geworden. Sie leben auf der ganzen Welt, in Amerika, Deutschland und Saudi-Arabien, aber die meisten leben in Gaza. Allein Yahias Familie ist heute tausendköpfig, verwunden mit einer anderen Familie aus Niilya, den Yassins. Ein riesiger Clan, die Verwandtschaftsverhältnisse sind miteinander schwer zu entwirren. Es gibt 10-Jährige, die die Onkel von 40-Jährigen sind, und Geschwister, deren Geburtsjahre 30 Jahre auseinanderliegen. Aber alle kommen am Ende aus diesem Traumdorf. Aus Niilya.

Es hält die Menschen mit all den verschiedenen Namen und Gesichtern zusammen. Es ist wie ein Weg, der durch die Riesenfamilie führt.

Wenn es eine Art zentralen Platz auf diesem Weg gibt, eine Kreuzung, dann ist das vielleicht Sad Aladin Yassin, ein entfernter Schwager von Yahia al-Khalout. Yassin ist 68 Jahre alt, in Gaza geboren, in einem Zelt; ein Jahr, nachdem seine Familie Niilya verlassen hatte. Sein Vater war Bauer und besaß ebenfalls 150 Dunum Land, sagt Sad Aladin gleich zu Anfang. Dann kommen



JONAS OPPERSKALSKI / DER SPIEGEL

#### Palästinenser im Gaza-Protestcamp

Es mangelt an Wasser, Arbeit und Freiheit





JONAS OPPERSKALSKI / DER SPIEGEL

**Pfleger Khalout, Verwandte:** »Meine Familie hat 60 Märtyrer hervorgebracht«

die Orangenbäume, der Schatten, der Frieden. Und das Lächeln.

Sad Aladin wuchs mit drei Brüdern und zwei Schwestern auf. Inzwischen hat er 60 Enkel, einen langen Bart, einen Stock und ein Samsung Galaxy, mit dem er sich mehr beschäftigt als mit seiner Gebetskette. Ständig will jemand was von ihm. Sad Aladin ist Imam der Moschee von Dschabalia, wo auf 1,4 Quadratkilometern 120 000 Menschen leben. Sie ist eine der größten Moscheen von Gaza. Auf dem Bildschirm seiner Handys sieht man ein Selfie des Imams, über dem steht: Jerusalem ist die Hauptstadt Palästinas.

An einem Vormittag zwischen zwei Märschen sitzt Sad Aladin Yassin in einem der Zeltlager, die an der Grenze aufgebaut worden sind, und erzählt vom nahen 15. Mai, dem Schicksalstag. Der Zaun ist von hier etwa 500 Meter entfernt. Sie werden ihn überwinden, sagt der Imam. Es gibt Prognosen, dass sich am Nakba-Tag Hunderttausende Palästinenser auf die Sandwälle zubewegen werden, auf denen die israelischen Scharfschützen liegen. In den Plänen der Organisatoren halten sich alle an den Händen.

Und dann? Gehen sie dann gleich weiter nach Niilya?

»Es ist unser Land«, sagt der Imam. »Wir werden zurückgehen. Bald.«

Und was passiert mit den Leuten, die jetzt dort leben?

»Sie können uns gern besuchen. Von Zeit zu Zeit«, sagt er. »Wir wollen keinen Krieg. Sie müssen es der Welt sagen, auch den deutschen Lesern. Die zionistischen Medien kontrollieren die Weltmedien. Sie sprechen in verschiedenen Zungen. Sie sind die wahren Aggressoren. Zwei meiner Neffen sind während der friedlichen Demonstrationen angeschossen worden. Kinder noch.«

Ein antisemitischer Anfall, wie ein Reizhusten, dann lächelt der Imam wieder. Am Nachmittag, nach dem Gebet, lädt er in sein Haus ein, um die Familie vorzustellen, die Kinder von Niilya.

Die beiden verletzten Jungen sitzen zwischen den Männern. Sie tragen ihre bandagierten Beine wie Pokale. Stolz, Schmerztabletten, Aufmerksamkeit. Yahia Khalil Yassin ist 11 Jahre alt und der Onkel von Mahdi Yassin, der 16 ist. Der kleine Onkel wurde während des ersten Freitagsmarsches angeschossen. Sein Neffe am Samstag danach. Beide waren weit weg vom Grenzzaun, sagen sie. Bei Kindern schießen die Israelis auf die Füße, sagt Mahdi, bei Größeren auf die Knie, um sie für immer unbeweglich zu machen. Er würde am Freitag wieder zurückgehen, mit den Krücken, aber die Familie erlaubt es nicht.

Sein Vater schüttelt den Kopf. Der Imam lächelt. Die beiden Jungen verpassen die Schule und die Prüfungen. Die Abschlussarbeiten in diesem Sommer sind in Gaza wegen des Nakba-Jubiläums sowie

so verschoben worden, und es gibt spezielle Klassen, in denen die verletzten Schüler den Unterrichtsstoff nachholen können. Bislang sind unter den Verletzten der Freitagsmärsche 490 Minderjährige. Mahdi und Yahia sind jetzt seit vier Wochen zu Hause. Die Verletzung von Mahdi verheilt ganz gut. Yahias Wunde ist immer noch entzündet. Er braucht zusätzliche Operationen, weil das Gelenk beeinträchtigt ist. Sein Orthopäde sagt, er werde nie wieder richtig laufen können. Dreimal in der Woche kommen zwei Pfleger von Doctors Worldwide, einer türkischen Hilfsorganisation, die seit drei Jahren in Gaza arbeitet, und wechseln die Verbände der Jungs.

Yahia verzieht keine Miene, als der Pfleger ihn behandelt. Er möchte unbedingt seine Verletzung zeigen. Der Fuß ist geschwollen. Am Spann ein kleines Loch, an der Ferse ein größeres, mit einer wilden Naht geflickt. Er strahlt.

»Das ist das, was die Okkupation mit uns macht«, sagt er.

Bevor die Pfleger gehen, unterschreibt der elfjährige Junge routiniert ihre Formulare.

Wie stark sind die Schmerzen?

»So lala«, sagt Yahia und lacht.

»Er lacht sogar, wenn er weint«, sagt seine Mutter.

Inzwischen sitzen etwa 20 Familienmitglieder im Wohnzimmer; Onkel, Tanten, Brüder, Schwestern. Es gibt Tee, Kaffee und Waffeln. Zwischen den verletzten Jun-



gen sitzt der Imam. Yahia, der kleine Onkel, beschreibt die Heimat: kühl, ruhig, ein altes Haus, umgeben von Orangenbäumen.

Es ist etwas, worauf er sich freuen kann. Eine Art Zukunft. Yahia ist gut in der Schule, sagen sie, aber was bringt es? Seine älteren Cousins, Neffen und Brüder haben alle keine Arbeit. Manche haben studiert – die meisten erstaunlicherweise irgendwas mit Medien –, sitzen aber nun den ganzen Tag zu Hause rum und warten, dass etwas passiert. Die Arbeitslosigkeit der jungen Erwachsenen von Gaza liegt bei 70 Prozent. Niemand von ihnen ist je gereist. Sie sitzen in einem Käfig, auf drei Seiten Zäune und auf einer das Meer, in dem man nicht baden darf, weil es verseucht ist von den ungefilterten Abwässern, die aus Gaza abfließen. Die größte Hoffnung ist, dass es so schön wird wie früher.

Der Einzige im Raum, der noch in Niilya geboren wurde, ist Mohammed Ibrahim Yassin, älterer Bruder des Imams. Er ist 71 Jahre alt und war ein Jahr alt, als sie gingen. Er hat natürlich keine Erinnerungen an die Flucht, war aber später, in den Sechzigern, noch einmal mit seinem Vater da. Er war so glücklich, auf der Heimerde zu stehen, sagt er. Er fand es noch schöner als die Geschichten, die er von seinen Eltern gehört hatte.

Es ist ganz still im Raum.

»Ich will nur 100 Quadratmeter, um mir ein Haus darauf zu bauen. Und einen kleinen Garten«, sagt Mohammed Ibrahim Yassin.

Es ist der konkreteste Plan für eine Zukunft jenseits des Zaunes, den man in der Familie zu hören bekommt. Es scheint oft, als würden sie sich nicht vorstellen können, was wirklich passiert, wenn der Zaun fällt.

»Das Essen in Niilya war so viel besser als hier«, sagt Yahias Mutter.

»Wir hatten Feigenbäume.«

»Trauben.«

»Zitronen.«

Yahias Augen leuchten.

»Keine Sorge, du wirst es bald sehen, Yahia«, sagt seine Schwester Ghada Khalout. Sie ist mindestens 30 Jahre älter als ihr Bruder. Sie hat 13 Jahre lang in Deutschland gelebt, in Bremen, Graubündener Straße, sagt sie. Ihr Mann war Ingenieur dort, ein Bruder von Yahia Khalout. Auch er starb an Krebs. Da ist sie zurückgekommen nach Gaza, 2013. Man kann sich nicht so frei bewegen wie in Europa, aber die Familie ist hier. Und die Erinnerungen an die goldene Zeit sind hier wacher.

Ghada hat jetzt einen neuen Mann. Kreem Halawi. Der sitzt auch hier. Weil wir gerade über Bremen reden, sagt er,

dass er von Hitler beeindruckt sei. »Ein großer Mann. Nicht wegen seines Verhältnisses zu den Juden, jedenfalls nicht in erster Linie«, sagt Halawi. Ihn habe begeistert, mit welcher Energie und Entschlossenheit Hitler sein Volk aus der Depression geführt habe. Kreem Halawi saß von 1986 bis 1991 in einem israelischen Gefängnis, wegen seiner politischen Arbeit für die Fatah, sagt er. Sie hätten ihn gefoltert, sagt er. Er redet so entspannt davon, als hätte es sich um eine Ausbildung gehandelt. Später hat er für die palästinensische Verwaltung gearbeitet, bis 2006 die Hamas übernahm. Seitdem hat er keine Arbeit. Er trägt einen Anzug und ein gebügeltes

»Richtig«, sagt die Schwägerin aus Bremen. »Wir hatten früher Schafe hier, als das Haus noch kein Dach hatte.«

Und den Schlüssel?

»Schafe fressen alles«, sagt der Bruder des Imams. Niemand lächelt. Die Schafe haben die Dokumente gefressen. So war es.

»Schlüssel oder nicht«, sagt der Imam. »Es ist unser Land. Das Land bleibt. Das wollen wir zurück. Und eine Entschädigung. Der Koran sagt, dass die Okkupation eines Tages vorbei sein wird. Und die Juden wissen das. Sie wissen, dass sie uns bezahlen werden. Sie fürchten es. Deswegen versucht die zionistische Weltbewegung, die islamistische Bewegung zu zerstören.«

Gibt es denn gar nichts, was die Familie damals aus Niilya mitgebracht hat?

Ghada Khalout sagt, dass sie noch ein Kleid hat, das ihrer Großmutter gehörte. Es ist schwarz und mit traditionellen Motiven bestickt. Sie kann es aber leider nicht zeigen. Sie hat es in Bremen gelassen, bei einer Verwandten. Das letzte Stück Niilya hängt in einem Bremer Kleiderschrank. Zurückgelassen auf dieser ewigen Flucht. Sie sind wirklich schon sehr lange unterwegs.

Ghada Khalout fällt ihre Großtante Halima ein, die noch etwas haben könnte. Sie war ja schon eine erwachsene Frau, als sie flohen. Sie ist das Ende des Weges durch die Großfamilie Yassin-Khalout. Oder der Anfang. Das Orakel von Niilya.

Halima Hussein al-Kahlout ist 95 Jahre alt. Sie liegt unter einer dieser bunten, flauschigen Decken in einem kleinen, abgedunkelten Raum. Sie ist klein und dünn, ihr Körper zeichnet sich unter der Decke kaum ab, ihre Augen sind trübe, aber ihr Geist ist wach. Sie war 24 Jahre alt, als sie Niilya verließen.

Sie hat 1948 keinen Juden zu Gesicht bekommen, sagt sie. Keinen Soldaten. Sie sind vor den Gerüchten geflohen, vor den Geschichten, die sie aus dem Norden hörten, von vorbeiziehenden Palästinensern, die aus Jaffa kamen. Vielleicht gab es auch Schüsse aus Majdal, sagt sie. Das kann schon sein. Aschkelon, das sie Majdal nennen, war ja so nah. Sie haben das Markttreiben aus ihrem Garten gehört. Sicher ist sie nicht. Sie erinnert sich nur an ein Gefühl der Gefahr. Deswegen haben sie sich auf den Weg gemacht nach Süden, Richtung Gaza. Oliven, Früchte und Brot als Wegzehrung. Alles zu Fuß. Sie und ihre drei Kinder. Zwei Jungen und ein Mädchen. Der älteste Sohn war sechs Jahre alt. Unterwegs haben sie ihren Mann getroffen, der mit dem Esel fuhrwerk in Gaza gewesen war,



Sohn Abdullah im Krankenbett: »Verzeih mir, Vater«

Hemd. Jeden Tag. Er hält sich bereit. Er hat jetzt eine Frau, die Deutsch spricht und diese Niilya-Geschichte mitbringt. Palästinensische Traditionen sind verwickelt. Er hat in diesen Traum eingeheiratet. Es macht nichts, dass er Niilya nie gesehen hat, das haben die anderen ja auch nicht. Inzwischen sind etwa 30 Leute im Raum. Außer ihm nur Khalouts und Yassins. Es gibt warmes Brot, Oliven, Gewürze und süßen Saft.

Der Imam sagt: »Wir haben Dokumente und auch den Schlüssel zu unserem Haus in Niilya.«

Kann er das zeigen?

»Ich weiß nicht genau, wo sie sind.«

Sein Bruder Mohammed sagt: »Das haben doch die Schafe gefressen.«





JONAS OPPERSKALSKI / DER SPIEGEL

**Ruinen im Dorf Niilya:** Die Einwohner sind geflohen, die Häuser zerstört, die Wege verwischt

um dort Getreide zu verkaufen. Er hat sie dann mitgenommen. Es war Herbst.

Sie schweigt. Ein leichter Luftzug weht durch den Raum. Vielleicht ist sie eingeschlafen. Doch dann redet sie weiter. Ein Bewusstseinsstrom aus der Vergangenheit. Erinnerungen an das Leben in Niilya, ungetrübt von den Erwartungen ihrer Enkel.

»Ich war zwölf Jahre alt, als ich geheiratet habe«, sagt sie. »Die Hände waren mit Henna gefärbt.«

»Es gab viel Land, wir haben Getreide und Früchte angebaut. Das haben wir in Majdal auf dem Markt verkauft. Bei uns gab es keinen Markt. Wir haben Körbe und Krüge auf dem Kopf getragen. Die Briten haben uns verboten, Messer zu besitzen, aber einer meiner Brüder hatte eine Waffe versteckt. Eines Tages kamen die Briten und stellten das ganze Haus auf den Kopf, sie fanden aber nichts. Die Briten waren dumm, aber gerissen. Wir haben Teile des Landes bei einem Orangengeschäft mit einem Briten verloren. Er hat uns Reichtum versprochen, aber dann verfaulete eine große Orangenladung auf seinem Schiff, weil es in einen Sturm geraten war. Ich bin mir sicher, er wusste es vorher.«

Erinnert sie sich noch an ihr Haus?

»Es war einfach. Alle schliefen auf der Erde. Der Boden war aus Lehm, die Wände waren aus Lehm. Es gab keine Fenster.«

Ihre Nichten, Enkel und Töchter sitzen am Betrand, der Blick gesenkt.

Erzähl von den Bäumen, Mutter. Den blühenden Gärten von Niilya. Bitte.

Auch die Organisatoren der Märsche enden in ihren Zukunftsvisionen oft in der Vergangenheit. Fragt man Dr. Yousef Saleh, der so was ist wie ein Chefideologe der Hamas, wie er sich ein Zusammenleben mit den Juden vorstellt, sagt er: »Es ist Platz für alle da. Wir haben ja 3000

Jahre lang mehr oder weniger friedlich zusammengelebt.«

Saleh war die rechte Hand des Hamas-Führers, er leitet heute das »Haus der Weisheit«, einen Thinktank, wie er sagt. Er residiert im 13. Stockwerk eines Hochhauses, das direkt am Strand von Gaza steht. An den Wänden Porträts von Gandhi, Mandela, Martin Luther King und Angela Merkel, in den Regalen Mitbringsel von seinen Reisen um die Welt. Saleh trägt eine Uniform, die aussieht, als habe sich der Schneider von Kim Il Sung, Bertolt Brecht und Daniel Libeskind inspirieren lassen. Er sitzt auf einem thronartigen Sessel im Himmel wie der Gott von Gaza. Aber der Fahrstuhl in seinem Himmelreich fährt nur alle halbe Stunde, weil der Strom knapp ist.

Draußen im Salon wartet ein schwedischer Professor, ein Freund des palästinensischen Volkes. Saleh erzählt davon, wie ihn das Zusammenleben der Menschen in der Schweiz beeindruckt. Die Schweiz wäre ein Vorbild für Palästina, sagt er.

Die Schweiz. Mit anderen Worten: Gott weiß auch nicht weiter.

Sein Zimmer ist vollgestopft mit Matroschkas, indischen Elefanten und Gandhi-Porträts, aber sein Denken endet am Zaun zu Israel. Sie haben keine Vorstellung vom Paradies. Sie stehen immer kurz davor.

Niilya wurde am 4. November 1948 entvölkert. Es hat keinen Platz auf israelischen Landkarten. Es gibt kein Ortsschild, es gibt kein Haus, das man suchen könnte. Es gibt die Koordinaten. Man findet sie auf Wikipedia. Sie lauten: 31° 38' 46" N, 34° 34' 18" E.

Sie haben Ihr Ziel erreicht, sagt das Navigationsgerät an einer verstaubten Kreuzung. Links und rechts struppige Hügel, in denen wilde Aprikosenbäume, stachelige Sträucher wachsen und Müllberge. Hier und da findet man Reste alter Fundamente.

Aus 500 Meter Entfernung kriecht ein Neubaugebiet heran. Fünf- und zehnstöckige Häuser, Dutzende Kräne. Dahinter sieht man die Skyline von Aschkelon, der Stadt, in der Halimas Kinder zur Schule gingen und wo sie ihr Obst verkaufte. Die erste Schule von Niilya bauten sie 1948, aber sie wurde nie eingeweiht. Sie wurde gleich abgerissen, zusammen mit den anderen Häusern. Auch die Moschee und die Begräbnisstätte sind weg. Es gibt einen neuen Friedhof, auf dem vor allem russische Juden begraben sind.

Zwei Beduinen treiben ihre Herde aus Schafen und Ziegen über die Steppe. Sie kommen aus Arad, das 75 Kilometer weiter südöstlich liegt, in der Wüste am Toten Meer. Da gebe es gar kein Gras für ihre Tiere, nur Sand. Deswegen seien sie hier, sagen sie. Weil die Tiere zu fressen hätten.

»Palästinenser?«, fragt einer der beiden Schäfer. »Gibt's hier nicht. Hier gibt's nur Juden.«

Man kann Jogger oder Hundebesitzer nach der Geschichte dieser unwirtlichen Landschaft fragen, aber sobald das Wort Palästinenserdorf fällt, werden sie wortkarg, laufen weiter. Es ist wie verwunschenes Indianerland. Als spukte es dort.

Vor etwa vier Wochen haben die Archäologen der Israelischen Altertumsbehörde hier ein Lager aufgeschlagen. Sie graben jetzt im Boden Niilyas, und vielleicht finden sie Beweise, dass sie zuerst hier waren. Es ist wie überall im Land. Wo es keine richtigen Argumente gibt, suchen sie nach den Scherben, die ihre Geschichte bestätigen.

Was suchen sie dort in Niilya?

Die Ausgrabungsbehörde antwortet nicht. Ihr Zaun ist mit Warnschildern behängt, es gibt Bewegungsmelder und eine Drohne am Himmel. Es wirkt alles ziemlich bizarr in dieser Einöde. Die Kräne am Horizont, der Müllgeruch, die Dornbüsche, Eidechsen, die sich auf alten Steinen sonnen, und Jungs, die auf Crossmotorrädern über staubige Wege heizen. Und doch mischen sich hier Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Auftraggeber der Archäologen wissen, dass kein neues Haus auf diesem umkämpften Grund Tatsachen schafft, auch nicht, wenn es 20 Stockwerke hoch ist. Nicht die Besitzurkunde oder der alte Wohnungsschlüssel von Sad Aladin Yassin sind entscheidend, es geht um die bessere, die ältere Geschichte.

Die Einwohner sind geflohen, die Häuser zerstört, die Wege verwischt, die Bäume verdorrt, die Karten gelöscht. Aber der Name, er ist nicht totzukriegen. Niilya.

Video  
**Spurensuche  
im Sehnsuchtsdorf**

spiegel.de/sp192018gaza  
oder in der App DER SPIEGEL



# Flexibel bleiben: Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten!



Keine  
Mindest-  
laufzeit

## Der SPIEGEL jede Woche frei Haus:

- ohne Risiko jederzeit kündbar
- 6 % günstiger als im Einzelhandel
- kostenloser Urlaubsservice
- mit dem LITERATUR SPIEGEL
- vergünstigte Tickets für ausgewählte SPIEGEL-Veranstaltungen  
[www.spiegel-live.de](http://www.spiegel-live.de)

## Ja, ich möchte den SPIEGEL lesen!

Ich lese den SPIEGEL für nur € 4,80 pro Ausgabe statt € 5,10 im Einzelkauf und entscheide selbst, wie lange ich den SPIEGEL lesen möchte.

Einfach jetzt anfordern:

 [abo.spiegel.de/flexibel](http://abo.spiegel.de/flexibel)

 **040 3007-2700** (Bitte Aktionsnummer angeben: SP18-215)



# Die Stormy-Saga

**USA** Präsident Donald Trump gerät wegen der Affäre um eine Pornodarstellerin juristisch massiv unter Druck.

**P**enthouse« ist eines dieser klebrigen Herrenmagazine, die man längst auf dem Altpapierstapel der Geschichte vermutet hätte. Viel Haut auf Hochglanzpapier, wenig Text, die nackten Frauen heißen »Pets«, Haustiere, als wäre die Zeit in den Achtzigerjahren stehen geblieben. Und doch druckt das Magazin für die nächste Ausgabe, die kommenden Dienstag erscheint, wegen der hohen Nachfrage bereits hektisch eine zweite Auflage.

Auf dem Cover wird eine Frau sein, die die USA seit Monaten in Atem hält: die Pornodarstellerin Stephanie Clifford, Künstlername Stormy Daniels. Clifford ist wie »Penthouse«: Sie verschwindet einfach nicht. Ausgerechnet diese Frau ist für Trump inzwischen so gefährlich geworden wie Sonderermittler Robert Mueller.

Das neueste Kapitel in der Stormy-Saga begann am Mittwochabend, als Rudolph Giuliani dem Sender Fox News eines von mehreren Interviews gab. Giuliani war bis 2001 Bürgermeister von New York, seit Kurzem vertritt er Donald Trump als Anwalt unter anderem in den Russland-Untersuchungen. Im Grunde besteht seine Aufgabe darin, die vielen Brände zu lö-

schen, die derzeit im Weißen Haus lodern. Seit Mittwoch sieht es so aus, als sei Giuliani eher der Brandbeschleuniger.

In dem ersten Interview mit dem Sender gab der Jurist überraschend zu, dass sein Klient Donald Trump die Schweigegeldzahlungen übernommen hatte, die kurz vor der Präsidentschaftswahl an Stormy Daniels geflossen waren. Trumps Anwalt Michael Cohen hatte der Frau damals 130 000 Dollar überwiesen, um sicherzustellen, dass sie nicht über die Affäre redet. »Cohen ließ die Sache verschwinden. Er hat seinen Job gemacht«, sagte Giuliani in der Sendung »Fox & Friends«.

Das war deshalb eine verrückte Wendung, weil Trump und seine Berater monatelang das Gegenteil postuliert hatten. Noch vor vier Wochen behauptete Trump, von der Zahlung nichts zu wissen. Auf die Frage einer Journalistin, ob er sagen könne, warum Cohen die Überweisung überhaupt angeschoben hatte, antwortete er: »Na, da müssen Sie Michael Cohen fragen, er ist mein Anwalt.«

Hätte Cohen die 130 000 Dollar tatsächlich auf eigene Faust während des Wahlkampfes an Stephanie Clifford ausgezahlt und dies nicht als Spende deklariert, könnte das als illegale Wahlkampfhilfe gewertet werden. Ohnehin liegt die Summe über der Obergrenze für Spenden von Privatpersonen. Mehrere Rechtsinitiativen haben Beschwerden gegen den Präsidenten laufen. Mit der Aussage, Trump habe den Anwalt privat entschädigt, hoffte Giuliani vermutlich, dass die Untersuchungen eingestellt würden und die Sache aus der Öffentlichkeit verschwinde. Die meisten Rechtsexperten glauben allerdings, dass Giuliani Trumps Probleme verschlimmert hat – weil es rechtlich gesehen keine Rolle spielt, aus welcher Kasse das Geld kam.

Entscheidend ist lediglich, dass es eingesetzt wurde, um den Wahlkampf zu Trumps Gunsten zu beeinflussen.

Am Donnerstag betonte Trump in offenbar von Juristen vorformulierten Twitter-Nachrichten, er habe dem Anwalt die Summe als Privatmann erstattet. »Geld von der Wahlkampagne oder Spenden spielten keine Rolle in dieser Transaktion«, schrieb Trump. Das zeigt, wie sehr der Präsident unter Druck geraten ist.

Die verhängnisvolle Affäre begann im Sommer 2006, als sich Trump und Clifford bei einem Wohltätigkeitsgolfturnier in Nevada kennengelernt hatten. Clifford sagt, sie habe nach dem Turnier Sex mit Trump gehabt, ein einziges Mal, eine ziemlich unspektakuläre Angelegenheit. Erst im Oktober 2016 ging Michael Cohen mit einer Verschwiegenheitserklärung und einem Scheck auf Clifford zu.

Für Rudolph Giuliani ist die Clifford-Affäre die erste große Probe in einer täglich eskalierenden, immer chaotischer werdenden Präsidentschaft. Innerhalb weniger Tage wurde er zu Trumps innigstem Verteidiger im Fernsehen, zu seinem Sprecher und Leibjuristen. Die Erwartungen an den früheren New Yorker Staatsanwalt sind riesig. Trump hat ihn als Wunderwaffe zu sich geholt, nachdem in den vergangenen Monaten einige seiner Anwälte entnervt gekündigt hatten.

Giulianis Auftritte zeigen, wie verzweifelt Trump geworden ist, wie gleichgültig es ihm ist, als Lügner enttarnt zu werden. Giuliani ist der Gegenentwurf zu einem vorsichtig abwägenden Juristen, er hat die Rolle von Trumps Kampfhund angenommen. Seit Beginn der Präsidentschaft ist Trump der Ansicht, ihm fehle ein bissiger Jurist, der ihn vor den Russland-Ermittlungen in Schutz nimmt. Der frühere Bürgermeister soll diese Lücke nun füllen, aber womöglich war das ein Eigentor.

Die Stormy-Daniels-Affäre zeigt, mit welchen zweifelhaften Charakteren sich der Präsident umgeben hat. Im April ließen Staatsanwälte aus New York das Büro und die Privaträume von Trumps Anwalt Michael Cohen durchsuchen. Vermutlich wollten die Ermittler Informationen über Cohens Zahlungen an Stormy Daniels erhalten und über seine Beziehung zu Donald Trump, für den er als eine Art Ausputzer jahrelang alles Mögliche erledigt hat. Es heißt, die Staatsanwälte arbeiteten daran, Cohen zu einer Aussage gegen Trump zu bewegen.

Seit kurzer Zeit bezeichnet der Präsident Michael Cohen übrigens nicht mehr als »meinen Anwalt«, sondern nur noch als »einen Anwalt«.

Christoph Scheuermann

Twitter: @chrischeuermann



**Klägerin Clifford:** Eine täglich eskalierende Präsidentschaft

# Ruhe dank Yoga

**Whistleblower** Ein Jahr nach ihrer Freilassung besucht Chelsea Manning Berlin und erzählt von ihrer Zeit in Haft.

**F**ür Chelsea Manning war es eine lange Reise. Die US-Whistleblowerin ist zum ersten Mal seit ihrer Freilassung im Ausland. An ihrem dritten Tag in Berlin holt sie der Jetlag ein. Sie habe kaum geschlafen, sagt sie entschuldigend, müde und blass lehnt sie in einem runden Klub-sessel.

Am Vortag war Manning auf der Netzkonferenz re:publica zu Gast. Die Frau, die vor acht Jahren als Obergefreiter Bradley Manning berühmt wurde, weil sie knapp 500 000 vertrauliche Dokumente über die Kriege im Irak und in Afghanistan an die Enthüllungsplattform WikiLeaks weitergegeben hatte, wurde in Berlin bejubelt wie ein Popstar.

Jetzt gibt Manning ihr erstes Interview in Deutschland, in einem alten Fabrikgebäude in Kreuzberg. Unter den hohen Decken wirkt sie noch zierlicher als sonst. Sie trägt eine schwarze Hose, ein schwarzes T-Shirt und schwarze Schuhe mit klobigen Plateausohlen, die ein paar Zentimeter dazumogeln. Ohne Plateau ist Manning 1,57 Meter groß. Um ihren Hals hängt eine kleine silberne Kette mit einem Raute-Zeichen, wie es auf Twitter für Hashtags verwendet wird.

Chelsea Manning ist heute 30 Jahre alt, sieben davon war sie in einem US-Militärgefängnis, teils in Isolationshaft. Die Jahre in Haft haben Spuren hinterlassen, sie weiß das. »Ich habe nahezu mein gesamtes Erwachsenenleben im Gefängnis und beim Militär verbracht«, sagt sie. »Ich beginne gerade erst zu begreifen, wie sehr mich die Haftzeit beeinträchtigt hat.«

Sie habe jetzt mit Yoga angefangen, erzählt sie, so versuche sie, zur Ruhe zu kommen. Nach ihrer Freilassung habe sie erkannt, dass sie auf sich selbst achten müsse. Zu Hause in Bethesda, Maryland, hat sie, die früher nie von ihrem Handy lassen konnte, einen Raum als technikfreie Zone eingerichtet.

Ihren politischen Kampf will sie weiterführen, sie bewirbt sich für die Demokraten um einen Sitz im US-Senat. Für Präsident Donald Trump ist sie eine »Verräterin«, so hat er sie genannt. Es war Trumps Vorgänger, der der zu 35 Jahren Gefängnis



**Berlin-Gast Manning:** »Ich glaube an die Macht von zivilem Ungehorsam«

verurteilten Manning zur Freiheit verhalf. Nach sieben Jahren Haft verkürzte der scheidende Präsident Barack Obama ihre Strafe.

»Natürlich habe ich damals überlegt, mich in einer Holzhütte im Wald zu verstecken, mich nicht mehr politisch zu engagieren und einfach zur Ruhe zu setzen«, sagt Manning. »Aber alle Dinge, die mich zu meinen Taten getrieben haben, sind während meiner Haftzeit noch viel schlimmer geworden.« Nicht nur in den USA sei der Überwachungsapparat des Staates weiter ausgebaut worden. Der Datenskandal um Facebook und die umstrittene Analysefirma Cambridge Analytica zeige ebenfalls, wie es um die Privatsphäre der Bürger bestellt sei, sagt sie.

Wie fand sie den Auftritt von Facebook-Gründer Mark Zuckerberg, der vor dem US-Kongress Rede und Antwort stehen muss?

»Eine Scheinveranstaltung«, sagt Chelsea Manning. »Wir können uns nicht darauf verlassen, dass die Regierung große Tech-Firmen wie Google oder Facebook einhegt.«

Auf der ganzen Welt seien autoritäre Regime auf dem Vormarsch. »Wir können nicht mehr warten, wir steuern auf einen Punkt ohne Rückkehr zu«, sagt Manning. Die technologische Entwicklung wirke wie ein Brandbeschleuniger. Sie betont die Verantwortung des Einzelnen.

»Ich glaube an die Macht von zivilem Ungehorsam. Als solchen sehe ich mein ganzes Tun, von den Leaks 2010 bis hin zu meiner Arbeit im Gefängnis und danach. Wir müssen die Sache selbst in die Hand nehmen, statt nur nach Veränderung zu rufen.«

Ihr Verhältnis zur Technologie, sagt Manning, habe sich verändert, die Technik bereite ihr nun manchmal Unbehagen: »Ich war früher immer die komische Person, die ständig am Mobiltelefon hing. Einen mobilen Browser zu benutzen war damals merkwürdig. Jetzt machen das alle und kleben an ihren Smartphones. Ich bin da im Vergleich gar nicht mehr so schlimm.«

Dennoch ist sie auf sozialen Netzwerken bemerkenswert präsent, schon kurz nach ihrer Freilassung begann sie zu twittern. Ein Instagram-Foto ihrer Turnschuhe beschrieb sie mit den Worten: »Erste Schritte in Freiheit.« Den zahlreichen Hass-Kommentatoren und Internet-Trollen begegnet Manning auffallend freundlich – und mit vielen Emojis. »Nach allem, was ich erlebt habe, sind das Kinkerlitzchen. Ich wurde in einem Stahlkäfig in der Wüste gefangen gehalten und war nahezu ein Jahr lang allein in einer Zelle. Trolle können mir nichts mehr anhaben«, sagt sie.

Hat sie noch Kontakt zu WikiLeaks-Gründer Julian Assange?

Manning winkt ab. »Wir hatten einen einzigen Berührungspunkt.« Sie habe im Urlaub in den USA damals eigentlich die »Washington Post« und die »New York Times« kontaktiert, doch die Zusammenarbeit habe nicht geklappt.

»Mir lief die Zeit davon«, sagt Manning, nur deshalb habe sie die Dokumente an WikiLeaks weitergegeben. Wie drastisch die Konsequenzen für sie sein würden, habe sie damals nicht geahnt. »Ich dachte, ich würde nur aus der Armee rausgeschmissen.« Angela Gruber





Prinz Harry bei einer Gedenkveranstaltung für gefallene Soldaten\*: Ins Leben gestürzt, im Fettnapf gelandet

KIRSTY WIGGLESWORTH / AP

# Sei ein Frosch

**Großbritannien** Die Märchenhochzeit von Prinz Harry mit der US-Schauspielerin Meghan Markle wird ein Weltspektakel. Über einen, der vergebens versuchte, ein normales Leben zu führen.

**S**elbst Prinzen müssen bisweilen Opfer bringen. Von Harry heißt es, er habe Bier und Burgern abgeschworen und halte es nun eher mit Quinoa und Kohl. Drei Kilogramm habe er schon abgespeckt, munkeln Hofberichterstatte. Seine Verlobte Meghan Markle habe ihn dazu gedrängt. Es soll halt alles perfekt sein, wenn die beiden demnächst ihr Jawort hauchen – und der halbe Globus dabei zuschaut.

Eine öffentlichere Hochzeit gab es noch nie. Bei Charles und Dianas Eheschließung sahen 1981 vergleichsweise läppische 750 Millionen Menschen zu. Wenn Prinz Harry und Meghan Markle heiraten, sollen es drei Milliarden werden. Und wenn stimmt, was die Macher einer Hochzeits-App errechnet haben, dann wird das Glück des Brautpaares nur noch von dem der Taschentuchindus-

trie übertroffen: Rund 300 000 Kilometer Zellstoff werden am 19. Mai um zwölf Uhr mittags die Tränen der Welt trocknen.

Es sind verrückte, entrückte Tage, die das Vereinigte Königreich seit dem vergangenen November erlebt. Damals gab der Königshof offiziell bekannt, dass die Beziehung mit der US-Schauspielerin Meghan Markle etwas Ernstes sei und daher bald geheiratet werde.

Seither vergeht auf der Insel kein Tag, ohne dass die Boulevardpresse die Öffentlichkeit mit neuesten Details über die Hochzeitstorte, das Hochzeitskleid, die Hochzeitskutsche beglückt. Die Nippes-Industrie flutet Touristenshops mit Harry-&-Meghan-Teelöffeln, Gedenkmünzen und Porzellan-

bechern. Künstler wetteifern mit Öl- und Wasserfarben, manchmal auch Teppichresten, um das schönste Porträt der Verlobten.

Und die Hoteliers in und um Windsor, wo die Hochzeitssause steigen wird, wittern das Geschäft ihres Lebens. Einzelne Bed-and-Breakfast-Zimmer wurden für 1600 Pfund angeboten. Pro Nacht. Nach konservativen Schätzungen wird dieser eine Eheschluss dem Land eine halbe Milliarde Pfund an Einnahmen beschern. Und endlich mal wieder positive Schlagzeilen.

Die Romanze von Harry und Meghan ist das Märchen, auf das die Briten in diesen tristen Zeiten gewartet haben. Während das Gesundheitssystem kollabiert, Häuser zu Mondpreisen gehandelt werden und die Regierung sich in einen quälenden Scheidungsprozess mit der Europäischen Union gestürzt hat, ist diese royale Eheschließung

\* Vor der Westminster Abbey in London am 9. November 2017.

eine willkommene Ablenkung selbst für hartgesottene Republikaner. Und dass nun ausgerechnet einer das Land verzaubert, der lange als hoffnungsloser Fall galt, macht die Geschichte noch wunderbarer.

Es ist ein langer Weg, den Prince Henry Charles Albert David Mountbatten-Windsor in 33 Jahren zurückgelegt hat. Er lässt sich ganz gut an den Etiketten ablesen, die ihm von klein auf angeheftet wurden: »Einsamer Prinz«, »Rüpel-Prinz« »Party-Prinz«, »Playboy-Prinz«, »Nackter Prinz« »Nazi-Prinz«, »Krieger-Prinz« – und jetzt eben Prinz der Herzen. So viele Prinzen-Rollen. Und dahinter doch nur: ein Mensch, dessen größter Wunsch es ist, »so normal wie möglich zu sein«.

Harry ist der Prinz, der wieder Frosch sein möchte.

Und den alle dabei beobachten.

Dass die Welt unter allen Umständen an seinem Leben Anteil nehmen würde, musste er auf die denkbar brutalste Weise lernen. Die Bilder hat fast jeder noch vor Augen. Wie der Zwölfjährige im viel zu großen schwarzen Anzug durch London läuft, vor sich den Sarg seiner Mutter Diana, neben und hinter sich mehr als eine Million stumme Zeugen. Das war im September 1997.

Wenig später begann, einen halben Erdball entfernt, in Meghans Heimat USA, ein Unternehmen namens Google seinen Aufstieg. Seither wird Privatheit neu definiert. Wer heute »Prince Harry« und »Diana« googelt, erhält rund zwei Millionen Treffer. Noch mehr gibt es mit der Kombination »Prince Harry« und »normal life«.

»Er spricht immer davon, Prinz zu sein sei das Päckchen, das er zu tragen habe«, sagt Duncan Larcombe. Der Journalist hat ein Buch über den Prinzen geschrieben, »Prince Harry – The Inside Story«. Larcombe kennt Harry und dessen älteren Bruder William seit 15 Jahren. Er gehört zu jener Nischenart von Reportern, die den Royals an jedem Ort der Welt auflauern und wie Seismografen jede ihrer Bewegungen aufzeichnen und deuten.

Larcombe und seine Kollegen von der »Sun« haben über Jahre bestens gelebt von Harrys Eskapaden. Sie waren es, die ihn 2005 vorführten, als er auf einem Kostümfest mit Hakenkreuzbinde und Rommel-Korps-Uniform feierte. Und sie waren es, die ihm Frauengeschichten an- und wieder abdichteten. Es ist wie eine Großwildjagd, und Larcombe ist gut darin.

Das Geschäft aber ist schwerer geworden mit der Zeit. Längst sind nicht mehr nur Leute wie er hinter dem Prinzen her, sondern ein riesiges Heer von Handyträ-

gern, vor dem es kein Entkommen gibt. Eine gewisse Tragik liege darin, findet sogar Larcombe: »Die sozialen Medien haben aus Harry den Gefangenen gemacht, den alle in Diana sahen – aber das mal zehn.«

So kam es, dass eine der bestdokumentierten Pubertäten aller Zeiten die eines Vertreters des Hauses Windsor ist. Die Welt sah zu, wie Harry soff und kiffte, sich prügelte, mit Freunden durchs Nachtleben zog und sich volltrunken die Kleider vom Leib schälte. Wie er also das tat, was man als Jugendlicher, als britischer zumal, so tut. Nur dass niemand sonst am nächsten Morgen den eigenen entblößten Hintern in der Zeitung entdecken muss. Er würde

bald 70 Jahren regiert, ist berüchtigt für seine Veränderungsresistenz. Rollenvorbild für die meisten Royals waren allzu lange ihre eigenen Duplikate bei Madame Tussauds: wächsern, hüftsteif, adrett. Der Kontakt mit dem gemeinen Volk fällt vielen noch immer schwer.

Und dann war da plötzlich dieser vogelwilde Rotschopf, der sich mit Leidenschaft ins Leben stürzte und dabei regelmäßig im Fettnapf landete. Einer, der als Sechster in der Thronfolge zwar nie König werden wird, aber das Zeug dazu hat, das Königshaus nachhaltig zu beschädigen. Der sein Recht auf Spaß einforderte, weil er das von seiner Mutter so gelernt habe – »es ist der Versuch, die Leere zu füllen«, sagt Harry.

Vermutlich haben seine Ausfälle dem Hause Windsor auch deshalb nie geschadet. Im Gegenteil. So sehr die Presse auch auf ihn einprügelte, die Menschen sahen in ihm meist nur die einsame Halbweise. Je mehr er über die Stränge schlug, desto mehr schien ihn das Volk zu lieben. Kein Brite ist derzeit populärer. Nicht Harry Potter. Und noch nicht mal Harrys Oma.

Das gilt erst recht in Windsor, eine Zugstunde westlich von London, wo die Oma lebt und manchmal auch der Enkel. Im dortigen Two Brewers Pub sitzen an einem Dienstagnachmittag Alex und Michael, Schotte der eine, Ire der andere, aber beide schon lange hier zu Hause. Im Kamin knistert ein gemütliches Feuer, die Flasche Chardonnay auf dem Tisch ist fast leer, als beide vom berüchtigsten Sohn der Stadt schwärmen.

»Harry ist einer von uns«, sagt der 59-jährige Alex. Und die Nazi-uniform? »Ein Ausrutscher.« Die Saufgelage? »Wer weiß, wie oft ich schon halb nackt durch die Gegend getorkelt bin.« Und dass er jetzt eine geschiedene Frau heiratet, sei überhaupt das Tollste: »Ich war schon fünfmal verheiratet, also da bin ich komplett auf Harrys Seite.« Die Umsitzenden nicken.

Die meisten Briten blicken tatsächlich auf zu dem Prinzen. Das war in den vergangenen Monaten überall dort zu beobachten, wo Harry seiner Verlobten das künftige gemeinsame Königreich zeigte. In Schottland, Wales und Nordirland jubelten sie dem Prinzen zu, der mit Obama befreundet ist, mit Usain Bolt um die Wette läuft und im Namen seiner Großmutter immer häufiger Commonwealth-Nationen bereist. »Königliches Zeug machen«, nennt er das.

Mit seinem Schalk, seinem rebellischen Verhalten und seinen Fehlritten hat Harry die britische Monarchie wie verse-



Verlobte Meghan, Harry: Finaler Akt der Auflehnung

viel darum geben, nicht mehr Prinz zu sein, sagte Harry 2007: »Ich würde wahrscheinlich in Afrika leben ... vermutlich wäre ich Safari-Guide.« Weit weg von allem. Vom Gejagten zum Jäger.

Stattdessen versteckte er sich für einige Jahre in der Armee, wo er als »Captain Wales« so etwas wie Gleicher unter Gleichen war. Dummerweise lief einmal eine Kamera mit, als der Prinz einen Kameraden im Scherz »unseren kleinen Paki-Freund« nannte. Schon war Harry der »Rassisten-Prinz«.

Für eine Monarchie sind das alles kleine Sargnägel. Zumal für die britische, die sich nur sehr langsam von dem Beben erholte, das der Tod Lady Dianas ausgelöst hatte. Der Hof von Königin Elisabeth II., die seit



hentlich im Alleingang entstaubt. Durch ihn wirkt sie frecher, unberechenbarer. Wenn schon nicht sein eigenes Leben, so hat er doch das Königshaus als Ganzes normalisiert.

»Ich fühle mich zwar immer noch, als würde ich in einem Goldfischglas leben, aber ich kann damit jetzt besser umgehen«, sagte er 2017 in einem »Newsweek«-Interview. Zusammen mit seinem Bruder William wollte er die britische Monarchie modernisieren. Beide nutzen dazu gezielt die sozialen Medien, von denen sie sich so lange bedrängt fühlten: Die Brüder haben 170 000 Facebook-Likes, 3,6 Millionen Instagram- und 1,3 Millionen Twitter-Follower.

Wie Lady Diana liebt Harry die großen und kleinen Tabubrüche, die Aufgabe der

Harry und sein Bruder William seien »ein gutes Zweigespann«, sagt der Historiker Steven Gunn von der Universität Oxford. In der Geschichte gebe es etliche Beispiele für Monarchien, die in Schiefelage gerieten, als sie den Kontakt mit den einfachen Leuten verloren. William und Harry hätten völlig neue Zugänge eröffnet. Die Rolle des jüngeren Prinzen sei dabei, »die gleichen Probleme zu haben wie andere junge Leute und das gleiche Vermögen, nach Fehlritten weiterzumachen«.

Ein Problem sehe er jedoch, sagt Gunn: »Wenn die Magie irgendwann ganz verschwinden sollte, könnten die Leute zu dem Schluss kommen, dass die Monarchie nichts Besonderes mehr ist.«

rassistisch unter anderem über Markles »exotische DNA« schrieben und damit auf ihre afroamerikanische Herkunft anspielten, handelten sie sich einen royalen Wutausbruch ein. Auch das hatte es vorher noch nie gegeben.

Für Harry ist Meghan, die er 2016 kennenlernte, vor allem ein Glücksfall. Und das nicht zuletzt, weil er hinter seiner schillernden, im Umgang mit der Presse erfahrenen Partnerin in Deckung gehen kann. In der Hierarchie des Königshauses werden die beiden – vermutlich als Herzog und Herzogin von Sussex – zwar nur eine untergeordnete Rolle spielen. Aber Menschen wie der Biograf Duncan Larcombe sind überzeugt, dass sie für die magischen Momente sorgen werden, wenn die Queen irgendwann nicht mehr sein sollte: »In Charles' Königreich werden sie der Sternenstaub sein.«

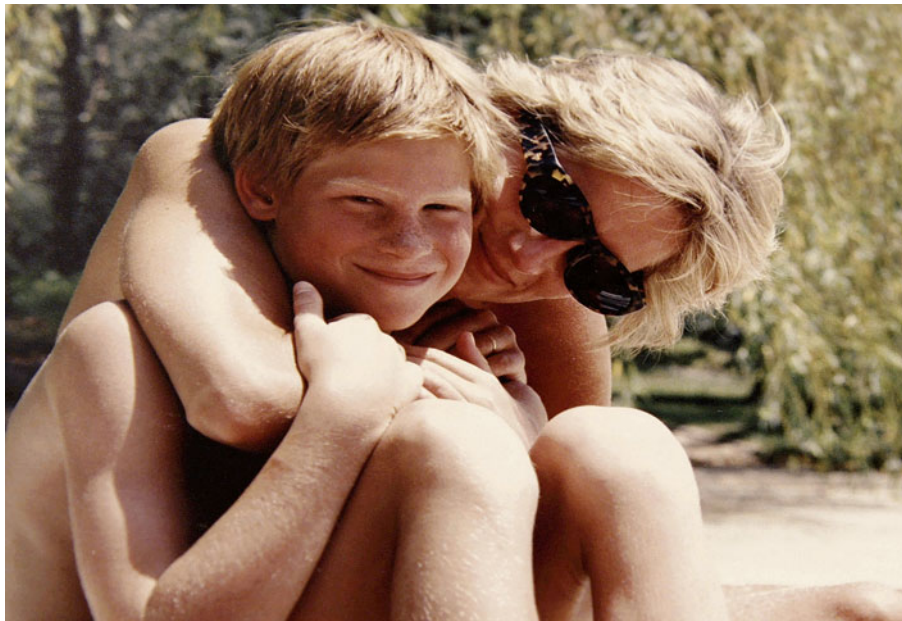
Bislang jedenfalls machen beide traumwandlerisch alles richtig. Bei ihren Touren durchs Land haben sie mit Besuchen von Jugend- und Sozialprojekten Akzente gesetzt, die die britische Regierung seit Langem vermissen lässt. Zu ihrer Hochzeit haben sie nicht nur Prominente aus aller Welt eingeladen, auch 1200 einfache Briten aus dem gesamten Königreich dürfen sie hautnah erleben. Auf Gäste aus der Politik, sogar die Obamas, verzichteten sie, auch um keine diplomatische Krise mit dem Mann im Weißen Haus auszulösen.

Allen anderen haben sie zugerufen, dass sie sich statt Geschenken Spenden an wohltätige Organisationen wünschen, darunter eine für Obdachlose – ein Hinweis darauf, was Harry und Meghan vom Versuch des Stadtrats in Windsor halten, zur Hochzeit alle Obdachlosen aus der Stadt zu vertreiben.

»Ein feiner Zug«, sagt der 45-jährige Keith, der an einem bitterkalten Frühjahrstag vor McDonald's auf der Thames Street hockt. So wie jeden Tag, seit sieben Jahren. Gleich gegenüber, hinter der steinernen Mauer des Schlosses Windsor, liegt die St George's Chapel, auf die sich am 19. Mai die Augen der Welt richten werden.

Sollte er Harry zufällig sehen, werde er ihn fragen, »ob er 20 Kröten für mich hat«, sagt Keith. Der Rest sei ihm egal. »Ich verstehe nicht, warum das so ein besonderer Tag sein soll. Das ist ein ganz normaler Typ, der eine ganz normale Hochzeit feiert.« Jörg Schindler

Mail: joerg.schindler@spiegel.de



Lady Diana mit Sohn Harry um 1996: Gefangene der öffentlichen Meinung

royalen Zurückhaltung: Als er im vergangenen Jahr öffentlich erzählte, dass er den Tod seiner Mutter nur dank therapeutischer Hilfe verarbeitet habe, jubelte die Psychiaterzunft, niemand habe dem Thema in den vergangenen Jahrzehnten einen größeren Dienst erwiesen. Mit der von ihm ersonnenen Sportveranstaltung »Invictus Games« hat er seine Landsleute auf das Schicksal im Krieg verwundeter Soldaten aufmerksam gemacht. Und vermutlich wissen viele Briten nur dank ihres Prinzen, dass es ein Land namens Lesotho gibt. Dort half er, die Kinderhilfsstiftung »Sentebale« zu gründen – übersetzt »Vergiss mich nicht«.

Kranke, Versehrt, Entwurzelte: Ganz bewusst folgt Harry dem Vorbild Dianas, über die er sagt: »Sie war einfach nur eine normale Frau, die meinen Vater geheiratet hat und dann die Königin der Herzen wurde – schlicht deshalb, weil sie ihre Stellung auf gute Weise genutzt hat.«

Eine Gefahr, die fürs Erste zumindest gebannt scheint, seitdem Harry seine Meghan fand. Ein finaler, im Grunde unerhörter Akt der Auflehnung gegen verstaubte monarchische Traditionen. Verkörpert die 36-Jährige doch vieles, was britische Traditionalisten verachten: Sie ist Amerikanerin, Schauspieler, geschieden und noch dazu emanzipiert. Meghan Markle streitet als Uno-Aktivistin für Frauenrechte oder gegen moderne Sklaverei. Sie ist damit das Gegenteil der braven Kate, die hinter ihrer Rolle als bloßer Gattin des künftigen Königs William mittlerweile nahezu verschwunden ist. Ganz so, wie es die Konvention verlangt.

Stellvertretend für alle Vorgestrigen ätzte der konservative »Spectator«: »Vor 70 Jahren wäre Meghan Markle die Art Frau gewesen, die sich der Prinz als Geliebte genommen hätte und nicht als Ehefrau.« Als andere Medien unverhohlen

Morph-Grafik  
Prinz Harry im  
Zeitraffer

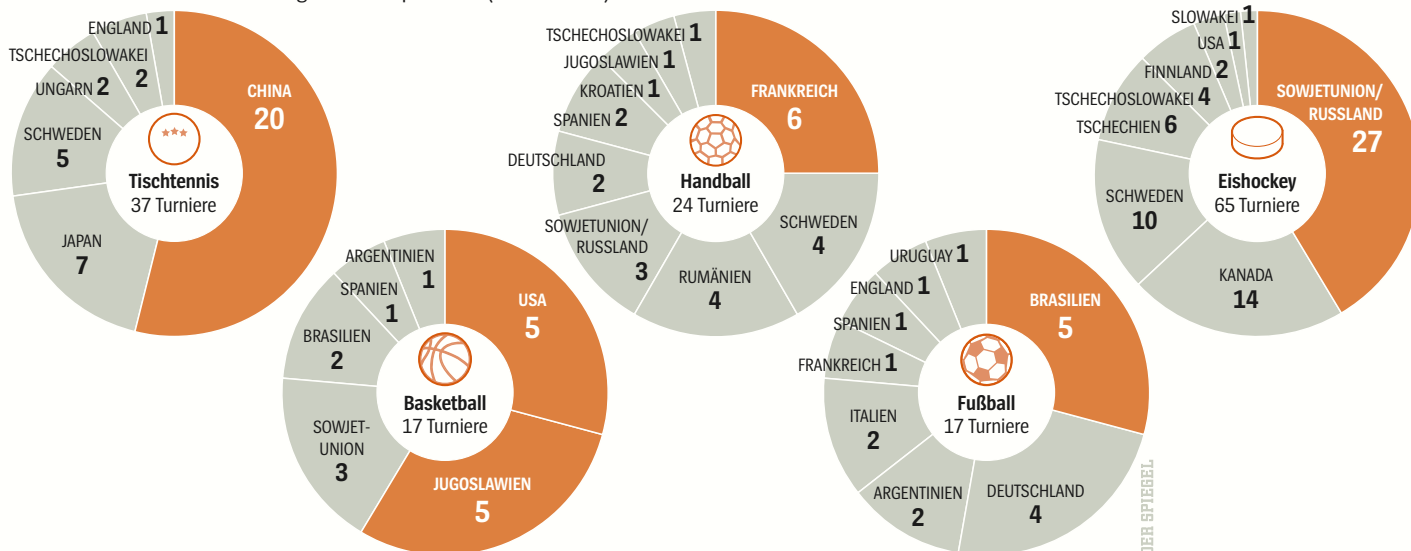
spiegel.de/sp192018harry  
oder in der App DER SPIEGEL



# Sport

Auch Beckenbauers Entourage wurde von der Sonne seiner Erfolge gewärmt. ► S. 100

Weltmeistertitel seit 1950 in ausgewählten Sportarten (Herrenteams)



**Chinas Tischtennispieler** haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten ihre Titelführerschaft dominiert, wie es selten zuvor einem anderen Land in einer der populären Sportarten gelungen ist. Zuletzt hat Schweden im Jahr 2000 die Mannschaftsweltmeisterschaft im Tischtennis gewonnen, danach siegten stets die

Männer aus China. Ähnlich erfolgreich waren sonst nur die Eishockeyspieler aus der Sowjetunion, die von 1963 an neunmal in Serie Weltmeister wurden. Auch die Basketballer der USA könnten wohl ihre Sportart beherrschen – wenn sie stets ihre besten Profis zu den Titelführerschaften abstellen würden.

Magische Momente

## »Wechselkleidung habe ich immer dabei«

Düsseldorfs Trainer Friedhelm Funkel, 64, über seinen sechsten Aufstieg



**SPIEGEL:** Sie kehren nach acht Jahren zurück in die Fußballbundesliga. Was bedeutet Ihnen dieser Aufstieg?

**Funkel:** Es ist sehr schön als Lohn für die harte Arbeit,

weil wir nicht zu den Favoriten gehörten und weil ich im März 2016 eigentlich zur Fortuna gekommen war, um den Absturz in die Drittklassigkeit zu verhindern.

**SPIEGEL:** Sind Sie eigentlich ein Feierbiest?

**Funkel:** Ich könnte sehr lange durchhalten, lasse das Team aber bewusst irgendwann allein weiterfeiern. Ohne mich sind die Jungs ausgelassener, und ich will auch gar nicht alles mitkriegen.

**SPIEGEL:** Was halten Sie von den üblichen Bierduschen?

**Funkel:** Ich bin kein Freund davon, bin aber mittlerweile gut darauf vorbereitet. Wechselkleidung habe ich immer dabei.

**SPIEGEL:** Welche Bausteine haben den Aufstieg möglich gemacht?

**Funkel:** Wir haben einen Vorsitzenden, der vieles umgesetzt hat, was ich mir gewünscht habe. Die Neuverpflichtungen schlugen sportlich wie menschlich ein, die Mischung aus jungen und erfahrenen Spielern stimmt, mit neun Siegen aus den ersten elf Spielen hatten wir einen



Düsseldorf-Profis am vorigen Samstag

super Start, und aus Schwächen haben wir die richtigen Schlüsse gezogen.

**SPIEGEL:** Und abseits des Platzes?

**Funkel:** Es gibt keine Eifersüchteleien, und auch im Trainerteam sind wir auf einer Wellenlänge. Die Führung einer Mannschaft ist ein komplexes Thema, und wenn die Chemie nicht stimmt, dann bringen selbst Weltklassemannschaften nichts. Das hat sich ja auch bei Bayern München gezeigt.

**SPIEGEL:** Sie spielen auf Carlo Ancelotti und Jupp Heynckes an?

**Funkel:** Mit seiner Art hat Jupp die Bayern wieder stark gemacht. Fußballer sind auch nur Menschen. Die wollen gestreichelt werden, brauchen aber auch mal einen Tritt in den Hintern. In den 27 Jahren meiner Trainertätigkeit habe ich mit Spielern nie Probleme gehabt.

**SPIEGEL:** Sie werden kommende Saison der älteste Trainer der Liga sein.

**Funkel:** Na und? Die Diskussion um alte und junge Trainer nervt mich. Es gibt keine alten und jungen Trainer – es gibt nur gute und schlechte. Alle müssen kurzfristig Ziele erreichen, und wenn der Erfolg ausbleibt, werden wir zur Verantwortung gezogen. PK



# Bunter Mond

**Fußball** Acht Spielfelder, ein Schwimmbad und Essen vom Sternekoch – in der Talentakademie des FC Bayern sollen die Stars der Zukunft heranwachsen. Die Kandidaten der Kaderschmiede träumen von der großen Karriere – und haben keinen Plan B.



DIETER MAYR / DER SPIEGEL

**Nachwuchsspieler Denk im Waschraum des FC Bayern Campus:** »Lauf dem Geld nicht hinterher«

**W**enn ich die Spieler in der Bundesliga sehe, denke ich mir immer, dass ich das auch schaffen will. Und die Chance ist da. Ich bin schon so weit gekommen.«

An einem Samstag im Februar hat Luca Denk bereits viel getan für seinen Traum. Der 15-Jährige wohnt im Internat der Talentakademie des FC Bayern München. Er ist früh aufgestanden, war im Krafraum, beim Physiotherapeuten, er hat zum Frühstück in der Mensa Obst und Müsli gegessen. Mit Nüssen. Nüsse sind gut. Das Öl in Walnüssen soll das Immunsystem stärken, das Öl der Haselnuss den Muskelaufbau fördern, so steht es auf den Infotafeln an der Müslitheke.

Das Nachwuchsleistungszentrum des FC Bayern liegt am nördlichen Stadtrand Münchens, sechs Rasenplätze, zwei Kunstrasenplätze, eine Trainingshalle, ein Stadion für 2500 Zuschauer. Es gibt ein Schwimmbad, eine Arztpraxis, Massageräume, ein Fitnesscenter. Das Essen in der Mensa wird von einem Team des Sternekochs Alfons Schuhbeck zubereitet.

Die Anlage hat den Verein rund 100 Millionen Euro gekostet, fast doppelt so viel wie Corentin Tolisso, der teuerste Einkauf der Bayern-Geschichte. Zur offiziellen Eröffnung des Campus im Sommer kam Horst Seehofer, es spielte eine Blaskapelle, und Präsident Uli Hoeneß erklärte, im Zeitalter eskalierender Transfersummen werde der Klub seine Stars künftig einfach selbst ausbilden. Mia san mia.

Luca Denk aus Döckingen in Mittelfranken wurde als einer der Ersten für dieses Experiment ausgewählt. Er wohnt seit Juli 2017 in einem Zimmer im ersten Stock des angeschlossenen Internats, zwölf Quadratmeter, ein Schreibtisch, ein Schrank, ein kleiner Sessel, FC-Bayern-Bettwäsche, Dusche. Fernseher ist nicht erlaubt. Auf einem Regal steht ein Foto seiner Eltern, die er nur noch selten sieht.

Denk ist ziemlich groß für sein Alter, 1,84 Meter. Er spielt in der U16, zentrales Mittelfeld. Bei den Profis des FC Bayern ist der spanische Nationalspieler Thiago Alcántara auf dieser Position gesetzt.

Er würde sich nie mit Thiago vergleichen, sagt Denk mit dünner Stimme. Fünf- bis siebenmal in der Woche hat er Training. Am Samstag und manchmal auch am Sonntag sind Spiele, drei Wochen im Jahr ist frei. Die Schule, die Denk besucht, liegt ganz in der Nähe des Campus. Er fährt mit dem Bus, für die Bayern-Akademie wurde eigens eine Haltestelle eingerichtet. Denk will nächstes Jahr den Realschulabschluss machen. Wenn er einmal Probleme in einem Fach hat, organisiert der Schulbeauftragte des Campus die Nachhilfe. Wenn seine Beine vom Training schwer sind, steigt er im Fitnesszentrum in ein Kühlbecken,



**FC Bayern Campus in München:** Nachschub für den Kommerzfußball

um seine Muskulatur zu regenerieren. Wenn er mal was anderes sehen will als Fußball, kann er in der Players Lounge Billard spielen. Wenn Denk jemanden zum Reden braucht, stehen ihm ein Pädagoge oder ein Sportpsychologe zur Verfügung.

Fehlt ihm irgendwas?

»Freunde, die Familie«, sagt Denk, aber er komme schon klar.

Alle deutschen Profiklubs müssen nach einer Auflage des Deutschen Fußball-Bundes ein Nachwuchsleistungszentrum (NLZ) unterhalten. An 54 Standorten, die unterschiedlich aufwendig ausgestattet sind, wird der Nachschub für den Kommerzfußball herangezogen. Man kann sich dort nicht einfach anmelden und mittrainieren, man wird berufen. Wer zu den Auserkorenen gehört, bekommt die beste Ausbildung, die man sich als Fußballer vorstellen kann. Aber wenn die Trainer meinen, ein Spieler sei nicht mehr gut genug, muss dieser die Traumfabrik wieder verlassen.

Es werden viele Herzen gebrochen in deutschen Talentakademien.

Für Jugendliche, die in einem NLZ trainieren, ist Fußball nicht mehr nur ein Spiel. Denk hat bereits einen Spielerberater, einen Ausrüstervertrag und einen Profileintrag bei Transfermarkt.de. Es geht für ihn jeden Tag darum, sich zu beweisen, die Trainer zu überzeugen, Erwartungen zu erfüllen, den nächsten Schritt zu machen.

Cenk Durgut, 19, hat auch mal gedacht, dass er das hinkriegen würde. Der Junge mit den großen, dunklen Augen sitzt in einem vietnamesischen Restaurant in Hamburg und trinkt Minztee.

Mit 13 Jahren kam er ins Nachwuchsleistungszentrum des FC St. Pauli. Durgut trainierte wie verrückt. Der neue Werbeslogan der deutschen Nationalmannschaft lautet: »Best never rest«. Für ihn galt dieses Motto schon damals. »Ich war extrem

ehrgeizig und sehr diszipliniert.« Die Trainer schwärmten von ihm. Junge, sagten sie, du kannst es wirklich schaffen.

Aber irgendwann sei er nur noch »dauererschöpft« gewesen. Vielen Jungs aus dem NLZ sei es ähnlich gegangen. »Wir saßen oft in der Kabine und hatten alle keine Lust mehr. An ganz schlechten Tagen habe ich mich gefragt, ob es das alles wert ist.« Eines Tages verletzte sich Durgut. Er stürzte auf die linke Schulter. Operation. Sechs Monate Pause. Er kämpfte sich zurück. Aber die Leichtigkeit war weg. Ihn plagte die Angst, dass er sich wieder verletzen könnte. Er schmierte in der Schule ab. Irgendwann hatte er keine Energie mehr. Er ging zu seinem Trainer und sagte, dass er aufhören werde.

Seinen Abschied empfindet Durgut noch heute als Befreiungsschlag. »Ich konnte an dem Abend früh schlafen gehen, bin am nächsten Morgen fit aufgewacht. Das kannte ich gar nicht mehr. Ich hatte plötzlich Zeit für Freunde, Familie. Das Leben hat sich plötzlich wie ein einziger Urlaub angefühlt.«

Inzwischen studiert er Jura in Bielefeld. Seine Fußballsachen liegen im Keller. In einem blauen Sack.

War er nicht gut genug? Nicht hart genug? Nicht besessen genug?

Profiklubs betreiben einen absurden Aufwand, um die besten Spieler zu bekommen. Heerscharen von Scouts suchen in Dorfvereinen und bei regionalen Sichtingsturnieren nach Perlen. Reiche Vereine werben bei weniger reichen Toptalente ab, mal mit Geld, mal mit riesigen Versprechungen. Europäische Großklubs haben Abkommen mit sogenannten Farmteams in Asien, Afrika und Südamerika, die ihre besten Nachwuchsspieler nach Europa schicken.

Laut Fifa-Regularien ist es untersagt, Fußballer unter 18 Jahren aus dem Aus-



land in ein Internat zu locken. Bei einem Wechsel innerhalb der EU müssen sie mindestens 16 sein. Real Madrid oder der FC Barcelona zielen dennoch bereits auf 12-Jährige, die besondere Anlagen zeigen. Die Vereine holen die Kinder samt Familie nach Spanien und behaupten anschließend, der Umzugswunsch sei allein von den Eltern ausgegangen.

Wenn die Klubs in einem Kicker einen neuen Ronaldo sehen, sind sie bereit, hohe Summen zu investieren. RB Leipzig wollte im Januar für einen 16-jährigen Stürmer namens Umari Embalo von Benfica Lissabon 15 Millionen Euro bezahlen. Der Deal platzte, weil dem Agenten des Jungen das Angebot nicht gut genug war.

Auf dem FC Bayern Campus trainieren elf Mannschaften, von der U9 bis zur U23. Im Internat ist Platz für 60 Spieler, derzeit sind 32 Zimmer mit Fußballern belegt. Luca Denk wechselte vom 1. FC Nürnberg nach München, seine Zimmernachbarn kommen aus Trier und Rostock, aus Luxemburg, Österreich und Holland. Ein Stürmer wurde aus Südkorea hierher verpflanzt, er heißt Jeong Woo Yeong, ist 18 Jahre alt, dünn wie ein Langstreckenläufer, versteht kaum ein Wort Deutsch und soll schon über 100.000 Euro im Jahr verdienen.

An einem Wochenende Mitte Februar trifft die U16 des FC Bayern in einem Testspiel auf Manchester United. Es ist saukalt. Auf Höhe der Mittellinie verfolgt ein Dutzend Männer mit Notizblöcken die Partie, es sind Scouts anderer Vereine und Spielerberater. Die Stürmer aus Manchester sind peilschnell. Ein Innenverteidiger der Bayern verteilt Bälle mit der Ruhe und Genauigkeit eines Jérôme Boateng. Die Notizblöcke der Männer klappen auf und zu.

Raphael Ott, der Agent von Luca Denk, hat sich einen dicken Schal um den Hals gewickelt. Der ehemalige Bayern-Ligaspieler, der in Salzburg Sportmarketing studiert hat, arbeitet für die Agentur Karl M. Herzog Sportmanagement. Ott ist spezialisiert auf den Nachwuchsfußball, hat ein gutes Auge für Talente. Aber die Konkurrenz ist groß. Allein auf dem FC Bayern Campus sind über ein Dutzend Agenturen aktiv. Manche von ihnen steuern bereits Zwölfjährige an, um sie zu verpflichten.

Spieleberater gelten in vielen Akademien als Plage. Sie brächten den Kids keinerlei Nutzen, seien nur auf eine fette Provision aus. Ott sagt: »Es ist wichtig für die Spieler und deren Eltern, jemanden zu haben, der den Markt kennt.« Kürzlich flog einer seiner Klienten aus einem NLZ raus, weil er mehrfach unentschuldig das Training versäumt hatte. Ott und sein Chef Herzog brachten den Spieler umgehend in einer anderen Akademie unter.

Das Testspiel gegen Manchester plätschert so dahin. Ott geht ins »Vereinsheim«, ein Bistro neben dem Hauptein-

gang, um sich aufzuwärmen. Er ist viel unterwegs. Er sagt, es gebe eine Menge junger Fußballer mit einem riesigen Potenzial. Aber auch sehr viele, die sich überschätzten, vor allem beim FC Bayern.

Jochen Sauer, der Campusleiter, sitzt in seinem Büro im Internatsgebäude, draußen auf der Anlage sind die Flutlichter angegangen, das Vereinswappen des FC Bayern leuchtet am Campusstadion wie ein bunter Mond.

Sauer ist Jurist, arbeitet Förderverträge aus, plant mit den Coaches die Kader und führt regelmäßig Perspektivgespräche mit den Fußballern und ihren Familien, was manchmal anstrengend ist. Er erlebt Spieler, die schon mit einem Waschbeutel von Gucci und dem Ego eines Arjen Robben herumlaufen, Väter, die nach ein paar passablen Spielen des Sohnes über Geld und einen neuen Vertrag reden wollen.

Was ist eigentlich los mit den Leuten? Sauer versteht dieses Anspruchsdenken nicht. Nur die allerwenigsten Spieler, die in einer Akademie ausgebildet werden, sind tatsächlich gut genug für einen Profikader. In der Regel gelingt einem Spieler pro Jahrgang der Sprung in den Bezahlfußball.

Sauer erlebt es immer wieder, dass Spieler zum Training der Profis eingeladen werden und sich erst einmal an das Tempo bei den Stars gewöhnen müssen. Das Einzige, was Sauer den Talenten auf dem Campus versprechen kann, ist: »Wer bei uns ausgebildet wird, der spielt in jedem Fall gut genug für die Regionalliga.«

Vierte Liga. Würde ihm das reichen?

»Hm«, sagt Luca Denk.

An einem Donnerstagabend trainiert die U16 auf einem der Campus-Rasenplätze. Zwei Teams spielen auf einem verkleinerten Feld gegeneinander, nur eine Ballberührung ist erlaubt. Bei U-16-Spielern könne man noch nicht sehen, welcher Fußballer das Zeug zum Profi habe, sagt Cheftrainer Danny Schwarz, aber man könne

erkennen, »wer es nicht schafft«. Wenn ein Spieler Schwächen bei der Ballannahme hat, nicht gut. Wenn einer Zweikämpfe verliert, weil er nicht schnell genug ist, ganz schlecht.

Die Schnelligkeit ist ein entscheidender Faktor. Schwarz misst regelmäßig, wie fix seine Spieler unterwegs sind. Wer die 30 Meter in 3,7 Sekunden läuft, ist sehr gut. Wer 4,0 Sekunden braucht, ist gut. Wer 4,4 Sekunden benötigt, ist zu langsam. »Da muss eine Steigerung kommen, sonst hat der Spieler ein Problem, egal wie gut der kicken kann.«

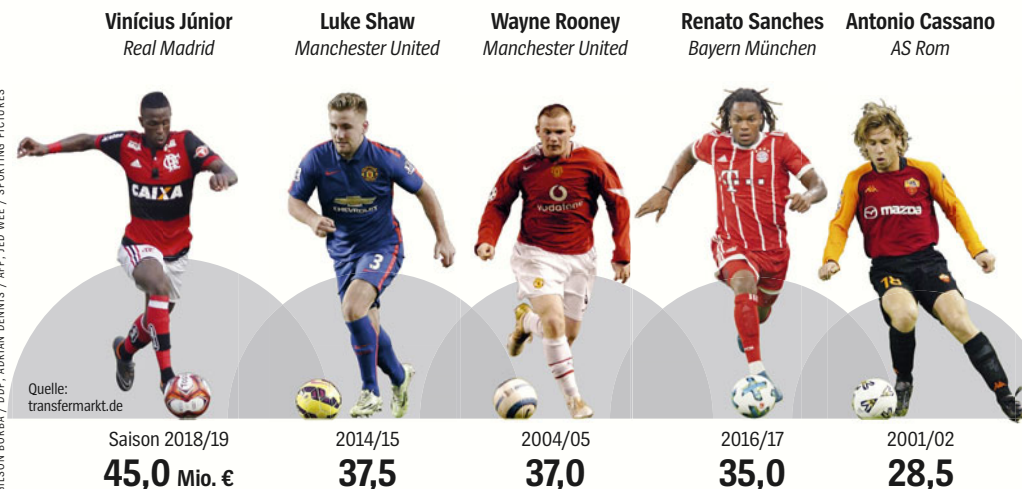
Schwarz war früher selbst Profi, beim VfB Stuttgart, bei 1860 München. Er weiß, wie sehr die Spieler für ihren Traum brennen. Man merkt Schwarz an, dass er seine Jungs mag. Das macht für ihn den Job nicht leichter. Im April und Mai ist die Zeit, in der in den Nachwuchsleistungszentren ausgesiebt wird. Schwarz sagt: »Es fließen immer Tränen.«

Das NLZ des FC St. Pauli ist nicht halb so groß wie das des FC Bayern und nicht so schick, aber man lernt auch hier, wie man richtig Fußball spielt. Roger Stilz leitet die Einrichtung seit Sommer 2016. Er sagt, der Moment des Abschieds aus einer Akademie sei für jeden Spieler bitter. »Und keinem Verein gelingt das Tschüsssagen auf die gute Art, denn die Botschaft bleibt am Ende dieselbe.«

Wenn es für einen Spieler nicht weitergeht, versucht Stilz, es »immer direkt und ehrlich« zu kommunizieren: »Du bist ein toller Junge, du konntest hier viel mitnehmen, aber es zeichnet sich ab, dass wir dich sportlich nicht weiter mitnehmen können.« Die Reaktionen seien immer unterschiedlich. Einige bedanken sich für die Offenheit, andere hadern: Ich spiele einfach nur auf der falschen Position.

Der ehemalige Profifußballer Uwe Harttgen, der nach seiner Karriere Psychologie studierte, hat ein Buch über die Talent-

## Die teuersten Transfers von bis zu 18-jährigen Nachwuchsspielern



GILSON BORRA / DDP, ADRIAN DENNIS / AFP, JED WEE / SPORTING PICTURES



FC BAYERN / GETTY IMAGES

**Fitnesszentrum der Bayern-Talentakademie:** Fünf- bis siebenmal die Woche Training

förderung geschrieben. Es basiert auf einer Studie, für die er mit Kollegen Nachwuchsspieler bei Profiklubs anonym befragt hat. Dabei kam heraus, dass fast alle nur auf das eine Ziel fixiert waren: die Bundesliga, die ganz große Bühne. Harttgen fragte die Spieler, wie sie reagieren würden, wenn sie es nicht schaffen würden. Es kamen Antworten wie: »An das denke ich gar nicht«, »dann habe ich versagt«, »dann hat das Leben keinen Sinn«.

2014 kam es in einem Nachwuchsleistungszentrum in Süddeutschland zu einer Katastrophe, ein Spieler nahm sich das Leben, kurz nachdem die Trainer ihm gesagt hatten, dass es für ihn in der Akademie nicht weitergehen werde. Der Fall bewegt die Mitarbeiter bis heute. Wie konnte es dazu kommen? Sie hatten mehrfach Gespräche mit dem Jugendlichen geführt, um ihn auf den Abschied vorzubereiten.

Der Leiter des NLZ erzählt, bei dem Jungen sei viel zusammengekommen,

Druck von außen, die eigenen Erwartungen, die Pubertät. Das Ausmaß der Verzweiflung habe niemand absehen können.

Wie wichtig ist der Fußball? Wann wird der Wunsch, Profi zu werden, für ein Kind zur Obsession?

Die Psychologin Caja Schöpf, eine ehemalige Weltcupteilnehmerin im Freestyle-Skilaufen, arbeitete von 2014 bis 2017 im Nachwuchsleistungszentrum der TSG Hoffenheim. Zum Trainerstab gehörte damals Julian Nagelsmann. Ihr Job war es, die Spieler einerseits mental stärker zu machen, andererseits »die Jungs in Balance zu bringen«.

Schöpf befragte die Fußballer im Rahmen der Persönlichkeitsbildung nach ihrem Selbstbild, oft kam zurück: »Nett, freundlich, Familientyp.« Super, bleibt so, gab sie zurück. »Aber bitte nicht auf dem Platz. Nett reicht da nicht, schon gar nicht für ganz oben.«

Schöpf fiel auf, wie geschlaucht die Jugendlichen waren. Manche klagten über

Kopfschmerzen und Schlafstörungen. Sie versuchte, die Spieler aus ihrem Alltag herauszuholen, ging mit ihnen wandern, organisierte Kochkurse. Und immer und immer wieder bimste sie ihren Schützlingen ein, nicht nur auf den Fußball zu setzen, sondern »einen Plan B und C parat zu haben, denn man weiß nie, was kommt«.

Luca Denk hat ein großes Vorbild: Paul Pogba, den Superstar von Manchester United. Denks Lieblingsverein ist der FC Bayern, hier wolle er später unbedingt als Profi spielen.

Er schlendert im dicken Anorak vom Internat ins Campusstadion, es gibt dort ein Spiel der Uefa Youth League. In diesem Wettbewerb wird die Champions League für den Nachwuchs der internationalen Topklubs quasi simuliert, inklusive aufwendiger Reisen zu Auswärtsspielen und TV-Übertragungen. Ein Trainer sagt: »Spätestens hier wird den Jungs komplett der Kopf verdreht.«

Die U19 des FC Bayern spielt gegen Real Madrid. Uli Hoenes verfolgt die Partie in einer Loge, zur Delegation aus Spanien gehört der ehemalige Weltstar Raúl. Es gibt Fangesänge, die Spielerberater und Scouts sind auch wieder da. Die Fußballer geben alles, sie kämpfen für ihren Traum. Die Spieler aus Madrid, die am Ende 3:2 gewinnen werden, haben bereits ihren Namen auf dem Trikot. Sie heißen Ramos, Zabarte, De la Fuente, Calderón, Fernández, Gómez. Muss man sich diese Fußballer merken? Oder verschwinden sie bald in der Versenkung?

Aus dem Nachwuchs des FC Bayern schaffte es in den vergangenen Jahren kein Spieler dauerhaft in den Profikader des Rekordmeisters. Die Campusmitarbeiter müssen hoffen, dass der künftige Bayern-Trainer Niko Kovač auf die Jugend setzt, ansonsten hätte die Akademie, die jedes Jahr eine zweistellige Millionensumme verschlingt, keinen Sinn.

Die Trainer auf dem Campus meinen, der 2003er-Jahrgang sei vielversprechend. Es ist der Jahrgang von Luca Denk. Er sitzt auf einer Couch im Akademiegebäude, auf seiner Trainingsjacke prangt das Vereinswappen des FC Bayern. Sein Fördervertrag läuft bis 2022, im ersten Jahr bekommt er monatlich 300 Euro. Alles okay, er sei zufrieden. Sein Berater hat ihm gesagt: »Lauf dem Geld nicht hinterher, es wird irgendwann dir hinterherlaufen.«

Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Als das Gespräch vorbei ist, steht Denk auf und humpelt davon. Um sein rechtes Knie hat er eine Manschette. Im Januar ist ihm bei einem Hallenturnier ein Kreuzband gerissen. Seine Ärzte sagen, im Sommer könne er wieder ins Training einsteigen. Gerhard Pfeil, Antje Windmann



MAGICS, MARKUS ULMER / ACTION PRESS, SILVIA IZQUIERDO / PICTURE ALLIANCE, GETTY IMAGES



# Schamlos

**Funktionäre** Bislang unbekannte Dokumente belegen: Der DFB hat über Jahre sowohl den Manager als auch den Finanzberater von Franz Beckenbauer bezahlt.

**M**arcus Höfl ist kein Mann für alltägliche Fälle. Wer die Website seiner MHM-Group besucht, den versucht der gelernte Kommunikationswirt mit einem großspurig-holprigen Satz zu ködern: »Wir vermitteln nicht, sondern wir gestalten.«

Worauf der Sportvermarkter Höfl sein Selbstbewusstsein offenbar stützt, wird Sekunden später klar. Auf der Homepage schiebt sich Franz Beckenbauer ins Bild, der Fußballkaiser, den Höfl seit 15 Jahren vertritt und der den Netzauftritt der MHM-Group dominiert wie der FC Bayern München die Bundesliga. Eher kurz sieht man eine weitere Klientin Höfls: seine Ehefrau, die Skilegende Maria Höfl-Riesch, bevor der Kaiser wieder alles überstrahlt: im Bayern-Dress, mit Meisterschale und Siegerblick.

Seit 2003 ist Marcus Höfl an Beckenbauers Seite. Zunächst als Assistent, später als Manager einer Lichtgestalt, die unantastbar war und dafür gesorgt hat, dass auch seine Entourage von der Sonne seiner Erfolge gewärmt wird.

Wie schamlos Beckenbauer dabei vorgeht, zeigen bislang unbekannte Abrechnungsunterlagen des Deutschen Fußball-Bundes (DFB). Sie belegen, in welchem Maße der Kaiser den DFB finanziell ausgenommen hat – als Präsident des Organisationskomitees (OK) für die WM 2006 und als Mitglied des Exekutivkomitees des Weltfußballverbands Fifa.

Im Herbst 2016 hatte der SPIEGEL enthüllt, dass Beckenbauer, von dem es bis dahin geheißsen hatte, er habe ehrenamtlich für das WM-OK gearbeitet, für seine Tätigkeit üppig entlohnt worden war: mit 5,5 Millionen Euro, Geld eines Sponsors, das offiziell für die WM-Kasse bestimmt war.

Wie aus den Dokumenten nun hervorgeht, haben der DFB und sein WM-OK auch Beckenbauers Privatmanager Höfl und seinen Finanzberater Wilfried Krebs über Jahre freigehalten – mit hohen sechsstelligen Summen für Arbeiten, die mit dem DFB oder der WM wohl wenig bis nichts zu tun hatten.

Den Papieren zufolge erhielt Krebs in den Jahren 2003 bis 2006 insgesamt 546 000 Euro vom WM-OK – als »pauschale Abgeltung der Personalkosten und Büroinfrastrukturkosten«. Angeblich habe OK-Präsident



**Geschäftspartner Höfl, Beckenbauer\*:** »Wir vermitteln nicht, sondern wir gestalten«

Beckenbauer »administrative Unterstützung« an »seinem Wohnort in Kitzbühel« gebraucht, wie es in den Unterlagen heißt.

Doch das war allem Anschein nach eine Mogelpackung. Krebs selbst hatte in seinem dem DFB übersandten Vertragsentwurf eine umfassende Wirtschafts- und Rechtsberatung für Beckenbauer als Zahlungsgrund genannt – und damit Leistungen, die von OK-Mitarbeitern erbracht werden konnten.

Konfrontiert mit diesen Zahlungen, gibt sich die aktuelle DFB-Spitze ahnungslos: Man wisse nicht, »auf welcher Grundlage die Summe damals berechnet wurde«. Gleiches gelte »für die Formulierungsfindung des Vertragsgegenstands«. Im Klartext: Auch wenn die OK-Funktionäre damals gemauschelt haben – ist uns das heute ziemlich egal.

Ebenso anrühlich ist der Vertrag, den der DFB im März 2007 mit Beckenbauers Manager Höfl schloss. Für die »Unterstützung« Franz Beckenbauers »als Mitglied des FIFA Exekutiv Komitees« garantierte der Verband dessen privatem Berater ein »monatliches Pauschalhonorar von 10 000 Euro«, plus 25 000 Euro für die »Erstausrüstung des Büros«.

Ein Privileg, das Theo Zwanziger und Wolfgang Niersbach, Beckenbauers Nachfolger im Exekutivkomitee der Fifa, nicht hatten, wie der DFB einräumt: »Mit Blick auf ihre internationalen Ämter« hätten beide nur »Unterstützung durch jeweils einen hauptamtlich in der DFB-Administration angestellten Mitarbeiter« gehabt. Die Frage, warum es beim Duo Beckenbauer/Höfl anders lief, ließ der DFB unbeantwortet.

Mehr als 400 000 Euro hat Höfl, dem Vertrag zufolge, bis zu Beckenbauers Abschied aus dem Exekutivkomitee im März 2011 kassiert. Allzu viel arbeiten musste er dafür offenbar nicht: Zu seinen Pflichten zählten die »Veranlassung der Vorbereitung von Entscheidungsunterlagen« oder die »Beschaffung von Sitzungsunterlagen«.

Wie großzügig die DFB-Spitze war, wenn es galt, Beckenbauer zu charismieren, zeigt ein weiteres Beispiel aus dem Jahr 2006. Obwohl der Kaiser für sein Wirken im WM-OK üppig entlohnt worden war, überwies der DFB noch einmal rund 600 000 Euro an die Franz-Beckenbauer-Stiftung – als Prämie »für acht Jahre ehrenamtliches Wirken im Sinne der WM«, wie es in den Unterlagen heißt.

Rafael Buschmann, Jürgen Dahlkamp, Gunther Latsch, Jörg Schmitt

\* Mit Höfls Ehefrau Maria Höfl-Riesch bei einer After-Golf-Party im September 2014 in Going bei Kitzbühel.



# Capital

WIRTSCHAFT IST GESELLSCHAFT

05

Mai 2018  
8,50 EURO

Österreich, Benelux: 9,90 Euro  
Schweiz: 14,00 sFr.  
Italien, Spanien: 11,00 Euro



**UHREN-  
SPEZIAL**

Die neuen Modelle,  
die größten  
Innovationen  
Seite 136

**FACEBOOK-SKANDAL**

Das jähe Ende  
der Tech-Euphorie

**CONTAINER-PLEITE**

Tausende Anleger  
zittern – wer haftet?

**JETZT IM  
HANDEL**

## DIE 100 BESTEN LAGEN DEUTSCHLANDS

Immobilienpreise, Wirtschaftskraft, Demografie –  
welche Gemeinden die aussichtsreichste Zukunft haben  
und wo sich ein Kauf lohnt

**DAS GANZE SEHEN –  
MIT CAPITAL.**

# Capital

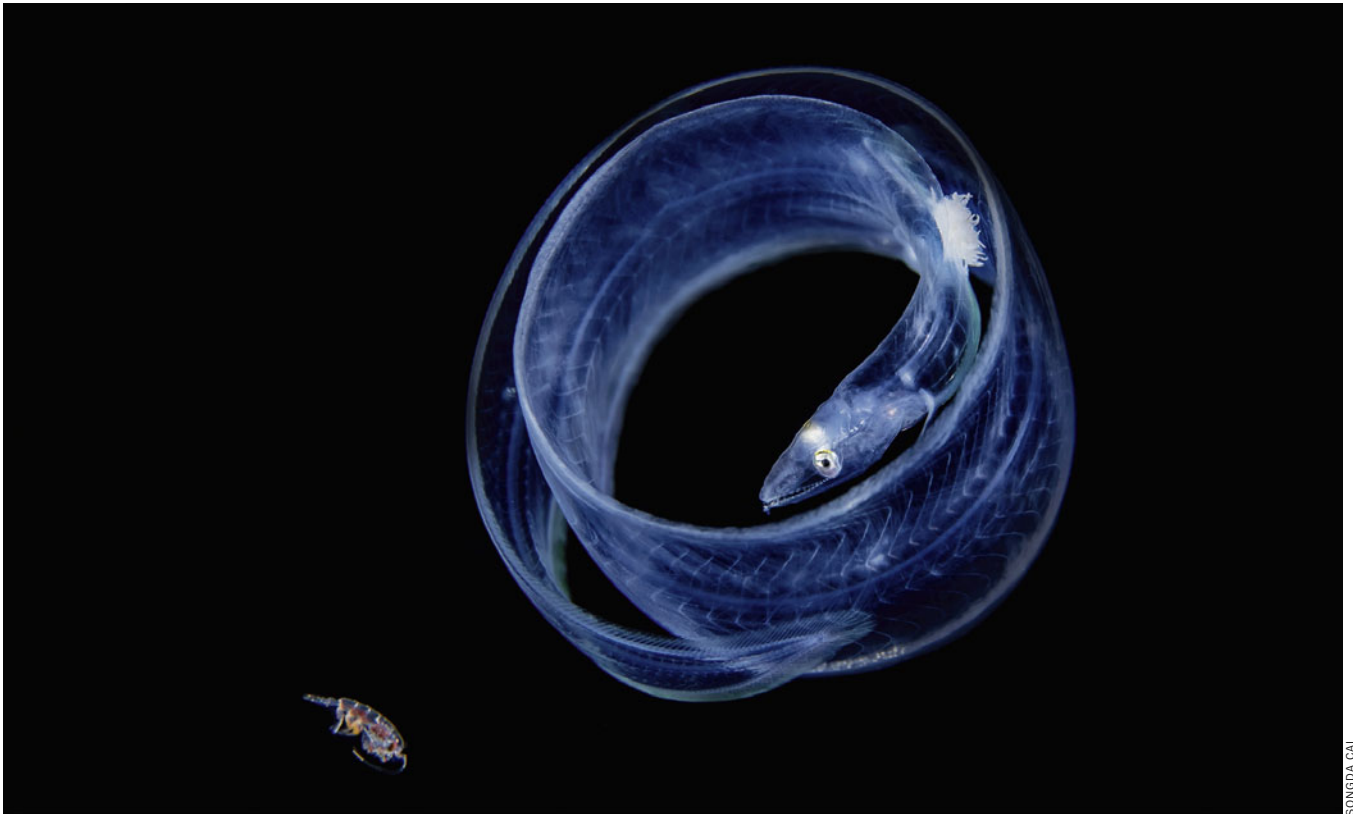
WIRTSCHAFT IST GESELLSCHAFT





# Wissenschaft+Technik

Wie wir uns immer noch gern fühlen: als Überlebende. Stolz, deutsch und ängstlich. ► S. 104



**Perfekte Blitztechnik** bringt diesen jungen Meeraal und seine potenzielle Beute, ein Krebstierchen, vor den Philippinen zum Leuchten. Noch befindet sich das zarte Geschöpf im »Weidenblatt«-Larvenstadium, ausgewachsen können manche Meeraale eine Länge von bis zu drei Metern erreichen. Entsprechend vergrößert sich ihre Lieblingspeise: Sie stehen dann auf große Fische und Kalmare. Der chinesische Fotograf Songda Cai gewann mit dem Bild einen zweiten Preis beim »Underwater Photographer of the Year«-Wettbewerb.

## Einwurf

### Adieu, Friedrich Wilhelm

Warum die Unterschrift in der modernen Geschäftswelt ein Anachronismus ist

Diese Nachricht trifft Traditionalisten ins Herz: Die großen Kreditkartenanbieter Visa und Mastercard haben in Nordamerika gerade damit begonnen, auf die handgeschriebene Signatur zur Authentifizierung von Transaktionen zu verzichten; American Express sogar weltweit. Im 21. Jahrhundert, so glauben die Unternehmen, taugt der sogenannte Friedrich Wilhelm als Nachweis der Identität nicht mehr. Für Kulturpessimisten und konservative Fortschrittsverächter ist das ein Schlag. Gilt nicht die Unterschrift seit dem Barock als Ausweis und höchste Beglaubigung des Individuums?

Genau da beginnt das Problem. Im modernen Geschäftsverkehr ist der hingekritzelte Name auf einem Bon ungefähr so zeitgemäß wie jene verlausten Perücken, mit denen einst der Barockkomponist Georg Friedrich Händel sein Haupt bedeckte. Selbst im Jahr 2018 beim Ausleihen eines zerschlissenen Bandes von »Peterchens

Mondfahrt« in der Stadtbücherei kommt man mit der Unterschrift wohl nicht weit. Und ob es gefällt oder nicht: Der nächste Schritt in der Authentifizierungsausrüstung ist schon da. Beim neuen iPhone X von Apple melden sich Nutzer nicht nur per Gesichtserkennung an – sie kaufen mit der »Face ID« auch Musik, Filme und Bücher. Und wo sind eigentlich die Autogrammjäger geblieben? Ganz genau, die neue Währung der Promifans ist das Selfie.

Wer die gute alte Zeit noch erleben möchte, muss einen deutschen Supermarkt besuchen. Dort versuchen manche Kassierer mit dem Inspektionseifer früherer DDR-Grenzer, die von Kaffeeflecken und mehreren Waschgängen in der Maschine unleserlich gewordenen Unterschriften auf Kredit- und Girokarten zu entziffern – als gälte es, ein grafologisches Gutachten zu erstellen.

Frank Thadeusz

## Immer Gewinner

● »Wer hat, dem wird gegeben werden« – dieses Phänomen, nach einem Gleichnis aus dem Matthäusevangelium »Matthäuseffekt« genannt, gilt auch für die Karriere von Wissenschaftlern. Das stellten Mathijs de Vaan von der University of California in Berkeley und Kollegen aus den Niederlanden fest, die den Erfolg niederländischer Wissenschaftler bei der Akquise von Forschungsgeldern untersuchten. De Vaan nahm junge Wissenschaftler in seine Studie auf, die sich um Gelder aus einem öffentlichen Fördertopf beworben hatten. Eine Gruppe von Studienteilnehmern hatte dabei

ungefähr gleich gut abgeschnitten, doch der eine Teil dieser Forscher lag knapp oberhalb der strengen Punktegrenze und bekam die beantragten Summen, der andere Teil der Forscher lag knapp darunter und scheiterte. In den folgenden acht Jahren wurde die Kluft immer größer: So konnten die knapp erfolgreichen Jungforscher in diesem Zeitraum mehr als doppelt so viel an Forschungsgeldern einsammeln wie die knapp gescheiterten, und die Wahrscheinlichkeit, eine volle Professur zu bekommen, lag bei ihnen um 47 Prozent höher. Damit wertvolle Forschung nicht chancenlos bleibt, schlägt de Vaan vor, Forschungsgelder in Zukunft ohne Wissen über früher eingeworbene Gelder zu vergeben. VH

## »Mitunter lebensbedrohlich«



*Der Gesundheitswissenschaftler Jörg Schaaber, 64, von der Zeitschrift »Gute Pillen – Schlechte Pillen« über das sogenannte Deprescribing:*

*die schwierige Frage, wie man Medikamente, die einem einmal verschrieben wurden, wieder loswird*

**SPIEGEL:** Eigentlich nimmt man Arzneimittel, weil sie helfen. Warum sie wieder absetzen, wenn die Krankheit bleibt?

**Schaaber:** Gerade alte Menschen müssen oft sehr viele Medikamente einnehmen, die häufig auch noch von verschiedenen Ärzten verordnet worden sind. Viele kaufen zudem selbst Nahrungsergänzungsmittel oder pflanzliche Präparate dazu. Am Ende hat sogar der Hausarzt oft keinen Überblick mehr. So kann es zu Nebenwirkungen kommen und möglicherweise zu gefährlichen, mitunter lebensbedrohlichen Wechselwirkungen der Mittel untereinander.

**SPIEGEL:** Und hier kommt »Deprescribing« ins Spiel? Was genau soll das sein, und wie hilft es gegen solche misslichen Umstände?

**Schaaber:** Medikamente einfach auf eigene Faust abzusetzen kann sehr riskant sein. »Deprescribing« heißt nichts anderes, als dass Arzt und Patient sich in regelmäßigen Abständen zusammensetzen, um festzustellen, welche Medikamente der Patient gerade aus welchen Gründen nimmt, und um zu überlegen, welche der Mittel vielleicht entbehrlich sind. Manche Substanzen, stellt man dann vielleicht fest, wurden nur verschrie-

ben, um die Nebenwirkungen eines anderen Medikaments zu bekämpfen – zum Beispiel wenn ein hoher Blutdruck zu stark gesenkt wurde und der dadurch auftretende Schwindel dann mit einem weiteren Medikament bekämpft wurde.

**SPIEGEL:** Funktioniert das in der Praxis?

**Schaaber:** In Studien ließ sich bislang zwar kaum ein handfester Nutzen des Deprescribing nachweisen, aber durch diese Studien wissen wir immerhin, dass es schwieriger ist, als wir dachten, Medikamente zu reduzieren. Viele Ärzte haben große Angst davor, etwas in der Behandlung zu versäumen. Sie denken kaum daran, dass sie durch das, was sie tun, auch Schaden anrichten können. Dabei muss es immer eine Abwägung sein: Überwiegt der Nutzen des Medikaments den Schaden? Zugegeben, diese Abwägung kann sehr schwierig sein. Aber manchmal eben auch ganz einfach: zum Beispiel wenn Magensäureblocker während eines Krankenhausaufenthalts nur prophylaktisch verordnet wurden. Da könnte man hinterher schauen, ob die überhaupt noch gebraucht werden – man muss nur daran denken. VH



GETTY IMAGES

## Der nasse Teil des Mondes

● Liegt deutlich mehr gefrorenes Wasser unter der Mondoberfläche verborgen, als man bislang wusste? Das lässt die Analyse eines vom Erdtrabanten stammenden Meteoriten vermuten. Japanische Wissenschaftler entdeckten in dem Gesteinsbrocken Mogánit, ein Mineral, das sich nur im Beisein von Wasser bilden kann. Wahrscheinlich, so die Forscher, habe ein Meteoroid oder Asteroid später das Mogánit aus dem Mond herausgeschlagen und gen Erde geschleudert. Sollten auf dem Mond tatsächlich größere Wasservorräte lagern, könnte dies entscheidend dazu beitragen, bemannte Missionen zum Mars zu versorgen: Das Nass lässt sich wegen der geringeren Anziehungskraft unseres Trabanten viel leichter von dort ins All befördern. VH

### Fußnote

# 4

**Prozent der Seiten** US-amerikanischer College-Lehrbücher für Biologie, Chemie und Physik sind dem Klimawandel und erneuerbaren Energien gewidmet. Auf diesen Durchschnittswert kam die Biologin Rachel Yoho von der Miami University in Ohio, als sie die aktuellen Ausgaben von 16 Standardlehrwerken auswertete. Dies lasse »daran zweifeln«, schließt Yoho, dass im Studium diesem »drängenden gesellschaftlichen Problem Sichtbarkeit verliehen wird«.



# Weltenbrand

**Geschichte** Es war eine Zeit der religiösen Wirrungen und der Fake News, der Flüchtlingsdramen und Wetterkapriolen – der Dreißigjährige Krieg, der vor 400 Jahren begann, wirkt erstaunlich aktuell. Warum ist diese deutsche Urkatastrophe weitgehend aus der Gedenkkultur verschwunden?

**D**a standen sie nun und fürchteten sich, weil alles Beten und Büßen nichts geholfen hatte. Etwas Unheimliches war am Winterhimmel zu sehen, strahlend hell und mit langem Schweif.

Die Rute Gottes musste das sein, ein Zeichen, durch das der Allmächtige seinen Zorn offenbarte. Mit Schlechtwetter und Missernten hatte der Herr sie in den Vorjahren schon gestraft, mit Hunger und Ruhr und Pestilenz. Nun aber drohte weit größeres Unheil; davon waren die Menschen überzeugt, die damals in den Städten und Sprengeln des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation lebten.

Sie sollten recht behalten.

Es war ein Komet, der am Firmament zu sehen war, einer der größten Schweifsterne aller Zeiten. Welch zynischer Zufall, dass er ausgerechnet im November 1618 auftauchte, zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, einer der grausamsten menschengemachten Katastrophen der Weltgeschichte.

Die Menschen hielten Kometen und andere Himmelserscheinungen damals noch für Vorboten großer Umwälzungen und langen Elends, genauso wie Sturmfluten, Hagel oder andere Starkwetterereignisse. Sogar Astronom Johannes Kepler, einer der klügsten Köpfe seiner Zeit, sah in dem Kometen, der bis in den Januar hinein mit bloßem Auge beobachtet werden konnte, eine Art Menetekel.

Als er am frühen Morgen des 29. November samt Teleskop aufs Dach seines Linzer Wohnhauses stieg und den gewaltigen Schweifstern das erste Mal erblickte, war er fasziniert. Aber er fürchtete sich auch und prophezeite, dass das Spektakel am Himmel giftige Dämpfe verbreiten und Seuchen auslösen werde.

Die Welt ging zwar nicht unter, nachdem der Komet wieder verschwunden war. Aber sie stürzte in ein Chaos, das apokalyptischer anmutete als alles, was die Menschheit zuvor erlebt hatte.

Heerscharen von Mördern, Vergewaltigern und Räubern zogen jahrzehntelang durch die Lande. Wer nichts hatte oder nicht sofort hergeben wollte, was er besaß,

lief Gefahr, getötet oder zumindest gefoltert zu werden. Das Reich stand in Flammen, und weil irgendwann kein Korn mehr auf den Feldern wuchs und die Tiere alle geschlachtet waren, litten die Menschen Hunger. Einige seien in ihrer Not zu Kannibalen geworden, hieß es.

Der Dreißigjährige Krieg, der am 23. Mai 1618, sechs Monate vor Erscheinen des Kometen, mit dem Prager Fenstersturz und einem protestantischen Aufstand in Böhmen begonnen hatte, breitete sich bald aufs beinahe ganze Reich aus (siehe Grafik Seite 106 und die Zeitleiste ab Seite 108). Er kostete wohl mindestens fünf Millionen Menschen das Leben; es gab, gemessen an der Gesamtbevölkerung, mehr Opfer als im Zweiten Weltkrieg, und nur ungefähr ein Siebtel davon wurde auf dem Schlachtfeld getötet: Der Dreißigjährige Krieg tobte vor allem in den Städten und Dörfern, in Weilern und auf Bauernhöfen; er wurde in erster Linie dort geführt, wo es etwas zu essen, zu plündern, zu brandschatzen gab.

Was als Religionskrieg begann, wuchs sich über die Jahre zu einem Raubkrieg aus, den es in dieser Form nie zuvor gegeben hatte und bis heute nicht mehr gab. In einigen Landstrichen starben und flohen 70 Prozent der Einwohner, etwa 1500 Städte und 18 000 Dörfer sollen damals zerstört oder schwer beschädigt worden sein, oft riss es auch alle Betriebe, Äcker und Tiere mit ins Verderben. Der Viehbestand sank in einigen Regionen auf unter zehn Prozent der Vorkriegsmenge.

Darüber, wie einschneidend die ökonomischen und demografischen Folgen dieses Krieges waren, herrscht weitgehende Einigkeit. Manche Historiker üben sich in Superlativen und sprechen, wie der Erlanger Geschichtsprofessor Axel Gotthard, vom »schlimmsten Krieg der Weltgeschichte«. Während sich Wirtschaftskraft und Bevölkerungszahl jedoch in vielen Gebieten nach etwa 100 Jahren dem Vorkriegsniveau wieder angeglichen hatten, währten die psychologischen Effekte viel länger.

Im Dreißigjährigen Krieg, glauben die Geschichtswissenschaftler Georg Schmidt

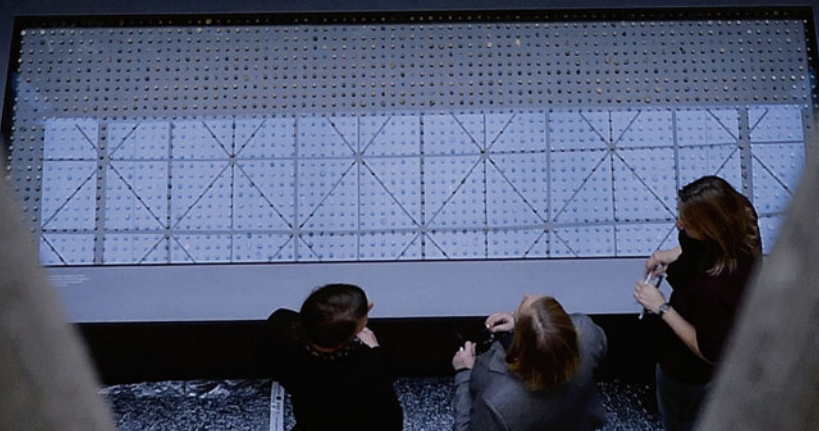
und Michael Stürmer, lasse sich der Ursprung der »German Angst« verorten.

Kann das sein? Wurde in dem Inferno, das vor allem auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands tobte, jene Mentalität geboren, die sich bis heute in einer Sehnsucht nach Recht, Ordnung und einem reibungslos funktionierenden Staat offenbart? War das »Preußische«, das die deutsche Geschichte weit über 100 Jahre lang domi-





LÜTZEN, 6. NOVEMBER 1632



**Massengrab in einer Ausstellung in Halle 2015:** Wie Müll in der Grube entsorgt

nierte, eine direkte und logische Konsequenz des Wahnsinns, der so lange nicht enden wollte?

Die Geschehnisse in der Zeit zwischen 1618 und 1648 hatten ohne Zweifel das Potenzial, Millionen Menschen zu traumatisieren. Das Volk litt unter totalem Kontrollverlust und einer ewigen Furcht vor Willkür, Schmerz und Tod. Niemand wusste mehr so recht, wer Freund ist und wer

Feind – und wie sich Frieden anfühlt. Als der Krieg 1648 für beendet erklärt wurde, gab es Millionen Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, die nichts kannten als den Krieg. Nun bildeten sie den Kern der Gesellschaft – und vererbten die Angst, mit der sie groß geworden waren.

Umso erstaunlicher ist es, dass der Dreißigjährige Krieg, der vor 400 Jahren begann, aus der Gedenkkultur weitgehend

verschwunden ist. Die Rezeption bleibt meist an der Oberfläche, oft erscheint es, als ginge es um etwas Fernes, Verwehtes, etwas, das sich in einigen Stunden Geschichtsunterricht in der siebten Klasse abhandeln lässt wie der Trojanische Krieg – und nicht um eine Katastrophe, die die deutsche Historie entscheidend prägte.

Der Dreißigjährige Krieg wirkt nach, noch immer. Und der überragende Erfolg



von Daniel Kehlmanns Roman »Tyll«, der das Grauen fast unerträglich anschaulich macht, zeigt, dass es einen Resonanzboden für eine neue Erzählung dieser alten Apokalypse gibt – das Buch hält sich seit 30 Wochen auf den Spitzenplätzen der SPIEGEL-Bestsellerliste.

In vier Kapiteln einer Vergangenheit, die Historiker inzwischen mit neuen Methoden ausleuchten können, lässt sich erklären, warum dieser Krieg so besonders war. Und wie er den Boden bereitet hat dafür, wie wir uns immer noch gern fühlen: als Überlebende. Stolz, deutsch und ängstlich.

Die Toten helfen. Sie kommen zurück  
und erzählen ihre Geschichten.

## Hungriger Soldat, grausames Heer

Ein Baggerfahrer grub im März 2007 bei Wittstock/Dosse nach Kies für den Neubau einer Autobahnbrücke. Plötzlich waren Menschenknochen in der Schaufel, die seltsam porös aussahen. So wurde nicht die Kriminalpolizei informiert, sondern Antje Zeiger, Leiterin des »Museums des Dreißigjährigen Krieges«, das es in der Stadt gibt. Die Historikerin hatte den Baggerfahrer und seine Kollegen zuvor darauf aufmerksam gemacht, dass sie auf Gebeine stoßen könnten.

Westlich der Kiesgrube, in einer Senke zwischen sanften Hügeln, ereignete sich am 4. Oktober 1636 eine der verlustreichsten Schlachten des Dreißigjährigen Krieges.

ten Schlachten des gesamten Dreißigjährigen Krieges. Beim Kampf eines kaiserlich-sächsischen Heeres gegen die schwedische Armee verloren bis zu 9000 Menschen ihr Leben. Die meisten der Leichen verscharrte man damals wohl an Ort und Stelle, aber genau wissen es die Historiker nicht, da nie gezielt nach den Opfern gesucht wurde. Außerdem dürften sich viele der menschlichen Überreste nahezu vollständig aufgelöst haben, weil der Boden über die Jahrhunderte von den heimischen Landwirten reichlich bearbeitet wurde und sehr sauer ist. »Wir waren froh, dass wir noch einige Gebeine sichern konnten«, sagt Antje Zeiger.

Der Fund in Wittstock, bei dem die Skelette und Knochen von 88 getöteten Männern der schwedischen Armee freigelegt wurden, ist nicht der einzige seiner Art. An etlichen Orten Deutschlands wurden in den vergangenen Jahren Gebeine von Opfern des Dreißigjährigen Krieges geborgen, in Brandenburg an der Havel, Stralsund, Alerheim, Lützen. Mittlerweile verfügt die Forschung über forensische Möglichkeiten, den Skeletten ihre Geheimnisse zu entlocken.

Im Labor konnte durch die Oberflächenstruktur der Knochen belegt werden, dass mehr als die Hälfte derer, die im Wittstocker Massengrab bestattet wurden, unter Parasiten und viele wohl auch unter Syphilis litten. Man fand in den Zähnen Hinweise darauf, woher die Soldaten

stammten, und man konnte beweisen, dass ein großer Teil von ihnen in Kindheit und Jugend Stressphasen durchlebt hatte. Bei der Untersuchung stieß man auf abgenutzte Gelenke, die auf lange Gewaltmärsche hindeuten, und man fand zahlreiche Verletzungen, die nie richtig behandelt worden waren. So konnten Forensiker erhärten, wovon schon viele Quellen berichtet hatten: Die Heere des Dreißigjährigen Krieges lebten unter katastrophalen hygienischen Bedingungen, wurden medizinisch schlecht versorgt und waren Multikulti-Trupps, die sich von ihren Befehlshabern nur schwer bändigen ließen.

Im 17. Jahrhundert gab es noch so gut wie keine stehenden und steuerfinanzierten Armeen aus Wehrpflichtigen oder gut ausgebildeten Zeitsoldaten. So mussten permanent Freiwillige aufgetrieben werden, die bereit waren, in den Krieg zu ziehen.

Die Aufgabe wurde auch an Unternehmer wie Ernst von Mansfeld oder Albrecht von Wallenstein delegiert, die Geld mit Mietarmeen verdienten. Der böhmische Geschäftsmann Wallenstein, dem der Astronom Kepler bereits 1608 in einem Horoskop bescheinigt hatte, habgierig, grausam und irgendwann Anführer einer unzufriedenen »Rotte« zu werden, geriet so zu einer prägenden Gestalt des Krieges; er war ein knallharter Kapitalist und verstand es besonders gut, Söldner zu rekrutieren.

Heute wird übers Internet gesucht, damals schickte man Pfeifer und Werbetrömler los, die dann lautstark durch Dörfer und Städte zogen. Religionszugehörigkeit spielte bei der Söldnerverpflichtung allenfalls zu Beginn des Krieges eine Rolle.

Das Angebot, in die Schlacht zu ziehen, nahmen viele Europäer zwischen 15 und 60 Jahren wohl aus purer Not und Perspektivlosigkeit an. Die »Kleine Eiszeit« beherrschte damals Mitteleuropa, eine natürliche Kälteperiode, die in manchen Jahren noch im Frühsommer Schnee über die Felder wehte. Das schadete der Landwirtschaft und trieb die Preise für Brot und andere Güter des täglichen Bedarfs nach oben.

Tausende »Hexen« und andere, die angeblich mit dem Teufel im Bunde standen, hatte man als vermeintlich Schuldige sogenannten peinlichen Befragungen unterzogen und auf Scheiterhaufen verbrannt, doch die Wetterkapriolen wollten einfach kein Ende nehmen.

Die Armee bot in dieser Situation zumindest ein Minimum an Versorgung. Für »unterbürgerliche Schichten« aus ganz Europa sei das Söldnerleben daher eine »akzeptierte Form der Daseinssicherung« gewesen, schreibt der Militärhistoriker Bernhard Kroener. So strömten Zehntausende Männer und unbegleitete Minderjährige ins Reich, die keinerlei Bindung zu Land





SVEN DÖRING / DER SPIEGEL

**Ehemaliges Schlachtfeld bei Wittstock:** Ein Tross von Söldnern, Gauklern, Wahrsagern und Prostituierten

und Leuten hatten; es war ihnen egal, was mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation passierte, es ging ihnen ums eigene Wohlergehen.

Es liegt auf der Hand, dass sich – genauso wie heute beim »Islamischen Staat« – auch Kriminelle und Psychopathen unter Kriegsvolk mischten. Schließlich bot dies die Chance, düstere Triebe auszuleben und das auch noch als Teil einer Heilsgeschichte zu feiern. Der Kulturhistoriker Gustav Freytag drückte es drastisch aus: »Fast alle Völker Europas sandten ihre schlechtesten Söhne in den langen Krieg.«

Weil jede Region der Welt einen geochemischen Fingerabdruck hat, konnte durch die Analyse von Strontium-Isotopen im Zahnschmelz nachgewiesen werden, dass manche der in Wittstock Bestatteten von den Britischen Inseln stammten, genauer: aus Schottland. Darunter ein Mann von etwa 20 Jahren, dem sich die Forensiker aufgrund seiner multiplen Verletzungen besonders intensiv widmeten.

Der junge Kerl war auf dem Schlachtfeld nach einem Schuss in den Oberarm, einem Klingenhieb auf seinen Schädel und einem Stich in die Kehle gestorben; post mortem bekam er noch einen heftigen Tritt auf den Unterkiefer, vielleicht von einem Pferdehuf. Der Mann hatte offenbar ein erbärmliches Leben hinter sich. Als Kind litt er immer wieder Hunger, zumindest deutet die Analyse seines Zahnschmelzes darauf hin. Vermutlich war er

schon in einem schlechten Zustand, als er rekrutiert wurde; man war nicht sehr wählerisch bei der Anwerbung, zumal jeder Neuling eine Provision einbrachte.

Der Schotte plagte sich mit schweren Entzündungen im Mund, litt wegen Vitamin-D-Mangels unter schmerzhafter Rachitis und trug wohl schlecht sitzende Stiefel, die auf Dauer seine Schienbeine ruinierten. So geschwächt, wie er war, eignete er sich gar nicht fürs Schlachtfeld. Er hätte in ein Krankenhaus gehört.

Doch eine angemessene medizinische Versorgung gab es in den meisten Heeren, wenn überhaupt, nur für die Offiziere. Männer wie der junge Brite konnten allenfalls auf eine Knochensäge zählen, wie sie im Wittstocker Museum zu sehen ist. Das Werkzeug kam beispielsweise zum Einsatz, wenn Kugeln in den Extremitäten steckten und eine Blutvergiftung drohte.

Es müssen zum Teil katastrophale Bedingungen geherrscht haben in den Lagern, die immer nur provisorisch aufgeschlagen wurden. Oft gab es nur einige »Scheißlöcher« im Boden, das musste reichen für die Großgruppen, die in einigen Fällen aus 100 000 Menschen bestanden und so etwa vier Tonnen Exkremente pro Tag produzierten. Das lockte Fliegen und Ratten an, Krankheitsüberträger, und machte das Leben besonders für die mitreisenden Kinder gefährlich.

Die Söldner zogen oft gemeinsam mit ihren Familien umher. Hinzu kamen Wit-

wen und Waisen, deren Zahl naturgemäß größer wurde. Außerdem reisten Marketer mit, Handwerker, Gaukler, Wahrsager, untaugliche Ex-Soldaten und sogenannte Sudler, die kleine Garküchen und Schankwirtschaften betrieben. Stattlich muss auch die Zahl der Prostituierten gewesen sein, denn der Feldweibel, der für die Ordnung im Tross zuständig war, wurde ganz offiziell »Hurenweibel« genannt.

Je länger der Krieg dauerte, desto mehr Menschen schlossen sich an, die durch Söldner und Marodeure alles verloren hatten: Geplünderte, die nun selbst plündern mussten, um überleben zu können. Anfang der 1630er-Jahre strömten so über eine halbe Million Menschen durchs Land. Damit überhaupt ansatzweise eine Aussicht bestand, all die hungrigen Mäuler zu stopfen, wurden die Heere meist in Gruppen auf mehrere Dörfer verteilt. Die Soldaten und ihr Anhang fraßen ganze Landstriche kahl, und sie brachten oben- und unten noch die Pest und andere Krankheiten.

Wie brutal der Schwarze Tod der Bevölkerung zusetzte, lässt sich am Beispiel Wittstock sehen. Laut dem dortigen Kirchenbuch wurden im Jahr 1638 fast 1600 Menschen beerdigt; ein Bevölkerungsverlust von 80 Prozent, denn zuvor hatte die Stadt wohl gut 2000 Einwohner gezählt.

Die Kriegsgesellschaften waren mörderische Landplagen, auch, weil das Geld



fehlte, sie zu bezahlen. Im Wesentlichen funktionierte die Heeresfinanzierung nach einem Prinzip, das Dichterfürst Friedrich von Schiller in seinem Drama »Wallenstein« auf die prägnante Formel »Der Krieg ernährt den Krieg« gebracht hat.

Die Landbesitzer, auf deren Grund die Heere sich breitmachten, hatten »Kontributionen« zu entrichten und die Verpflegung zu gewährleisten, was mit zunehmender Dauer des Krieges immer schwieriger wurde. Militärhistoriker haben ausgerechnet, dass ein Heer von 40 000 Mann täglich 40 Tonnen Brot, 20 Tonnen Fleisch und 120 000 Liter Bier brauchte, um satt und betrunken genug zu sein. Der Begleittrupp hatte keinen Anspruch auf Unterstützung, er musste sich selbst versorgen und tat dies unter anderem, indem er nach einer Schlacht die Toten plünderte.

Solche Heere zu unterhalten wäre auch einem Land mit brummender Wirtschaft und reichen Ernten schwergefallen. Einem Reich, das aus dem Krieg nicht mehr herausfand und mit den Auswirkungen der Kleinen Eiszeit zu kämpfen hatte, war das schlicht unmöglich. Hinzu kam, dass die Militärs viele Landstriche systematisch zerstören ließen, um dem Gegner den Nachschub abzuschneiden.

So wuchsen Monster heran, und kein Gebet half, sie aufzuhalten.

### Blutrausch in Magdeburg

Etwa 25 000 Söldner belagerten im Frühling des Jahres 1631 die Stadt Magdeburg, unter ihnen Ungarn, Polen, Italiener, Spanier, Franzosen, Wallonen; dazu kam ein Tross, der vermutlich noch größer war.

Die Armee hatte schon vor mehreren Monaten ihre Zelte aufgeschlagen, mitten im strengsten Winter, als die Vorräte der umliegenden Dörfer und Weiler zur Neige gingen. So gab es im Umland kaum einen Bauern, der noch etwas abgeben konnte, nicht einmal unter Folter. Gierig schauten die hungrigen Söldner auf Magdeburg, eine der reichsten und bedeutendsten Städte des Reiches. Kavalleristen aus Südosteuropa, die in der Bevölkerung als besonders grausam verschrien waren und kollektiv als »Kroaten« bezeichnet wurden, hissten eine Fahne mit dem Bild eines

Wolfes und der Aufschrift »Ich dürste nach Beute«.

Johann Tserclaes von Tilly führte das Heer, ein asketisch lebender Marienverehrer mit kantigem Gesicht, der damals schon 72 Jahre alt war. Monatlang wurde über eine Kapitulation der protestantischen Trutzburg verhandelt. Doch die Städter waren widerspenstig; sie hofften, dass Gustav II. Adolf mit seinen Mannen zu Hilfe eilen würde. Der Schwedenkönig hatte den kaiserlichen Truppen nach seinem Kriegseintritt 1630 schwere Niederlagen zugefügt und dadurch eine komplette Rekatholisierung des Reiches verhindert. Doch der Monarch blieb fern, und so kam es, dass Tillys Unterkommandant General Gottfried Heinrich zu Pappenheim, ein gefürchteter Offizier, am frühen Morgen des 20. Mai eine Extraportion Wein an seine Männer auschenken ließ. Anschließend ging es, betrunken und enthemmt, zum nördlichen Magdeburger Festungswall hinüber.

Die »Pappenheimer«, wie man sie nannte, standen schnell unter starkem Beschuss. Doch es glückte ihnen, über die Stadtmauer zu klettern, gleichzeitig drangen zwei Schwadronen »Kroaten« durch eine Pforte am Fischerufer in die Stadt ein. Zunächst war der Ausgang des Kampfes ungewiss, aber dann gelang es Tillys Söldnern, von innen das »Krökentor« zu öffnen.

Draußen warteten sie schon: Tausende hungrige Männer.

Der Exzess gehörte zum Dreißigjährigen Krieg. Söldner und Marodeure verübten zahllose Überfälle auf Städte, Dörfer, Bauernhöfe und Flüchtlingstrecks; sie plünderten, mordeten und marterten, um an Beute zu gelangen oder weil es ihnen Spaß bereitete; sie kippten ihren Opfern »Schweden-trunk« in den Rachen, eine Mischung aus Jauche, Exkrementen und Wasser. »Sie haben die Leute um die Köpfe mit Seilen geknebelt, dass ihnen das Blut aus den Ohren gelaufen; ihnen die Geschlechtsteile jämmerlich gebrannt. Sie haben ihnen die Musketen an die Lippen geschraubt und daran bis zur schrecklichen Zerreißen hängen lassen«, schreibt ein Pfarrer nach einem Massaker, das er beobachtet hatte.

Söldner und Marodeure zeigten viel Fantasie beim Töten und Foltern, und die Bauern waren oft nicht weniger grausam,

wenn sie Rache übten. Doch das Inferno von Magdeburg sticht heraus – nicht nur wegen der Opferzahl, sondern auch in der späteren medialen Aufarbeitung.

Nicht alle Menschen, die in der Stadt waren, kamen ums Leben; es konnten auch einige flüchten, meist gegen Geldzahlungen. Dennoch ist sich die Forschung einig, dass mindestens 20 000 Männer, Frauen und Kinder ermordet oder Opfer des verheerenden Brandes wurden, der in der Stadt wütete. Magdeburg verwandelte sich in eine Hölle, die viele Menschen der damaligen Zeit von den apokalyptischen Gemälden Hieronymus Boschs und anderer Künstler kannten, deren Werke in den Kirchen hingen – die Kunst wurde unfassbare Realität.

Als das Tor offen war, standen die Söldner unter Zeitdruck. Wohl auf Geheiß Pappenheims waren Widerstandsnester in Brand gesetzt worden. Das Feuer breitete sich schnell aus, weil ein starker Wind durch die Straßen brauste und die Häuser vornehmlich aus Holz gebaut waren.

Die Eindringlinge gewannen bald die Oberhand. Die Einwohner flüchteten in ihre Häuser, doch geschützt waren sie dort nicht. Söldner und Mitglieder des Trosses schlugen die Türen ein und suchten nach Geld, Schmuck, Stoffen und allem, was sonst wertvoll erschien. Beute zu machen war eine Überlebensfrage, auch für die Befehlshaber – wegen ständiger Geldnot konnten sie nur unregelmäßig Sold auszahlen, sie standen in der Pflicht.

Solange die Hausbewohner etwas herzugeben hatten, gab es den Rest einer Chance zu überleben, danach so gut wie gar nicht mehr. Der Versuch, den fremdsprachigen Soldaten klarzumachen, dass nichts mehr da war, endete oft tödlich. Tausende Menschen, die die Einbrüche überstanden hatten, verbrannten oder erstickten später, weil sie sich aus Angst nicht mehr auf die Straße trauten. Dort wurde nicht nur getötet, sondern auch vergewaltigt.

»Hurr, hurr«, skandierten Soldaten inmitten des Infernos, und einige ließen den bedrohlichen Worten Taten folgen.

»Vor der Peterskirche lag ein Haufen geschändeter und getöteter Frauen«, notierte ein Jesuit namens Gaspard Wiltheim. Einige waren »mit dem Kopf in ein großes Braufass voller Wasser gestürzt und er-

## Der Dreißigjährige Krieg und seine Vorgeschichte

### 1555

Der **Augsburger Religionsfrieden** legt fest, dass katholisches und lutherisches Glaubensbekenntnis gleichberechtigt sind. Der jeweilige Landesherr bestimmt die Religion seiner Untertanen.

### 1608/1609

Nach dem Reichstag 1608 sehen sich die Protestanten in ihrem Misstrauen gegenüber dem katholischen Kaiser bestätigt. Evangelische Fürsten und Städte schließen sich unter kurpfälzischer Führung zu einem Defensivbündnis zusammen, der **Protestantischen Union**. Als Reaktion darauf gründet sich 1609 die **Katholische Liga**.

### 1618 – 1623

Bereits 1617 wird der spätere Kaiser Ferdinand II. König von **Böhmen**. Dort macht der Gegenreformer mehrere Rechte der überwiegend protestantischen Stände rückgängig. Dies führt schließlich zum **Prager Fenstersturz**, bei dem Ferdinands Statthalter

aus dem Fenster der Prager Burg geworfen werden: Der Krieg beginnt. Der böhmische Adel wählt den protestantischen Kurfürsten der Pfalz Friedrich V. zum König. Sein Heer wird 1620 in der Schlacht am Weißen Berg vor den Toren

Graf Tilly





SVEN DÖRING / DER SPIEGEL

**Magdeburger Stadtmauer:** Kleine Mädchen zu Tode vergewaltigt

tränkt worden, hingen aber mit dem halben Körper und den Beinen heraus, was ein erbärmlicher Anblick war«, schreibt ein Augenzeuge, der während des Infernos erst zwölf Jahre alt war.

Kinder wurden nicht verschont. So beobachteten einige Prämonstratensermönche, wie sechs Soldaten im Innenhof ihres Klosters ein kleines Mädchen zu Tode vergewaltigten.

»Jene Überzähligen, anderswo nicht Gebrauchten, die in den Heeren Zuflucht gefunden hatten, ›bewiesen‹ nun einer Zivilgesellschaft, die auf Söldner mit wachsender Verachtung herabsah, die Überlegenheit der eigenen Lebensform«, schreibt der Historiker Gotthard über den Bluttausch in Magdeburg.

Es dauerte drei Tage, da waren fast alle Häuser abgebrannt und die meisten Ein-

wohner tot, bis Heerführer Tilly befahl, die Plünderungen einzustellen. Das einzige Gebäude, das er konsequent hatte schützen lassen, war der einstmals katholische Dom gewesen, eine der prächtigsten gotischen Kathedralen des Reiches. Am 25. Mai ließ Tilly dort eine Dankesmesse feiern. Die Straßen Magdeburgs lagen da noch voller Leichen, viele davon zerstückelt. Pappenheim notierte: »Es ist gewiss seit der Zerstörung Jerusalems kein gräulicheres Werk und Strafe Gottes gesehen worden. Alle unsere Soldaten sind reich geworden. Gott mit uns.«

Papst Urban VIII. war begeistert vom Zerstörungswerk »seiner Soldaten«. »Wenn er die Vergeltung sieht, freut sich der Gerechte; er badet seine Füße im Blut des Frevlers«, schrieb er in einem Gratulationsbrief an Tilly. Der hochgelobte Heerführer ließ die Leichname auf Wagen laden und in die Elbe werfen, doch der Fluss, voller Strudel, hatte Mühe, die Toten fortzutragen. Daher sind »viele da lange herumgeschwommen, haben theils die Köpfe aus dem Wasser gehabt, theils die Hände gleichsam gen Himmel gereckt«, schrieb ein Augenzeuge. Es war Otto von Guericke, einer der bekanntesten Physiker der deutschen Geschichte, der durch Experimente zum Luftdruck bekannt wurde.

Guericke überlebte den Sturm auf Magdeburg, weil er sich als reicher Bürger freikaufen konnte. Später half er als Bürgermeister, die Stadt wieder aufzubauen, doch er erlebte es nicht mehr, dass sie zu alter Größe kam. Laut einer Zählung hatte Magdeburg 1632, ein Jahr nach der Verheerung, 449 Einwohner. 54 Jahre später, als Guericke starb, waren es etwa 20 000; gut 10 000 weniger als vor dem Krieg.

### Fake News und Albträume

Es gibt Selbstgebrautes und Schweinshaxe, dazu ein bisschen Oktoberfeststimmung und eine niedliche Kirche mit Zwiebelturm. Im Andenkenladen werden Postkarten mit Alpenpanorama, Devotionalien für Volksfrömmeler und Maßkrüge mit Metalldeckel verkauft. Welcher Ort wäre bayerischer als das Kloster Andechs?

Das idyllisch auf einem Hügel gelegene Benediktineranwesen ist dank seiner Brau-

Prags von den kaiserlich-katholischen Truppen unter **General Tilly** vernichtend geschlagen. Spanisch-habsburgische Truppen erobern die Pfalz, die protestantischen Heerführer fliehen nach Norddeutschland.

General Wallenstein



BRIDGEMAN IMAGES

### 1625 – 1629

**Dänenkönig Christian IV.** sieht sein Reich bedroht und greift in den Krieg gegen die Katholische Liga und Ferdinand II. ein. Aufseiten des Kaisers kämpft ein Söldnerheer unter **General Wallenstein**, das dieser selbst durch Ausbeutung

der Bevölkerung (Kontributionszahlungen) finanziert. Die Dänen unterliegen 1626 in Lutter am Barenberge der Liga. Tilly und Wallenstein besetzen Norddeutschland.

### 1630 – 1635

**Schwedenkönig Gustav II. Adolf** will den Protestantismus im Norden Europas schützen und sich die Vormachtstellung an der Ostsee sichern. 1631 schlagen die Schweden die Katholische Liga bei Breitenfeld vernichtend

und dringen nach Süddeutschland vor. In der Schlacht bei Rain am Lech besiegen sie Tilly erneut, der dabei tödlich verwundet wird.



erei eines der beliebtesten Ausflugsziele des Freistaats. Es lockt jedes Jahr weit über 800 000 Ausflügler an, darunter über 30 000 Wallfahrer, die sich von einem Zweig aus der Dornenkrone Christi und anderen Reliquien Heilung oder Erleuchtung erhoffen.

Etwas abseits des touristischen Trubels hängt in der Alten Bibliothek das Bild eines Mannes mit Dreitagebart und besorgter Miene. Es zeigt den ehemaligen Abt Maurus Friesenegger und kündigt von einer Zeit, als der Alltag im Kloster nicht viel mit Lebensfreude und Andacht, sondern mit einem Gefühl zu tun hatte, das mächtiger sein kann als alle anderen: Angst.

Die Chronik, die Friesenegger schrieb, ist eines der bewegendsten Zeugnisse des Dreißigjährigen Krieges. Sie beginnt im Jahr 1627, als der damals 38-Jährige zum Pfarrvikar in Erling befördert wurde, das zum Herrschaftsbereich des Klosters zählte. Es geht zunächst nicht um den Krieg, sondern um die Ernten und um die Pest, die im Dorf »einschleichte«, wie der Mönch schreibt. Dann jedoch marschierte im Frühjahr 1632 Schwedenkönig Gustav II. Adolf in das katholische Bayern ein. Er wolle den »Totalruin« des Landes, ließ er verkünden. Der Feind solle bluten und büßen, wohl auch für Magdeburg.

Man darf annehmen, dass man in Erling vom Massaker an der Elbe erfahren hatte, denn der Dreißigjährige Krieg war eines der ersten medial begleiteten Ereignisse der Weltgeschichte. Etwa 10 000 Flugschriften sind im Zusammenhang mit ihm gezählt worden, und ein damals schon relativ dichtes Post- und Kommunikationsnetz mit Transportkarossen und Expressreitern gewährleistete, dass Nachrichten auch in entlegene Winkel des Reiches gelangten.

Es gab seriöse und eher nüchterne Publikationen, aber auch Veröffentlichungen mit drastischen Texten und Zeichnungen von Menschen, die gevierteilt wurden oder kniend um Gnade bettelten. Fast genüsslich widmen sich einige Schriften der Folterlust der Soldateska, speziell jener der »Kroaten«. Zudem wurde über Menschen berichtet, die – vom Hunger geplagt – Leichen wieder ausbuddelten oder sogar ihre Familienmitglieder töteten, um

sie zu verspeisen. »Die Gewaltschilderungen unterlagen dem Überbietungsseifer«, schreibt Historiker Schmidt in seinem neuen Buch »Die Reiter der Apokalypse«.

Bei einigen Texten handelte es sich um Übertreibungen, oft um Fake News, die – ideologisch gefärbt – die Gräben zwischen katholischer und protestantischer Öffentlichkeit weiter vertieften. Und unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt verstärkten sie die Angst.

Die Andechser Mönche sahen schon Tage vor Ankunft des protestantischen Heeres, wie gnadenlos es brandschatzte. »Alle Nächte« habe man im Frühling 1632 schon »von weitem vier, fünf und noch mehr Feuersbrünste« gesehen, schreibt Friesenegger. Das Grauen, das man bisher nur aus den Zeitungen kannte, kam näher, Kilometer um Kilometer. Diejenigen, die die Kraft dazu hatten, flüchteten ins Alpenvorland oder versteckten sich in den Wäldern, und als sie sich Mitte Juni wieder heraustraute, gab es Erling quasi nicht mehr.

»Das obere Wirtshaus, das schöne Richterhaus, das neue Schulhaus« – alles »lag in Asche«, ist in Frieseneggers Tagebuch zu lesen. Von den 140 Pferden seien nur noch drei übrig geblieben, notierte der Mönch, »Schaf, Schwein, und das gesamte Geflügel, war ganz und gar verloren«. Die Feinde, so stellte er fest, legten eine »sonderbare Grausamkeit« speziell gegen die Alten und »Einfältigen«, die in Erling geblieben waren, an den Tag. Zwölf von ihnen seien »Schlachtopfer« der skandinavischen Söldner geworden.

Auch die eigene kaiserlich-katholische Armee machte den Menschen in Andechs in den Jahren nach 1632 das Leben zur Hölle; »sie raubten, plünderten, und marterten ohne zu denken, dass sie Menschen sind, und mit Menschen umgehen«, schrieb Friesenegger.

Hunderte Bauern und andere Dörfler suchten immer wieder Schutz im Kloster und brachten ihre Pferde mit, ihr Vieh und die Getreidevorräte, die ihnen geblieben waren; manchmal kamen über 1000 Flüchtlinge auf 35 Mönche. Die Menschen schlieften dicht an dicht und gerieten jedes Mal in Panik, wenn jemand Einlass begehrte. Es ist wohl auch dem Verhandlungsgeschick der Mönche zu verdanken, dass

es nie zu einem Blutbad wie in Magdeburg kam.

Es geht in vielen Tagebüchern und Geschichten aus dem Dreißigjährigen Krieg um das quälende Gefühl, niemals in Sicherheit zu sein. Die Furcht nahm zu, wenn sich Heere samt Tross näherten, und wurde kleiner, wenn sie sich wieder entfernten.

Ganz verschwand die Angst aber nie.

Sie blieb auch, als es ab Anfang 1640 etwas ruhiger wurde in und um Andechs. In Frieseneggers Tagebuch geht es nun um Plagen, die man auch aus Friedenszeiten kannte: um Blitze, die in den Kirchturm einschlagen, und Wölfe, die »überhand nehmen«, wie der Benediktiner schreibt. Vermutlich fraßen sie sich auch an den überall liegenden Leichen fett.

Es vergingen sechs halbwegs friedliche Jahre, dann überbrachte im Jahr 1646 ein Eilbote die Anweisung, die kostbaren Reliquien des Klosters so schnell wie möglich in die gut gesicherte Stadt München zu bringen – ein untrügliches Zeichen dafür, dass der Krieg mit voller Härte zurückkommen würde. Friesenegger gehorchte, und nachdem einige seiner Mönche den Klosterschatz abgeliefert hatten, packte auch er seine Sachen und machte sich auf den Weg gen Süden. Derweil habe sehr viel »Landvolk« schuttsuchend vor den Stadtmauern Münchens ausgeharrt, immer in der Angst, dass von hinten der Tod kommen könnte.

»Die einigen wurden mit Schlägen von den Toren getrieben, und die andern mussten ihren Eintritt mit Geld erkaufen«, schrieb Friesenegger. »Viele Familien mussten bei sehr kaltem Wind mit ihren Kindern auf ihren Wägen und Karren zubringen, wobei viele Kleine halb und ganz erstarrten und andere vom Viehe zertreten wurden.«

Zwei Jahre später war der Krieg endlich beendet, zumindest offiziell. Es war eine Art Erschöpfungsfrieden, der im Oktober 1648 in Osnabrück und Münster nach rund vierjähriger Verhandlung verkündet wurde. Kurfürst Maximilian I., Gründer der Katholischen Liga, gab den Befehl, ein Friedensfest zu feiern. Auch in Andechs gehorchte man brav. Einige der Soldaten fanden eine Art Anschlussanstellung und

## 1635–1648

Gegen Wallenstein endet die Schlacht bei Lützen 1632 ohne klaren Sieger, jedoch stirbt Gustav II. Adolf. Wallenstein selbst wird 1634 ermordet, nachdem der Kaiser ihm zunehmend misstraut hatte.

Im selben Jahr besiegt ein katholisches Heer bei Nördlingen die Schweden, die sich aus Süddeutschland zurückziehen müssen.



Gustav II. Adolf

Der Konfessionskrieg wird zum Kampf um die Vormachtstellung in Europa: **Frankreich** verbündet sich mit den Schweden. Letztere gewinnen in der Schlacht bei Wittstock

wieder die Oberhand im Norden. In den folgenden zwölf Jahren verwüsten Raub, Plünderungen und die Pest das Reich.

1648 beendet der **Westfälische Frieden** den Krieg: Die Religionsfreiheit des Augsburger Friedens von 1555 wird erweitert. Der Glaube der Landesfürsten soll nicht mehr die Religion ihrer Untertanen bestimmen.



SVEN DOERING / DER SPIEGEL

**Diorama der Schlacht von Lützen\*:** Inferno als Ursprung der »German Angst«?

zogen weiter ins benachbarte Ausland, wo es neue Kriege gab. Andere jedoch blieben im Reich und raubten noch eine Zeit lang weiter, oft unterstützt von den Waisen, die im Tross groß geworden waren.

Was Söldner und Kriminelle nicht vermocht hatten, erledigte am 3. Mai 1669 das Wetter. 14 Jahre nach Frieseneggers Tod schlug ein Blitz in den Kirchturm ein, mal wieder. Ein Feuer brach aus, und Andechs wurde fast komplett zerstört.

Der Wiederaufbau begann sofort und dauerte sechs Jahre. Dabei entstand eine Kirche, die mit dem eher schlichten gotischen Gotteshaus, das zuvor zum Kloster gehört hatte, nicht mehr viel zu tun hat. Den Neubau schmückten farbenfrohe Bilder und reiche Altäre, Putten, Gold, Stuck. Ist die barocke Pracht eine Antwort auf die dunkle Zeit des langen Krieges?

### Vergessen

Lützen in Sachsen-Anhalt, an einem kalten Tag Anfang 2018. Der Blick geht weit übers ebene Land. Schneematsch am Straßenrand, Krähen in kahlen Bäumen. An einer kleinen Kirche biegt Katja Rosenbaum mit ihrem dunklen Kombi auf einen Parkplatz. Es ist der Ort, an dem die Historikerin Gerechtigkeit herstellen will, gegen alle Widerstände.

Dort, wo sie ihren Wagen abgestellt hat, soll ein Ausstellungshaus für eine archäologische Sensation gebaut werden: das

Massengrab von Lützen. Es wurde im Jahr 2011 bei Forschungsarbeiten entdeckt. Rundherum hatte im Jahr 1632 bei dichtem Nebel eine der bekanntesten Schlachten des Dreißigjährigen Krieges getobt. Mehr als 6000 Männer starben bei dem Gemetzel, darunter Gustav II. Adolf und General Pappenheim.

Die 47 Skelette, die bis zu zwei Meter unter der Erde lagen, wurden nicht einzeln ausgegraben; man entschied, die Ruhestätte im Block zu heben. Nach einer aufwendigen anthropologischen Untersuchung und Präparierung lässt sich das Massengrab nun als Quader aufstellen, geschützt durch eine Glasscheibe. Es bietet einen Anblick, den man nie wieder vergisst: Die Gebeine drängen sich dicht an dicht, einige auf dem Rücken, andere auf dem Bauch, manche längs, manche quer.

Nachdem die Söldner geplündert worden waren, wurden sie wie Müll in der Grube entsorgt, vermutlich von Bürgern. Auffällig ist das Skelett des Mannes, der nachweislich als Letzter im Grab landete. Er liegt mit ausgebreiteten Armen da, wie gekreuzigt. »Kann sein, dass das ein Zufall ist«, sagt Rosenbaum. »Möglich ist aber auch, dass jemand ein Zeichen setzen wollte.«

Spätestens der Gekreuzigte, von den Forschern »Individuum 13« genannt, verwandelt das 3,5 mal 4,6 Meter große Massengrab in ein Mahnmal. Momentan be-

findet es sich im Depot des Landesmuseums für Vorgeschichte in Halle, und man fragt sich, warum es nicht längst zugänglich ist für jedermann, ausgestellt dort, wo die Menschen, deren Knochen wir sehen, ihren Tod gefunden haben.

Die Chancen, dass das Museum kommen wird, sind gut, aber es gibt ein Restrisiko. Das Land hat zwar schon eine Förderzusage für den wohl knapp drei Millionen Euro teuren Bau gegeben, doch die Stadt, Lützen, müsste den Unterhalt bereitstellen. Ein Umstand, der einigen Kommunalpolitikern missfällt. Sie halten das von ihnen als »Knochenmuseum« titulierte Ausstellungshaus für eher überflüssig und glauben, dass das Geld an anderer Stelle besser angelegt wäre.

Rosenbaum glaubt, dass Lützen durch das Museum nicht nur touristisch attraktiver wird, sondern auch einen überfälligen Beitrag zur deutschen Gedenkkultur leisten kann. Die Präsentation würde »ein Gegengewicht schaffen« und verdeutlichen, dass es in erster Linie einfache Leute waren, die während des Dreißigjährigen Krieges litten und ums Leben kamen: Bauern, Handwerker und Soldaten, die mit den Heeren zogen, weil sie sonst keine Chance gehabt hätten zu überleben.

In Lützen wird bisher nur an eines der Schlachtfeldopfer erinnert: an Schwedenkönig Gustav II. Adolf, jenen Mann, der seinen Männern die Vernichtung Bayerns befahl und damit einen Massenmord aus-

\* Im Schlossmuseum Lützen.



# Wie wird man zum glücklichen Hobby-Handwerker?

Jetzt lesen,  
lernen und selber  
machen!



ISBN 978-3-54837-755-1

SPIEGEL ONLINE

ullstein

löste. Die Kapelle neben Rosenbaums Parkplatz in Lützen ist eine Gedenkstätte für den in Schweden noch immer kultisch verehrten Monarchen. 1991 war sogar Königin Silvia von Schweden zu Besuch, ihre Tochter Victoria legte Blumen an dem Findling ab, der angeblich den Fundort des toten Herrschers markiert.

Gustav II. Adolf ist nicht der einzige zwiespältige Protagonist des Dreißigjährigen Krieges, dem noch immer gehuldet wird. In Gedenken an Johann Tserclaes von Tilly, dessen Männer Magdeburg auslöschten, wird jedes Jahr ein »Tillyfest« im oberpfälzischen Breitenbrunn gefeiert, das dem Söldnerführer als Lehen übergeben worden war. Im bayerischen Altötting, wo seine Gebeine liegen, gibt es eine »Tilly-Kapelle«. In einem nahen Gotteshaus wurde bis ins Jahr 2009 hinein jeden Tag eine Messe explizit für den Katholiken gelesen, der 1632 an den Folgen einer Schussverletzung gestorben war.

Auch der 1634 ermordete Kriegsunternehmer Albrecht von Wallenstein kommt zu großen Ehren. Alle vier Jahre veranstaltet ein Verein in Memmingen die »Wallensteinfestspiele«, bei denen bis zu 5000 Männer und Frauen in originalgetreuen Gewändern das Heer- und Trossleben zelebrieren, inklusive einer Schlacht mit Musketen, Kanonen und gespielten Schmerzensschreien.

Es nimmt an diesem Kriegsspiel im Allgäu auch eine Männertruppe teil, die die Kürassiere von General Gottfried Heinrich zu Pappenheim darstellt. Eine martialisches, vom Publikum bestaunte Reiterei ist das, mit Hengsten, schwarzen Brustpanzern und schwarzen Helmen.

Mit Pomp und öffentlichen Geldern wird bis heute Verbrechern gedacht, die sich an dem Wahnsinn des Dreißigjährigen Krieges bereicherten. Für die Abertausenden armen Teufel aus dem Heer, für die Männer, Frauen und Kinder, die zu Millionen gefoltert, vergewaltigt, abgeschlachtet wurden, die an der Pest verreckten oder den Hungertod starben, gibt es kein einziges Denkmal.

Das Land hat seine Toten vergessen, es blendet sie aus, zumindest die namenlosen. Es verharmlost eine Katastrophe. Dabei hat der Krieg, der vor genau 400 Jahren begann, die Deutschen geformt.

Die »German Angst«, sie ist immer noch da. Vielleicht können wir nun beginnen, uns ihrer Ursprünge gewiss zu werden. Um sie irgendwann hinter uns zu lassen. Denn die Welt weiß: Der ängstliche Deutsche ist ein gefährlicher Deutscher.

Guido Kleinhubbert

Video  
**Europas Trauma**

[spiegel.de/sp192018krieg](https://spiegel.de/sp192018krieg)  
oder in der App DER SPIEGEL



# Lass summen

**Landwirtschaft** Eine neue Internetplattform vermietet Bienen von Imkern an Bauern – die Völker sollen Apfelbäume und Erdbeerpflanzen bestäuben.

**D**ie Apfelblüte begann in diesem April etwas plötzlich – fast gleichzeitig, so schien es, sprangen überall die Knospen auf. Claus-Peter Münch, Obstbauer im Alten Land nahe Hamburg, hatte zum Glück vorgesorgt. Mehr als eine Million Honigbienen, geordert übers Internet, schwärmten aus, all die blühende Pracht zu bestäuben.

Die Einsatzkräfte waren mit dem Lastwagen gekommen, verteilt auf 100 Kisten, allesamt gesund und hoch motiviert. Zwei Wochen flogen die fleißigen Summen zwischen Bauer Münchs Apfelbäumen herum, dann kehrten sie zurück in die Heimat, ins Oderland östlich von Berlin. Dort leben die Bienen in der Obhut der Imkerei Keisel. In diesem Jahr haben sie erstmals auswärts für Geld bestäubt. Imkerin Julie Gaworski kann mit einigen Tausend Euro rechnen.

Den Auftrag verdankt Gaworski der Hamburger Firma Beesharing, die im Internet eine Art Jobbörse für Honigbienen betreibt. Otmar Trenk, 30, Student der Politikwissenschaft, hat die Plattform mit zwei Imkerfreunden aufgebaut.

Unter [www.beesharing.eu](http://www.beesharing.eu) können Bienenhalter ihre Völker für den mobilen Einsatz anbieten. Landwirte wiederum melden dort ihren Bedarf an Bestäubern: wann, wo, wie viele? Die Firma organisiert dann den Bienenverleih. Auf Wunsch übernimmt sie auch den Transport und das Aufstellen der Stöcke im Zielgebiet. »Da gibt es einiges zu beachten«, sagt Trenk. »Deshalb haben wir drei uns zu Bestäubungsimkern fortbilden lassen.«

Die Kosten für den Apfelbauern beginnen bei 60 Euro pro Volk, dem Imker bleiben davon rund 45 Euro. Das ist etwa das Doppelte der Preise, die noch vor anderthalb Jahrzehnten für solche Dienste üblich waren. Und sie dürften weiter steigen.

Denn auch andere Nutzpflanzen profitieren von bestäubenden Insekten – darunter Buchweizen und Raps, Ackerbohnen, Sonnenblumen und Blaubeeren. Zwar kommen sie zur Not mit Wind- oder Selbstbestäubung aus. Aber dann setzen sie meist kleinere Früchte oder weniger Samenkörner an. Forscher an der Uni Göttingen haben das am Beispiel der Erdbeere untersucht. Bei

Pflanzen, die sich nur selbst bestäubten, fielen die Früchte eher kümmerlich und knollig aus; zudem verdarben sie schneller.

Wo Insekten auf den Blüten herumwuseln, wird die Fruchtbildung offenbar stärker stimuliert: Ein wichtiges Hormon, das diese steuert, fand sich bei den bekrabbelten Pflanzen in höherer Konzentration.

Im Alten Land, dem größten Obstbaug Gebiet Deutschlands, kommen von jeher Bienen als Saisonarbeiter zum Einsatz. Gut 4000 Völker von auswärts bestäuben in jedem Frühjahr Äpfel, Kirschen und Birnen. »Fast die Hälfte wird von Berufsimkern aus Bayern angeliefert«, sagt Bienenvermittler Trenk.

Solche Imker, die von ihren Bienen leben, gibt es aber nicht viele – in ganz Deutschland vielleicht 500. Und von den rund 130 000 Freizeitimkern wandern die wenigsten mit ihren Völkern der üppigsten Blüte hinterher. In einem Jahr wie diesem,

pflanzen folgen Monate der Ödnis. Dem Notstand wäre leicht abzuwehren: mit Büschen und Blühstreifen entlang der Felder, mit Blumenwiesen. Aber ein insektenfreundliches Milieu finden Bienen heute eher in der Stadt. Irgendwas steht dort immer in Blüte, von Februar bis Oktober.

Ausgerechnet unter Städtern steigt auch die Zahl der Imker seit einigen Jahren stark an. Platz für einen Bienenstock findet sich notfalls auch auf dem Dach oder dem Balkon. Die urbanen Imker halten meist nur wenige Völker; auf den Honigtrug kommt es ihnen nicht unbedingt an. Aber in der Summe bilden sie eine ökologische Macht, nur eben am falschen Ort.

Auch diese Kleinimker möchte die Firma Beesharing fürs Bestäuben mobilisieren. Mitmachen könne, wer mindestens zehn Völker zu bieten habe, sagt Trenk: »Damit lassen sich bei uns schon gut 1000 Euro im Jahr dazuverdienen.«



**Beesharing-Team im Einsatz:** Wann, wo, wie viele?

wo eine jähe Obstblüte auf einen kühlen Frühling folgte, werden gebietsweise schon mal die Bestäuber knapp.

Früher oder später könnte der Mangel chronisch werden. Die Wildbienen, ebenfalls wichtige Pollenverteiler, sind bedroht. Und die Varroamilbe richtet in jedem Winter viele Honigbienenstöcke zugrunde.

Eine Studie, finanziert von der EU, errechnete schon fürs Jahr 2010 ein erhebliches Bestäubungsdefizit: Nur 30 Prozent der im Idealfall benötigten Honigbienen stünden in Deutschland noch zur Verfügung.

Dort, wo die Bienen gebraucht werden, können sie aber kaum mehr leben. Die ausgeräumten Flächen der Landwirtschaft bieten ihnen nur kurzzeitig Nahrung. Auf eine Massenblüte der angebauten Nutz-

Der Markt des Bestäubens war den Kleinen bislang verschlossen, denn Landwirte brauchen in der Regel weit größere Bienengeschwader. Dank der Vernetzung über Beesharing könnte sich das ändern – gut 14 000 Völker sind dort schon registriert. Aus diesem Pool kann die Firma Einsatzteams in gewünschter Stärke zusammenstellen. Wenn der Geschäftsplan aufgeht, wird sie damit zu einer Schaltstelle im mobilen Bestäubungsmanagement.

»Allein im Stadtgebiet von Hamburg leben rund 5000 Bienenvölker«, sagt Trenk. »Damit könnten wir theoretisch die gesamte Obstblüte im Alten Land bewältigen.« Manfred Dworschak





Genetikwunder Axolotl

WILDLIFE

## Im Dunkeln

**Biologie** Das Erbgut des Menschen, vieler Tiere und Pflanzen ist entschlüsselt. Oder nicht? Große Teile, so zeigte sich, entzogen sich unserem Blick. Nun ergründen Forscher die letzten Rätsel der Zelle.

**U**niversität Göttingen, Abteilung Evolution und Biodiversität der Tiere: Hier entstehen Labore für Christoph Bleidorn und seine Mitarbeiter. Der Biologe wechselt gerade aus Spanien auf seinen neuen Lehrstuhl.

Noch sind die Räume leer. Keine Zentrifugen, keine Pipetten, keine Brutschränke, keine Flaschen oder Chemikalienbehälter. Nur Bleidorns Büro ist bereits eingerichtet.

Trotzdem kann der Forscher, der sich vor allem für die genetischen Stammbäume von bestimmten Würmern, Insekten und Bakterien interessiert, schon Erbgutanalysen durchführen. »Das geht am Schreibtisch«, sagt er und legt eine silbrige Metallbox vor sich hin, keine hundert Gramm schwer, mit USB-Anschluss.

Das Kästchen ist ein Sequenziergerät der sogenannten dritten Generation. Und so unscheinbar es auch wirken mag, es

steht für einen gewaltigen Umbruch, der sich gegenwärtig in der Genomforschung vollzieht. Wissenschaftler vieler Fachrichtungen von der Evolutionsbiologie bis zur Krebsforschung erhoffen sich Antworten auf ihre drängendsten Fragen.

Denn manche Geräte der neuen Generation sind nicht nur – im Vergleich zu ihren Vorgängern – winzig und leicht zu bedienen. Sie geben auch den Blick frei auf Bereiche der Erbsubstanz, für die Genforscher bisher blind waren.

So auch der »MinION«, eine Erfindung der britischen Biotechfirma Oxford Nanopore Technologies, der jetzt auf Bleidorns Tisch steht. Er liest die Abfolge der DNA-Bausteine G, A, T und C direkt ab, während das isolierte Erbgut durchläuft.

Auch weil die Vorbehandlung von Proben im Labor weniger kompliziert ist, können Forscher das Gerät praktisch überall

einsetzen. »Das ist schon Luxus«, sagt Biologe Bleidorn, »so einfach war es noch nie.«

Daher häufen sich die Einsätze der Wunderkästchen:

- Es waren solche Nanopore-Geräte, mit denen Wissenschaftler bei der Ebola-Epidemie 2015 in Westafrika vor Ort der Frage nachgingen, wie sich das Virus veränderte und ausbreitete.
  - 2016 gelang der US-Astronautin Kate Rubins auf der Internationalen Raumstation mit dem »MinION« die erste Sequenzanalyse im Weltall.
  - Ein britischer Lebensmittelkonzern plant gemeinsam mit der University of Warwick ein Verfahren zu entwickeln, mit dem sich falsch etikettiertes Fleisch aufspüren lässt.
  - Innerhalb der nächsten zehn Jahre wollen Molekularbiologen unter anderem mit solchen Geräten die DNA von allen bekannten Tier-, Pflanzen-, Pilz- und Einzellerarten auf der Erde entschlüsseln: 1,5 Millionen Erbgutsätze werden am Ende des »Earth BioGenome Project« vorliegen, eines gigantischen Unterfangens, das Forscher um Harris Lewin von der University of California in Davis Mitte April vorstellten.
- Genomanalysen von allem und jedem, ausgeführt von Forschern oder gar von wis-

senschaftlichen Laien, an jedem Ort der Welt inklusive All – welch ein unglaublicher Fortschritt angesichts dessen, dass der Mensch erst vor gut vier Jahrzehnten mühseligst das erste Virusgenom enträtselt hat.

An der Entschlüsselung des menschlichen Genoms tüftelten Hunderte Wissenschaftler viele Jahre lang. Als es im Jahr 2003 endlich vorlag, hatte die Jagd nach diesem heiligen Gral in der Zelle mindestens 500 Millionen Dollar verschlungen. Seither sind die Methoden schneller, einfacher und billiger geworden – und das in schwindelerregendem Tempo.

Der jüngste Quantensprung betrifft die Qualität der Daten. Denn das bisher entschlüsselte menschliche Erbgut ist nicht komplett – ebenso wenig wie die bis heute veröffentlichten Genome vieler Tiere, Pflanzen und Mikroorganismen. Mehr als ein Viertel des Erbguts, schätzen Experten, kann bei manchen Spezies mit den derzeit gängigen Methoden durchs Raster fallen.

Der Grund: Bei dem heute üblichen Sequenzierablauf wird die DNA in kleine Abschnitte von mitunter weniger als hundert Bausteinen zerhackt. Für ein vollständiges Genom sind dann viele Schnipsel nötig, das des Menschen zum Beispiel umfasst rund drei Milliarden Bausteine. Die Fragmente werden analysiert und von Computerprogrammen an jenen Stellen wieder zusammengesetzt, wo ihre Enden überlappen.

Das klappt gut, solange der Buchstaben-salat genügend Unterschiede aufweist. Doch wenn sich Abfolgen oft wiederholen, lassen sie sich keinem eindeutigen Platz zuordnen. Das sei, sagt Forscher Bleidorn, »als wollten Sie ein Puzzle legen, hätten aber den Karton verloren, und zu allem Übel zeigt das Bild ganz viel blauen Himmel«.

»MinION« dagegen – und ein weiteres neues Prinzip, das die kalifornische Firma PacBio ersonnen hat – kann un-

gleich längere Abschnitte entziffern: »MinION«-Sequenzschnipsel sind bis zu knapp einer Million DNA-Bausteine lang. So bleibt den Forschern immer noch ein Puzzle, aber eben eines mit viel weniger Teilen.

Für Bleidorn ist das wichtig, weil er endlich Lücken im Erbgut eines seiner Forschungsobjekte schließen kann: Das Bakterium *Wolbachia* ist eine weltweit verbreitete Mikrobe. Ihr Genom war bislang im Vergleich zu anderen Bakterien schwer zu sequenzieren.

Bleidorn hofft nun auf Erkenntnisse, wie der Siegeszug dieses Einzellers in der Evolution verlaufen ist – und wie dieser dabei zu seinen bizarren Eigenschaften gelangte: Das Bakterium kann in die Fortpflanzung seiner Wirte eingreifen und zum Beispiel männliche Insektenembryonen in weibliche verwandeln.

Wissenschaftlern um Karen Miga von der University of California in Santa Cruz glückte unlängst ein Durchbruch in der Erforschung menschlicher Genome: Sie veröffentlichten den ersten Bauplan eines Centromers. Das ist jener Bereich eines Chromosoms, an dem seine Hälften während der Zellteilung miteinander verbunden sind.

Im Centromer finden sich besonders viele jener Wiederholungen, die bislang kaum zu enträtseln waren. Zugleich aber ist die Region entscheidend für die Zellteilung. Landet zu viel oder zu wenig Erbsubstanz in einer der beiden Tochterzellen, kann das fatale Folgen haben. Verstünden sie besser, was im Centromer vor sich geht, glauben die Wissenschaftler, wüssten sie auch mehr darüber, warum Krebs entsteht oder wie genau Zellen altern.

Forscher aus Dresden, Heidelberg und Wien untersuchen jetzt viel genauer als zuvor, wie Gewebe regeneriert. Mit der PacBio-Methode haben sie gerade das größte Genom entschlüsselt, das sich Wis-

senschaftler je vorgenommen haben: das des Axolotls. Verliert der Schwanzlurch ein Bein, sprießt nach kurzer Zeit an derselben Stelle ein perfekter Ersatz. Selbst durchtrenntes Rückenmark oder zerstörtes Netzhautgewebe im Auge stellt das Amphibium mit dem Riesengenom – es ist etwa zehnmal so groß wie das des Menschen – wieder her.

Und es kommt Erbsubstanz ans Licht, deren vermeintliches Fehlen Biologen Rätsel aufgab. So gingen Forscher lange davon aus, dass Vögel im Laufe der Evolution Genmaterial über Bord geworfen haben – ihnen schienen im Vergleich zu Säugetieren viele Gene zu fehlen. Biologen um Fidel Botero-Castro von der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität haben entdeckt, dass dieses Erbgut durchaus da ist – offenbar konnte es bisher nur nicht sequenziert werden.

Wenn 10 bis 20 Prozent der Gen-Ausstattung übersehen würden, sagt Castro, »dann fehlen wichtige Informationen für die Erforschung der Evolution verschiedener Arten«.

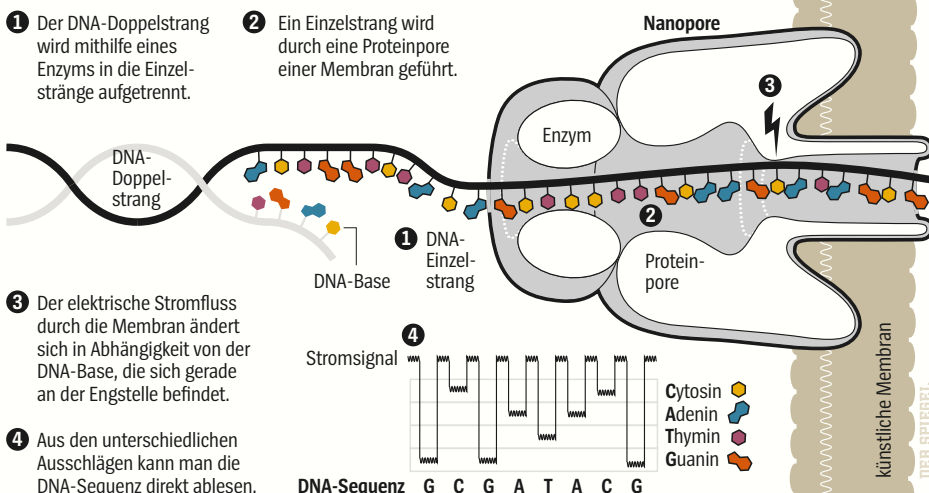
Auf ein ähnliches Phänomen stieß unlängst Adam Hargreaves von der University of Oxford. Ihn interessierte Psammomys obesus, die Fette Sandratte. Die Wüstenbewohnerin kommt in der Natur mit wenig Wasser und knapper Nahrung aus. Stellt man ihr in Gefangenschaft kalorienreiches Nagerfutter vor die Nase, wird sie dick und zuckerkrank. Stoffwechsel-forschern dient sie daher als Modell für die Entstehung von ernährungsbedingtem Diabetes.

Macht seine genetische Ausstattung das Tier besonders anfällig für das Leiden? Um diese Frage zu klären, suchte Hargreaves nach einem bestimmten Gen, das den Insulinhaushalt steuert. Zu seiner Überraschung besaß das Nagetier dieses Gen gar nicht. Jedenfalls sah es so aus, bis Hargreaves mit anderen Methoden danach fahndete. Nun kann er klären, wie es sich von jenen anderer Nager unterscheidet, die weniger schnell zuckerkrank werden.

Alexander Suh von der schwedischen Universität Uppsala untersucht am Beispiel der Paradiesvögel sogenannte springende Gene, also kleine Bereiche im Erbgut, die ihre Position wechseln können. Suh will wissen, welchen Einfluss diese »Transposons« auf die Entstehung neuer Eigenschaften oder gar ganz neuer Arten haben. So sehen Männchen nahe verwandter Arten von Paradiesvögeln oft extrem unterschiedlich aus.

»Wir haben jetzt Zugriff auf kaum erforschte Bereiche des Erbguts«, sagt Suh, »und wir werden ganz sicher vieles finden, was total unwichtig ist. Und hoffentlich einiges von riesiger Bedeutung.« Julia Koch

## Wie eine Nanopore funktioniert





# Kultur

Der sicherste Weg in die Isolation liegt darin, einen Fetisch zu entwickeln, der jeden Partner abstößt. ► S. 118



Schauspielerin Alice Eve in »Pellea[s]«

JOSEPHINE MECKSEPER

Zeitgeschichte

## »Gegenstrom der Bilder«

*Die in New York lebende deutsche Künstlerin Josephine Meckseper über ihren trumpkritischen Film »Pellea[s]«, der vor wenigen Tagen im Whitney Museum in Manhattan US-Premiere hatte*

**SPIEGEL:** Die Parade zu Donald Trumps Amtseinführung, der Protestmarsch der Frauen und eine düstere Liebesgeschichte – warum verbinden Sie das?

**Meckseper:** Weil ich zeigen wollte, wie sich verschiedene Konflikte überschneiden: ein menschliches Drama mit einer größeren Umwälzung, einer Katastrophe.

**SPIEGEL:** Meinen Sie damit die Wahl Trumps? In Ihrem Film wirken die Feierlichkeiten furchterregend.

**Meckseper:** Wir haben am Tag der Amtseinführung in Washington gefilmt, es war

sehr schwierig, die Genehmigung dafür zu erhalten. Ich wollte aber eine Darstellung von diesem Tag schaffen, die so in den amerikanischen Medien nicht zu finden war. Ich wollte einen Gegenstrom an Bildern erzeugen, meine subjektive Sicht dagegenstellen.

**SPIEGEL:** Dazu entwerfen Sie eine Liebesgeschichte zwischen einem Soldaten und zwei Frauen, die in modernistischer und neoklassizistischer Architektur spielt. Der Zuschauer wähnt sich in einer kalten Diktatur.

**Meckseper:** Wir haben auch diese Szenen in Washington gedreht, das war mir wichtig, die Stadt wirkt stellenweise wie eine europäische Filmkulisse. Dazu die Musik Arnold Schönbergs. Diese Atmosphäre soll ein Verweis auf die Geschichte Europas im 20. Jahrhundert sein.

**SPIEGEL:** Sie greifen dafür auf das historische Schauspiel »Pelléas et Mélisande« zurück, einen Kampf zweier Brüder um eine junge Frau. Aber bei Ihnen wird der Mann zum schwachen Geschlecht.

**Meckseper:** Der Mann spricht die Sätze der Mélisande. Eine der Frauen dagegen sagt, sie unterstütze das neue Regime. In der Realität ist es so: Auch Frauen haben Trump gewählt.

**SPIEGEL:** Viele Künstler scheuen Kritik an Trump. Welche Reaktionen erleben Sie?

**Meckseper:** Die Finanzierung war nicht einfach, hauptsächlich weil ich nur wenige Monate zwischen dem Wahltag und dem Dreh hatte. Natürlich waren einige amerikanische Mäzene auch etwas verunsichert. Aber nun, da der Film fertig ist, interessieren sich viele Museen dafür. UK

Theater

## Stolzer Marsch

● In Bochum soll am ersten Maisonntag erstmals ein Demonstrationszug von Schauspielerinnen und Schauspielern gegen Ausbeutung und Sexismus protestieren und für mehr Gerechtigkeit im Film- und Theaterbetrieb werben. Die Schauspielerorganisation Ensemble-Netzwerk

lädt unter dem Motto »Parade der Darstellenden Künste« zu einer Veranstaltung, die an Vorbildern wie den Berliner Karneval der Kulturen und die Festzüge zum Christopher Street Day anknüpfen will. Man wolle auf die »soziale Unsicherheit und die oftmals geringe Wertschätzung der Arbeit« von Schauspielern aufmerksam machen, heißt es in der Ankündigung. Die Veranstalter rechnen mit bis zu

500 Teilnehmern. Prominentester Redner des Spektakels dürfte der Schauspieler Jürgen Vogel sein. »Für unsere freie, demokratische Gesellschaft«, heißt es stolz im Parade-Aufruf. Ziel der Demonstration sei neben dem Protest gegen die Bedrohung von Kulturinstitutionen in verschiedenen europäischen Nachbarländern auch Widerspruch gegen »die Infragestellung der öffentlichen Rundfunkgebühr«. HÖB

Kino

## Leinen los

● »Der größte Schauspieler der Welt«, hat Marlon Brando einmal gesagt, seinerseits auch kein ganz schlechter Schauspieler, »ist mein Hund. Wenn er Hunger hat, tut er so, als ob er mich liebt.« Nicht immer ist das Verhältnis zwischen Haustier und Herrchen so harmonisch. Die Hunde in Wes Andersons Animationsfilm »Isle of Dogs – Ataris Reise« sind sogar echte Underdogs: verlaute Viecher, ausgesetzt auf einer Insel, die einer japanischen

Großstadt als Mülldeponie dient. Kein Mensch weit und breit, der sie füttert oder streichelt, bis ein kleiner Junge kommt, um seinen besten Freund zu suchen. Regisseur Anderson (»Grand Budapest Hotel«) hat seinen Film nicht am Computer zusammengetrickst, sondern in altmodischer Handwerkskunst mit Puppen gedreht, die Bild für Bild animiert wurden (Kinostart: 10. Mai). Herausgekommen ist dabei ein wunderbar skurriles, melancholisch-lustiges Meisterwerk, das Cineasten jeden Alters begeistern dürfte. Wau! mwo



Filmszene aus  
»Isle of Dogs –  
Ataris Reise«

FOX DEUTSCHLAND

Fernsehen

## Die DDR darf nicht sterben

● Je länger sie Geschichte ist, desto beliebter scheint die DDR zu werden – zumindest bei Drehbuchautoren und Regisseuren. Auch die preisgekrönte ARD-Serie »Weissensee«, ursprünglich

erfunden von der Autorin Annette Hess, einer Westdeutschen, erzählt eine Familiensaga vor DDR-Kulisse. Für morbiden Grusel sorgt, dass die Familie gespalten ist: Der Vater (gespielt von Uwe Kockisch) und einer seiner Söhne sind Stasioffiziere, der andere Sohn ist Regimegegner. Wird in der vierten Staffel die Gerechtigkeit siegen? Die sechs neuen Episoden (ab 8. Mai im Ersten) spielen im Jahr 1990, die DDR geht ihrem wohlverdienten Ende entgegen. Bürgerrechtler verzweifeln an der Bräsigkeit ihrer Landsleute, während sich die alten Stasileute auf den Kapitalismus vorbereiten. Der Bösewicht der Serie, verkörpert von Jörg Hartmann, sitzt nach einem Attentat im Rollstuhl. Seine Physiotherapeutin (Jördis Triebel) war einst Gefangene in einem Stasiknast. Mit solchen recht vorhersehbaren Konstellationen will Regisseur Friedemann Fromm Spannung erzeugen. Doch er hat offenbar kein allzu großes Vertrauen in die Zuschauer: In vielen Szenen wirken die Schauspieler unterfordert; sie sagen nur, was ohnehin jeder sieht. Die neue Staffel von »Weissensee« ist hübsch bebildeter Nachhilfeunterricht in Zeitgeschichte, aber auch nicht mehr. mwo



Szene aus »Weissensee«

FREDERIC BÄTTER / ARD

Nils Minkmar **Zur Zeit**

## Was wären In- ohne Ausländer?



Wer linksliberal ist, gilt als Ausländerfreund, wer hingegen rechts ist, als Ausländerfeind. Diese Zuordnung

ist wie Hotelkunst: Gibt es schon ewig, aber niemand weiß, warum. Und je genauer man hinsieht, desto schwindliger wird einem. Derzeit ist eine linksliberale Position hierzulande jedoch durch die Distanz zu zwei Ausländern gekennzeichnet – Wladimir Putin und Donald Trump. Beide behaupten, dass sie ihre Inländer besonders liebten, aber Sozialpolitik interessiert sie herzlich wenig. Auch deutsche rechte Politiker behaupten, für Inländer zu agieren, dabei kommen sie mit der Weltanschauung Putins und des Senders Russia Today besser klar als mit der Bundeskanzlerin und der hiesigen Medienlandschaft. Als linksliberaler Mensch und angeblicher Ausländerfreund kann ich mich nicht über die Flüchtlingswelle von 2015 freuen, denn sie ist die Folge eines Verrats der syrischen Regierung an ihren Bürgerinnen und Bürgern. Später fand ich die Aufnahme der Flüchtlinge in Deutschland gut und richtig, zugleich hoffe ich, dass sie bald wieder nach Hause können. Ich kann mir vorstellen, dass man es in Aleppo schöner findet als im Saarland – wenn man aus Aleppo kommt jedenfalls.

Der bayerische Ministerpräsident Markus Söder versucht, sich rechts zu profilieren und um Inländer zu werben. Dazu setzt er auf das Symbol eines jüdischen Palästinensers, dessen religiöse Offenbarung zu einer Konfession wurde, die aus Rom regiert wird. Ein katholischer Ire wird sich über das bayerische Kreuz mehr freuen als ein Münchner, der nicht an Gott glaubt. Wählen kann freilich nur einer von beiden, und so stellt sich die Frage, ob Söders religiöses Empfinden seine Urteilskraft trübte. Das kann jedem passieren: Wie viele Linke gerieten ins Schwärmen über den edlen Ausländer in Nicaragua oder sonst wo? Es war albern. Eines Tages wird es den Erdenausweis für jeden geben, aber bis dahin sind In- und Ausländer aufeinander angewiesen, denn es gibt den einen nicht ohne den anderen. In Deutschland hätten wir ohne den Ausländer gar kein Thema mehr. Dann müsste man sich Gedanken machen, und wer weiß, wohin das führt.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.



# Radikal verzweifelt

**Autorinnen** Die eine schreibt über Feminismus, die andere über Rassismus, die eine ist neurotisch, die andere politisch: Melissa Broder und Brit Bennett sind ziemlich unterschiedlich – aber beide sind nun Stars der US-amerikanischen Literatur. Ein Besuch in Los Angeles. *Von Philipp Oehmke*



ROBERT GALLAGHER / DER SPIEGEL

**Publizistin Broder:** Beinah zwanghafte Geständnisse

**D**ie vergangene Woche schien wieder besonders hart für die junge Frau hinter dem Twitter-Account SoSadToday. Panikatacken, Selbsthass und Depression hatten sie offenkundig aufs Neue erwischt, sie setzte mehrere Tweets pro Tag ab.

»I was fine till you gave me hope«, lautete einer: Mir ging es gut, bis du mir Hoffnung machtest. Davor hieß es bereits: »my anxiety is approximately the size of america«, meine Angst ist so groß wie Amerika. Und schließlich die Frage: »am i actually supposed to, like, live my life?« – verlangt man tatsächlich von mir, sozusagen, mein Leben zu leben?

Die 640 000 Follower von SoSadToday werden die Tweets vielleicht dennoch nicht allzu sehr beunruhigt haben. Im Gegenteil, dies ist der Stoff, den sie hier erwarten: zu Aphorismen stilisierte weibliche Verzweiflung.

Der Account tauchte zum ersten Mal im Jahr 2012 bei Twitter auf, er wurde schnell zum Inbegriff einer Bewegung, die sich irgendwo in den Untergruppen des modernen Feminismus einsortierte und als »Sad Girl Theory« zu einer Form weiblichen Widerstands erklärt wurde.

Wahrscheinlich lässt es sich tatsächlich als Ausdruck von Subversion verstehen, die Umwelt, vor allem die männliche, mit dem eigenen Unglück, der eigenen Unzulänglichkeit, Unsicherheit, dem Selbsthass, den Süchten und Fetischen zu überhäufen und damit ein traditionelles weibliches Rollenmuster – fröhlich oder zumindest gefasst zu sein – zu unterlaufen. Schöpferin des Begriffs »Sad Girl Theory« ist die Künstlerin Audrey Wollen, die in einem Interview erklärte: »Ich fühlte mich ein bisschen abgestoßen vom derzeitigen Feminismus, denn er verlangte so viel von mir – Selbstliebe, großartigen Sex, beruflichen Erfolg –, was ich einfach nicht zu bieten habe.« Girls' Sadness hingegen sei nicht passiv, narzisstisch oder hohl, sondern eine Geste der Befreiung, artikuliert und informiert, ein Weg, die Hoheit über Körper, Identität und Leben zurückzufordern.

Nach drei Jahren in der Anonymität und wilden Spekulationen darüber, wer sich hinter SoSadToday verbergen könnte, outete sich die Lyrikerin Melissa Broder in einem Interview mit dem »Rolling Stone« als Verfasserin der SoSadToday-Tweets.

Broder lebt in Los Angeles, in einem Haus am Hang im Benedict Canyon, einen Hügel weiter liegt die Villa, in der vor vielen Jahren Roman Polanski und Sharon Tate gewohnt hatten, bevor Tate dort von Mitgliedern der Manson-Familie umgebracht wurde, worüber Broder einen so gleich informiert, ja, das sei die morbide Aura hier, SoSadToday.

Broder ist sonst allerdings außerordentlich guter Laune, offenbar gilt nicht nur

für Literatur, sondern auch für Tweets, dass man das literarische Ich nicht mit dem der Autorin verwechseln darf. Die vielen Tweets über ihre Essstörung sieht man ihr allerdings schon an. Die zweite Überraschung: Broder ist verheiratet. Und das seit 13 Jahren (ein paar Jahre davon in offener Beziehung). Ehrlich gesagt, wer nur all die Macken und Ticks aus ihren Texten kennt, würde es für unmöglich halten, dass jemand es länger als eine Woche mit ihr aushält.

Sie habe damals einfach ihre Identität enthüllen müssen, erzählt Broder, denn die Tweets allein hätten ihr nicht mehr gereicht. Sie spürte einen Drang, in aller Ausführlichkeit und nicht nur in 280 Zeichen von ihren psychischen, physischen und sexuellen Problemen zu berichten. Wegen ihrer vielen Follower, darunter Berühmtheiten wie Katy Perry oder Miley Cyrus, boten die Verlage Broder viel Geld für ihre Traurigkeit. Und so erschienen ebenfalls unter dem Titel »SoSadToday« 2016 Broders streng biografische Essays, die mit zum Intimsten und zugleich Krassesten gehören, was es wahrscheinlich derzeit in englischer Sprache zu lesen gibt.

### **»Das Berühren des Bildschirms, um Twitter zu aktualisieren, ist wie bei einem Spielautomaten.«**

Es sind beinahe zwanghafte Geständnisse, Broder scheint mit vielen Süchten zu kämpfen. Die Sucht aber, die als übergeordnetes Thema über ihrer Arbeit steht, ist jene, Dinge zu gestehen, die jeder, einschließlich Broder, als beschämend empfindet. Wir wissen nun, dass sie noch nie das Gefühl hatte, einem anderen Menschen zu genügen; dass sie sich Sorgen darüber macht, dass ihre Schamlippen nicht symmetrisch und mit der Zeit nachgedunkelt sind; dass ein Mann sie zum Sex ins Hotel einlud, aber kein Zimmer gebucht, sondern sie bloß auf der öffentlichen Hoteltoilette anal penetriert hat, was sie angemessen fand; dass der sicherste Weg in die soziale Isolation darin liegt, schon in jungem Alter versehentlich einen sexuellen Fetisch zu entwickeln, der fast jeden Sexualpartner abstößt (Broders besteht darin, dass sie möchte, dass sich ihr Partner während des Aktes übergibt).

Sie bietet eine Coke Zero an und macht sich selbst eine auf. Das Getränk, sagt sie, füge ihrem täglichen Kalorienpegel keine weiteren hinzu, schon mal gut. Aus ihrem Essay »I Want To Be a Whole Person But Really Thin« (»Ich möchte eine vollwertige Person sein, aber richtig dünn«) wissen wir, dass sie nicht Essen, sondern ausschließlich

Kalorienzahlen konsumiert. »Es ist nur eine Illusion der Kontrolle, wirklich, aber diese Illusion ist alles«, schreibt sie, »durch sie fühle ich mich geschützt. Sie verschafft mir Ruhe in meinem Kopf. Alles, wonach ich mich immer gesehnt habe, ist Frieden.«

Broder hat sich vorgenommen, für die Stunde, die wir nun in der Sonne auf der Terrasse mit Blick über die Hügel Hollywoods über sie reden wollen, ihr Telefon nicht anzufassen. Man sagt ja schnell, jemand sei »süchtig« nach seinem Handy, nach Facebook, nach Twitter, Instagram. Aber Broder behauptet, sie sei es wirklich, im klinischen Sinne: »Das Berühren des Bildschirms, um Twitter zu aktualisieren, das sich dann drehende Rädchen, um zu sehen, ob es neue Antworten, Retweets oder Likes gibt«, sagt sie, »ist wie bei einem Spielautomaten, bei dem man den Hebel runterzieht und die Rädchen anfangen, sich zu drehen.«

Natürlich mag sie es, interviewt zu werden, weiter über sich zu reden und dabei ihr Leid in lustige Einzeiler und Punchlines zu gießen. Sie hat das über Jahre geübt. Man fragt sich, ob sie sich trotz aller intimer Mitteilungssucht eine Ecke in ihrer Seele bewahrt hat, die wir nicht kennen. Es ist gar nicht so angenehm, mit jemandem zu sprechen, von dem man mehr weiß, als man zu erfahren verlangt hat. Insofern stimmt die Theorie der Künstlerin Audrey Wollen: Dieser Offenbarungsdrang ist wirklich eine Form von Subversion und Selbstermächtigung.

Das Interessante (und Grund für diesen Besuch) ist, dass Broder nach Gedichten, Tweets und Essays nun einen Roman geschrieben hat. Also jene Form, in der Erlösung durch das persönliche Geständnis nicht möglich ist, schließlich ist theoretisch alles Fiktion und kann nicht der Autorin zugeschrieben werden.

Der Roman heißt »Fische«, ist diese Woche in den USA erschienen und kommt nächste Woche auf Deutsch heraus\*. Broder sagt, der Versuch, etwas vermeintlich Fiktives zu schreiben, sei auch der Versuch, von den persönlichen Geständnissen wegzukommen. Wer allerdings die biografischen Texte Broders kennt, erkennt im Roman vieles wieder, zum Beispiel die Szene aus der Hoteltoilette.

Broder erzählt die Geschichte von Lucy, wie sie selbst eine Frau Ende dreißig, deren langjährige Beziehung in die Brüche geht und die von Phoenix, Arizona, nach Venice Beach bei Los Angeles zieht, wo sie das Haus am Strand sowie den diabetischen Hund ihrer Schwester hüten soll. Da sie ihrem Ex-Freund beim finalen Trennungstreit das Nasenbein gebrochen hat, ist sie gezwungen, dort eine Therapiegruppe

\* Melissa Broder: »Fische«. Aus dem Englischen von Eva Bonné. Ullstein; 352 Seiten; 21 Euro.



für sex- und beziehungsgestörte Frauen zu besuchen. Lucy hat ein ähnlich ramponiertes Selbstwertgefühl wie Broder (und eine ähnlich ausgewachsene Depression) und trifft sich über die App Tinder mit Männern, die sie ausnutzen (Hoteltoilette) oder offenbar absurd hässlich sind (»Vielleicht war dieser Affenwerwolf alles, worauf ich hoffen konnte«).

Nachts auf den Steinen des Piers trifft Lucy einen Schwimmer, der nie aus dem Wasser kommt, sich meist kurz mit ihr unterhält, sie einmal aus dem Wasser heraus oral befriedigt und dann weiterschwimmt. Sie verlieben sich, und als der Schwimmer endlich aus dem Wasser steigt, ist er kein Schwimmer, sondern ein Wassermann mit Schwanzflosse, die allerdings, wie Lucy zu berichten weiß, glücklicherweise erst unterhalb seines anderen Schwanzes wächst. Es entsteht so etwas wie echte Liebe, was auch an der Bedürftigkeit des Wassermanns liegt; er kann zum Beispiel nicht laufen, also muss Lucy ihn in einem Karren am Strand abholen und zu sich nach Hause fahren.

Die ordinär-feministische Lesart bestünde nun in dem Gedanken, den Late-Night-Moderator Jimmy Kimmel bei der diesjährigen Oscarverleihung in Zusammenhang mit dem Gewinnerfilm »Shape of Water« geäußert hat: »Wir werden dieses Jahr immer als das Jahr in Erinnerung behalten, in dem wir Männer es so versaut haben, dass Frauen begannen, etwas mit Fischen anzufangen.«

Trotz seiner Nachteile scheint der Meeremann perfekt, doch am Ende erfordert die Liebe zu ihm trotzdem die Selbstaufgabe der Frau, er verlangt, dass Lucy mit zu ihm hinab auf den Meeresgrund kommt. Beide wissen, dass das ihren Tod bedeutete. Doch das mache ihm nichts, er habe dort schon 17 andere (tote) Frauen. Der Tod schreckt Lucy nicht so sehr ab, wohl aber die Tatsache, dass da schon 17 Frauen sind.

Autorinnen wie Virginia Woolf oder Sylvia Plath haben bereits vor Jahrzehnten weibliche Depression und Ausweglosigkeit zu großen Texten verarbeitet. Melissa Broder unterscheidet sich in zwei Punkten: Sie macht Verzweiflung leicht zugänglich sowie radikal komisch, und sie fragt nicht nach Schuldigen: Kein früherer Ehemann, nicht die Kindheit, nicht die Eltern sind schuld. Heute, da alle ohnehin durchtherapiert sind und die vermeintlichen Ursa-



**Schriftstellerin Bennett**

All die guten Absichten der linksliberalen Weißen

chen ihrer Erkrankungen in jedem Anonyme-Alkoholiker-Treffen sofort runterbeten können, verlieren die Ursachen ihre Bedeutung.

Wenn man von Broders Terrasse über den Hügel guckt, blickt man ins San Fernando Valley, dort, in Encino, nur ein paar Meilen entfernt, lebt eine weitere Schriftstellerin, die mit ihren Essays in letzter Zeit Aufsehen erregt hat. Brit Bennetts Texte handeln von dem anderen großen Thema, das die Gedanken junger Amerikaner neben dem Feminismus beherrscht. Bennett, mit 27 gut 10 Jahre jünger als Broder, ist durch den Essay »I Don't Know What to Do with Good White People« berühmt geworden – es geht um Rassismus.

Der Text handelt davon, dass all die bestimmt guten Absichten der linksliberalen weißen Millennials, von denen sie umgeben ist, ihr als Afroamerikanerin so lange nichts nützen, wie immer wieder weiße Polizisten nicht verurteilt oder zumindest angeklagt werden, wenn sie Schwarze töten. So geschehen mit Darren Wilson, der in Ferguson Michael Brown erschossen hatte, oder mit den Polizisten, die Eric Gar-

ner im Schwitzkasten erstickten ließen. Bennetts Text berichtet von ihrer Qual als Afroamerikanerin aus der oberen Mittelschicht (ihr Vater war Staatsanwalt), ständig gezwungen zu sein, über die Absichten der Weißen nachdenken zu müssen: Glaubte die weiße Frau am Flughafen, sich vor-drängeln zu dürfen, weil sie, Bennett, schwarz ist? Oder war sie einfach nur in Eile und unhöflich?

Ihr Vater sei in South Central Los Angeles aufgewachsen, sagt Bennett, er hatte Asthma, deswegen hätten die Gangs und Gangster ihn in Ruhe gelassen, er saß zu Hause und habe gelesen und wurde Staatsanwalt. Einmal habe er ihr erzählt, wie Polizisten des Los Angeles Police Department mit Gewehren im Anschlag ihn als jungen Mann gestoppt, aus dem Auto gezogen und verhaftet hätten. Dass er Staatsanwalt und somit sozusagen ihr Boss war, hätten sie ihm nicht geglaubt; sie hielten ihn für einen flüchtigen Verdächtigen, die Beschreibung passte: schwarz.

Hat sie angesichts dieses täglichen Rassismus, den ihr Vater erleiden musste, überhaupt das Recht, sich über eine dumme Oma am Flughafen aufzuregen, fragt Bennett sich in dem Text.

Der Essay ist so frappierend gut und nuanciert geschrieben und weitere, die folgten, sind es ebenso, dass Bennett inzwischen als die wichtigste kulturelle afroamerikanische Stimme neben Ta-Nehisi Coates gilt, der in etwa zur selben Zeit den inzwischen weltberühmten offenen Brief an seinen Teenagersohn verfasste, der als Essay unter dem Titel »Zwischen mir und der Welt« erschienen ist.

Bennett hat ein Ausflugscafé in einem Park an einem künstlichen See in Encino als Treffpunkt gewählt. Encino ist eine biedere, aber hübsche Vorstadt für weiße Amerikaner, denen in Los Angeles zu viel Verkehr und auch sonst zu viel los ist. Bennett lebt hier, weil es billig und ruhig ist und sie hier schreiben kann. Sie ist neben dem Gärtner die einzige Schwarze im ganzen Park, aber sie scheint das nicht mehr zu bemerken. Sie ist hier, um über ihren Roman »Die Mütter« zu sprechen.

Nach ihrem Essay über die »Good White People« hat eine Literaturagentin sie angesprochen, Bennett sollte den Text auf Buchlänge ausdehnen und die

# Toskana oder Provence? Sylt oder Rügen?

**Wo ist Europa am schönsten?**

Die neue  
Reise-Serie

**Ab 9. Mai in  
der ZEIT**

REISE-SERIE

**DIE**  **ZEIT**

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR





WEITWINKEL

## Endlich müllfrei

Plastikstrudel im Ozean, Mikroplastik in Gewässern und Böden: Unser Müllproblem betrifft längst den gesamten Planeten. Wir verpacken fast alles und nutzen vieles nur ein einziges Mal. Knapp die Hälfte unseres Hausmülls sind Verpackungen. Die Deutschen gelten als Musterrecycler – doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Wo wird in Deutschland der meiste Hausmüll produziert? Hält das Recycling, was es verspricht? Geht das Konzept von Bioplastik auf? Drei Wege aus der Abfallkrise.

Sehen Sie die Graphic Story im digitalen SPIEGEL, oder scannen Sie den QR-Code.



JETZT DIGITAL LESEN

weibliche Ta-Nehisi Coates werden. Doch Bennett arbeitete zu dem Zeitpunkt bereits seit mehreren Jahren an einem Roman, den sie mit 17 im College begonnen hatte, und bot stattdessen diesen der Agentin an.

2016 erschien »The Mothers« in den USA und wurde für viele der Roman des Jahres. Tatsächlich bietet er die beeindruckendste Betrachtung dieser ewigen Herausforderung, die Familie und Freundschaft darstellen, sowie all der zu treffenden Entscheidungen, die am Ende das Leben ausmachen, seit Jonathan Franzens »Korrekturen«. Auch Bennetts Roman, der gerade auf Deutsch erschienen ist, handelt irgendwie von der »African American experience«, ist aber so viel subtiler als jeder ihrer Essays\*. Das Revolutionäre des Romans, auch für afroamerikanische Literatur, besteht darin, dass die Konflikte der Romanfiguren universell erscheinen – ein Selbstmord der Mutter, eine ungewollte Schwangerschaft der Teenagertochter, Abtreibung, eine Dreiecksbeziehung, gescheiterte Lebenshoffnungen. Das Leben dieser Figuren spielt nicht wie andere große afroamerikanischen Epen im Süden, in Alabama oder Louisiana, und auch nicht in den »inner cities« von Baltimore oder Chicago, sondern im Süden Kaliforniens, in einem Küstenstädtchen bei San Diego. Jede Figur in dem Roman hat, sofern nicht anders angegeben, schwarze Hautfarbe, und beim Lesen muss man sich manchmal daran erinnern.

Als ich dies, etwas verlegen, Bennett in dem Café am See erzähle, lacht sie, und sagt, das höre sie nicht zum ersten Mal, das gehe sogar Afroamerikanern so. Wahrscheinlich hält sie mich auch für einen dieser »good white people«, mit denen sie eigentlich wenig anfangen kann, deren guten Willen sie aber honoriert. Ich sage ihr, dass in Deutschland Schwarze nie von der Polizei erschossen würden, auch wenn sie im Görlitzer Park in Berlin Drogen verkaufen.

»Hoffentlich können die Deutschen dann mit dem Roman überhaupt etwas anfangen«, sagt Bennett. In Frankreich, wo das Buch schon erschienen ist, sei die Resonanz sehr groß gewesen.

Und auch sie, sagt Bennett, lerne nie aus, was das komplizierte Geflecht von Hautfarben in den USA angehe. Als sie von Kalifornien nach Ann Arbor in Michigan gezogen ist, wunderte sie sich (und fühlte sich sehr komisch), wie wenig Schwarze es auf einmal gab und dass diese wenigen dort jene Jobs machten, in der Küche und bei der Müllabfuhr, die keiner wollte und die in Kalifornien die Mexikaner übernahmen.

Erst in scheinbar nebensächlichen Szenen kommt in »Die Mütter« die Hautfarbe überhaupt zum Tragen, wenn zum Beispiel über das Geschlecht eines noch ungeborenen Kindes gesprochen wird und über die Hoffnung, dass es ein Mädchen werde. Denn: »Schwarze Jungs sind Zielscheiben.« Das sei der Grund, dass er sich bei den Marines eingeschrieben habe, erklärt ein Soldat in dem Roman, »mein Vater hat mir gesagt, du lernst besser selber schießen, bevor die Weißen dich abknallen, und so habe ich es auch gemacht. Ich war weit weg, im Irak, aber hier zu Hause könnte mir jederzeit einer auf der Straße den Kopf wegballern, einfach so«.

Die subtilsten Rassismusstellen aber sind die, die wieder mit Bennetts »Good White People« zu tun haben. Als Nadia, die anfangs 17-jährige Protagonistin, nach einer Abtreibung in der Klinik vergebens auf den Kindsvater wartet, bietet eine weiße (hier wird das explizit gesagt) Praktikantin an, Nadia nach Hause zu fahren. Das Mädchen, das das Praktikum im Zuge eines Feminist-Studies-Kurses an der Uni absolviert, plappert während der Fahrt fröhlich drauflos, als wäre nichts dabei, dass dieses schwarze Mädchen soeben eine Abtreibung hat vornehmen lassen. Schließlich fragt die Praktikantin, denn sie gehört ja zu den »good white people«, die keine Vorurteile haben, ob Nadia vielleicht studieren wolle. Nadia hat da längst einen Studienplatz an der University of Michigan. »Oh, Michigan ist eine tolle Uni«, sagt die Praktikantin anerkennend.

Brit Bennett sagt zu dieser Szene: »Natürlich ist das eine gute Universität! Und natürlich wusste Nadia das.« Ist das nun Rassismus? Positivrassismus? Oder unbeabsichtigt herablassend? Oder nur eine harmlose Frage, und alle sind nur völlig überspannt?

Und während diese komplizierten Fragen, die eine ganze Nation betreffen, verhandelt werden, poppen Twitter-Nachrichten aus einer anderen Welt auf, die nur ein einziges Ego betreffen. Sie kommen aus lediglich zehn Kilometer Entfernung, von der anderen Seite des Hügels. Melissa.

»Why does everyone have to make everything so stupid«. Kurz darauf: »I feel nervous about breathing«. Und schließlich: »bitch i am anxiety«. Die Tweets wurden zwischen 1571-mal (breathing) und 3031-mal (bitch) weitergeleitet.

Brit Bennett sieht etwas ratlos aus. In der Gegenüberstellung dieser beiden Schriftstellerinnen trifft volle Direktheit (Broder) auf fein abgestimmte Subtilität (Bennett). Für beide funktioniert das jeweilige Prinzip als literarisches Mittel.

In ihrem Roman spielten Depressionen auch eine Rolle, sagt Bennett schließlich. Aber bei ihr enden sie tödlich.

Twitter: @oehmke

\* Brit Bennett: »Die Mütter«. Aus dem Englischen von Robin Detje. Rowohlt; 320 Seiten; 20 Euro.

# SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“ (Daten: media control);  
nähere Informationen finden Sie online unter: [www.spiegel.de/bestseller](http://www.spiegel.de/bestseller)

## Belletristik

- 1 (–) **Frank Schätzing**  
**Die Tyrannei des Schmetterlings**  
Kiepenheuer & Witsch; 26 Euro
- 2 (–) **Volker Klüpfel / Michael Kober**  
**Kluftinger**  
Ullstein; 22 Euro
- 3 (–) **Martin Walker**  
**Revanche**  
Diogenes; 24 Euro
- 4 (2) **Paluten / Klaas Kern**  
**Freedom. Die Schmahamas-Verschönerung**  
Community Editions; 12 Euro
- 5 (3) **Ferdinand von Schirach**  
**Strafe**  
Luchterhand; 18 Euro
- 6 (4) **Maja Lunde**  
**Die Geschichte der Bienen**  
btb; 20 Euro
- 7 (5) **Jojo Moyes**  
**Mein Herz in zwei Welten**  
Wunderlich; 22,95 Euro
- 8 (6) **Maja Lunde**  
**Die Geschichte des Wassers**  
btb; 20 Euro
- 9 (7) **Laetitia Colombani**  
**Der Zopf**  
S. Fischer; 20 Euro
- 10 (1) **Haruki Murakami**  
**Die Ermordung des Commendatore Band II**  
DuMont; 26 Euro
- 11 (9) **Maxim Leo / Jochen Gutsch**  
**Es ist nur eine Phase, Hase**  
Ullstein; 12 Euro
- 12 (8) **Bernhard Schlink**  
**Olga**  
Diogenes; 24 Euro
- 13 (10) **Mariana Leky**  
**Was man von hier aus sehen kann**  
DuMont; 20 Euro
- 14 (–) **Andrea Camilleri**  
**Eine Stimme in der Nacht**  
Lübbe; 22 Euro
- 15 (–) **Sabine Thiesler**  
**Zeckenbiss**  
Heyne; 20 Euro
- 16 (–) **Éric Vuillard**  
**Die Tagesordnung**  
Matthes & Seitz; 18 Euro
- 17 (16) **Elena Ferrante**  
**Meine geniale Freundin**  
Suhrkamp; 22 Euro
- 18 (12) **Daniel Kehlmann**  
**Tyll**  
Rowohlt; 22,95 Euro
- 19 (14) **Elena Ferrante**  
**Die Geschichte des verlorenen Kindes**  
Suhrkamp; 25 Euro
- 20 (–) **Alexander Schimmelbusch**  
**Hochdeutschland**  
Tropen; 20 Euro

Der deutsche Investmentbanker Victor kann nicht glauben, dass Ausbeuter wie er so viel Erfolg haben konnten, und entwickelt ein revolutionäres Manifest



## Sachbuch

- 1 (–) **Richard David Precht**  
**Jäger, Hirten, Kritiker**  
Goldmann; 20 Euro
  - 2 (1) **James Comey**  
**Größer als das Amt**  
Droemer; 19,99 Euro
  - 3 (3) **Bas Kast**  
**Der Ernährungskompass**  
C. Bertelsmann; 20 Euro
  - 4 (2) **Peter Hahne**  
**Schluss mit euren ewigen Mogelpackungen!**  
Lübbe; 10 Euro
  - 5 (4) **Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt**  
**Mit den Händen sehen**  
Insel; 22,95 Euro
  - 6 (5) **Hamed Abdel-Samad**  
**Integration**  
Droemer; 19,99 Euro
  - 7 (9) **Manfred Lütz**  
**Der Skandal der Skandale**  
Herder; 22 Euro
  - 8 (8) **Markus Feldenkirchen**  
**Die Schulz-Story**  
DVA; 20 Euro
  - 9 (6) **Wolfram Eilenberger**  
**Zeit der Zauberer**  
Klett-Cotta; 25 Euro
- Vom »großen Jahrzehnt der Philosophie«, 1919 bis 1929, erzählt dieses Buch, von einer Begegnung Martin Heideggers mit Ernst Cassirer in Davos
- 10 (7) **Michael Wolff**  
**Feuer und Zorn**  
Rowohlt; 19,95 Euro
  - 11 (10) **Gerald Hüther**  
**Würde**  
Knaus; 20 Euro
  - 12 (15) **Peter Wohlleben**  
**Das geheime Leben der Bäume**  
Ludwig; 19,99 Euro
  - 13 (18) **Franz Keller**  
**Vom Einfachen das Beste**  
Westend; 24 Euro
  - 14 (19) **Rolf Dobelli**  
**Die Kunst des guten Lebens**  
Piper; 20 Euro
  - 15 (16) **Ranga Yogeshwar**  
**Nächste Ausfahrt Zukunft**  
Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro
  - 16 (14) **Elke Heidenreich**  
**Alles fließt**  
Corso; 24,90 Euro
  - 17 (13) **Hans Rosling**  
**Factfulness**  
Ullstein; 24 Euro
  - 18 (11) **Gregor Gysi**  
**Ein Leben ist zu wenig**  
Aufbau; 24 Euro
  - 19 (12) **Wilhelm Schmid**  
**Selbstfreundschaft**  
Insel; 10 Euro
  - 20 (17) **Axel Hacke**  
**Über den Anstand in schwierigen Zeiten und die Frage, wie wir miteinander umgehen**  
Kunstmann; 18 Euro

# Von Gründung über Wachstum bis zur Nachfolge.

# Was auch immer Sie vorhaben: Wir beraten Sie.

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Unsere Genossenschaftliche Beratung ist die Finanzberatung, die erst zuhört und dann berät. Gemeinsam bringen wir Ihr Unternehmen voran. Lassen Sie sich von erfolgreichen Mittelständlern inspirieren: in unserer Webserie auf [vr.de/mittelstand](http://vr.de/mittelstand)



# Ein ziviles Gefühl

**Identität** Thea Dorns neues Buch »deutsch, nicht dumpf« beschreibt ein zeitgemäßes Heimatverständnis ohne Kitsch und Folklore.

**M**it der Vaterlandsliebe verhält es sich wie mit jeder Form der Liebe: Um aufrichtig und von Dauer zu sein, setzt sie tiefe Kenntnis und vor allem Verständnis für das »Objekt« der Liebe voraus – mit all seinen guten und weniger guten Seiten, seinen Schwächen und Stärken und auch den Irrungen und Wirrungen, die das Leben mit sich bringt. Bleibt die Liebe nur ein emotionales Feuerwerk, ist sie nicht von Dauer. Und wird sie obsessiv, verklärend und starr, so entwickelt sie eine zerstörerische Dynamik. Thea Dorn beschreibt in ihrem neuen Werk »deutsch, nicht dumpf. Ein Leitfaden für aufgeklärte Patrioten«, wie kritischer und reflektierter Patriotismus funktionieren kann – und weshalb wir ihn in Deutschland brauchen.

Thea Dorn greift den schwierigen, manchmal unnötig beladenen und oft missbrauchten Diskurs über die Sehnsucht nach Heimat auf vielschichtige und tief greifende Art und Weise auf. Sie vollbringt die Anstrengung, die überidealisierte, auf Abgrenzung, Herabsetzung und Überhöhung gründende deutschtümelnde, populistische Verklärung des Nationalen als das zu entlarven, was sie letztlich ist: eine fiebrige Wahnvorstellung nicht nur in unserem Land. Und zugleich schont Dorn die ängstlichen Vertreterinnen und Vertreter der linksliberalen Postmoderne nicht. Deren überpädagogisierenden Umgang mit den Sehnsüchten der »somewheres« nach Identität, Zugehörigkeit und Orientierung in einer immer verwirrender erscheinenden Welt entlarvt sie auch: als intellektuelle Flucht der »anywheres« vor einer aufgeklärten, aber eben auch unbequemen Auseinandersetzung mit scheinbar belasteten Begriffen wie Leitkultur, Heimat, Identität und Nation, deren bloße Erwähnung die liberalen Geister fast schon im pawlowschen Reflex zusammenzucken lässt. Und die im Ergebnis diese Begriffe denen überlassen haben, die damit Ressentiments bedienen wollen. Patriotismus als braune Ideologie oder überholte Sentimentalität abzutun ist also

ein fataler Fehler. Die Deutungshoheit darüber, was Heimat und Nation bedeuten, ist nicht exklusiv der extremen Rechten vorbehalten, und man sollte sie ihnen gerade jetzt nicht überlassen.

Der Versuch, den Irrungen und Wirrungen in der ideengeschichtlichen Entwicklung der Begrifflichkeit von Heimat, Nation, Leitkultur und anderen Signalworten nachzugehen und sie zu dekonstruieren, um sie anschließend – von ihrer ausgrenzenden Konnotation befreit – erneut zusammenzusetzen und für eine Orientierung einer modernen und

heterogenen Gesellschaft nutzbar zu machen, führt zwangsläufig zu einer reichen und manchmal vielleicht etwas überreichen Erzählung. Aber die Autorin wollte offenbar nicht anderen eine mangelnde Bereitschaft zum differenzierten Umgang mit diesen aufgeladenen Begriffen vorwerfen, um dann selbst unterkomplex zu bleiben. Sie vollbringt ein wirkliches Kunststück in der Untersuchung der deutschen Entwicklung von Zeitgeschehen, Kunst, Politik, Literatur und Gesellschaft.

Thea Dorn sieht im Nationalstaat die bisher einzige Einheit, die Solidarität und Frieden nachhaltig zu schaffen vermag – solange jedenfalls, bis die Europäische Union nichts annähernd Gleichwertiges bieten kann. Wer ein Argument gegen Deutschtümelei, gegen die Fehlinterpretation und den Missbrauch des Begriffs der Nation, der Nationalstaatlichkeit oder der nationalen Souveränität sucht: Im Artikel eins findet sich die wichtigste Verteidigung für Thea Dorns Plädoyer »deutsch, aber nicht dumpf«.

Zurück zur Liebe: Aus der scharfsinnigen Analyse zieht die Autorin die Bilanz, dass es durchaus möglich ist, »in Liebe« zur Bundesrepublik Deutschland zu verfallen, ohne in eine monströse, zerstörerische und narzisstische Obsession abzudriften. Allerdings funktioniert dieser vom Nationalismus streng unterschiedene Patriotismus nur unter der Voraussetzung, dass sich Politik und Bürger gleichermaßen damit beschäftigen, worauf der gegenwärtige Status quo Deutschlands begründet ist. Dazu gehören natürlich die Gräueltaten der Nationalsozialisten, gegen deren Relativierung sich die Autorin immer wieder vehement wehrt. Genauso gehören allerdings der unterschätzte Einfluss der Teilung und Wiedervereinigung der Bundesrepublik, die jüdische Tradition, unsere Erinnerungskultur, die Aufklärung und das westlich geprägte Menschenbild dazu. In der deutschen Geschichte sind Licht und Schatten, Recht und Unrecht untrennbar miteinander verwoben – nur wer dies anerkennt, kann aufgeklärt patriotisch sein. Der Schlüssel liegt vielmehr darin, mit geschärftem Auge das Bewusstsein dafür zu schaffen, was Deutschland eigentlich ist: ein Land der Widersprüche, der Erfolge, der Niederlagen, der Verluste und Errungenschaften. Erst in der Fülle aller Facetten des Landes liegt sein Wesen – und darin der Weg zu einem pragmatischen und aufgeklärten Patriotismus.

**T**hea Dorn schaut zugleich immer wieder auf Europa: Aufgeklärte Patriotin und überzeugte Anhängerin Europas zu sein schließen sich für sie zu Recht nicht aus. Bei aller normalen und berechtigenden Veränderung durch eine gestiegene und weiter steigende Heterogenität der deutschen wie anderer europäischer Gesellschaften gibt es für Thea Dorn allerdings doch etwas, was diesen gesellschaftlichen Veränderungen, der Diversität und der Globalisierung im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Denken und Handeln standhalten muss: jenen ganz eigenen Charakter Deutschlands aus seinen Traditionen, Werten und Sichtweisen, der die nationale Identität prägt. Kopf und Herz müssen sich von Hölderlin und Auschwitz gleichmaßen erreichen lassen.

Seit den Siebzigerjahren galoppierte Deutschland durch tief greifende ökonomische, soziale und politische Veränderungen, die sich manchmal schneller in den Alltag fressen, als dass eine Gesellschaft sie verarbeiten

Thea Dorn: »deutsch, nicht dumpf. Ein Leitfaden für aufgeklärte Patrioten«. Knaus; 336 Seiten; 24 Euro.



**Sigmar Gabriel, 58,** ist Mitglied des Deutschen Bundestags, war Außenminister und Vorsitzender der SPD.



Installation des Künstlers Herbert Fell im thüringischen Henneberg

IMAGEBROKER / ULLSTEIN BILD

kann. Das eigentlich Neue, das Verstörende und Nervosität Verursachende sind wohl die ungeheure Beschleunigung der Veränderungen und ihre Ungleichzeitigkeit: Früher kamen sie im Takt der Generationen. Kinder lebten, arbeiteten und dachten anders und an anderen Orten als die Eltern. Heute erleben wir Brüche, Veränderungen und vollständige Neuorientierung sogar mehrfach im Leben. Wer nach den Ursachen dafür sucht, dass

es überall Bürgerinitiativen und Widerstände gegen große wie kleine Bauvorhaben und Veränderungen im Nahbereich des Alltags gibt, der findet hier die Erklärung: Selbst das Schlechte soll manchmal so bleiben, wie es ist, weil man es wenigstens kennt. Wir leben deshalb in einer Zeit der Suche nach Orientierung, nach Halt. In einer Zeit der Suche nach Identität. Es ist die Antwort auf

die Übersteigerungen der Postmoderne, nach der alles gleich wichtig oder gleich unwichtig sein sollte. Daher die wiederkehrende heftige Diskussion um den Begriff »Leitkultur«.

Thea Dorn schlägt wegen der damit verbundenen gewollten und ungewollten Missverständnisse vor, sich dem Begriff der »Leitzivilität« anzunähern, der eben nicht die deutsche Currywurst oder Schloss Neuschwanstein meint, sondern europäische Werte. Einzig auf dem Feld der Bildungs- und Kulturpolitik plädiert die Autorin dafür, das reiche kulturelle Erbe Deutschlands wieder mehr in den Blick zu nehmen. Daraus entsteht für sie eine humane Botschaft an alle – an Biodeutsche ebenso wie an Zugewanderte.

Zum Schluss: Das Buch erscheint ja zu einer Zeit, in der sich die Politik besser darüber im Klaren ist, dass es da etwas Unerfülltes, Unbesetztes oder sogar falsch Besetztes gibt im Gefühlshaushalt unserer Nation. Anders ist es wohl nicht zu erklären, dass man das Innenministerium zu einem Heimatministerium erweiterte. Man kann sich darüber als aufgeklärter Liberaler lustig machen, aber die Wahrheit ist: Die CSU ist eine Volkspartei und hat gespürt, dass demokratische Parteien diesen Gefühlshaushalt besser nicht ignorieren. Noch ist unklar, was der Instinktpolitiker Horst Seehofer daraus machen wird. Aber selbst die umstrittenen – und übrigens unvollständig zitierten – Aussagen des neuen Innen- und Heimatministers zum Islam lohnen den Streit. Denn offenbar gibt es zu der Frage, ob der Islam zu Deutschland gehört, nicht nur intellektuell, sondern auch und vermutlich vor allem emotionalen Gesprächsbedarf in der Republik. Den dürfen die Vertreterinnen und Vertreter der Aufklärung nicht scheuen. Thea Dorns Buch zeigt: Man kann diese Debatte führen, ohne dumpfe Ressentiments zu bedienen oder von der falschen – der rechtsradikalen und islamophoben Seite – Beifall zu bekommen. Vielleicht liest Horst Seehofer das Buch ja.

Das Buch ist eine kluge, abwägende und doch pathetische Streitschrift für ein Deutschland, das sich seiner Besonderheiten bewusst ist, ohne dabei auf Sonderwege zu geraten. Das weiß, was an Gemeinsamkeit notwendig ist, ohne die Vielfalt zu leugnen. Und das sich zu einer Nation bekennt, ohne sich dadurch von Europa oder der Welt zu trennen. Bertolt Brechts Kinderhymne ist mir beim Lesen des Buches oft eingefallen: »Und weil wir dies Land verbessern / Lieben und beschirmen wir's / Und das liebste mag's uns scheinen / So wie andern Völkern ihr.« Sehr deutsch und überhaupt nicht dumpf. ■

**Selbst die umstrittenen Aussagen des neuen Heimatministers zum Islam lohnen den Streit.**



# »Das ist keine Wunschvorstellung, Schätzle«

**SPIEGEL-Gespräch** Ein arabischer Atheist aus dem Irak, eine pietistisch geprägte Christin, was haben die sich eigentlich zu sagen? Die Schriftsteller Najem Wali und Sibylle Lewitscharoff reden über das Kreuz, die Vollverschleierung – und die letzten Fragen sowieso.

*Die in Stuttgart geborene Sibylle Lewitscharoff, 64, und der in Basra geborene Najem Wali, 61, der 1980 in die Bundesrepublik floh, haben für ihr Buch »Abraham trifft Ibrahim. Streifzüge durch Bibel und Koran« neun Gestalten ausgewählt, von Eva, Abraham und Mose über Lot, Hiob, Jona, König Salomo, die Jungfrau Maria bis zum Teufel\*. Deren Geschichten gehen sie abwechselnd aus je eigener Sicht nach. Ihr literarisch-philosophischer Dialog zwischen den Weltreligionen berührt die ewigen Menschheitsfragen Schuld und Gerechtigkeit, Strafe und Erbarmen, Gewalt und Versöhnung ebenso wie die Krisen unserer Zeit.*

**SPIEGEL:** Frau Lewitscharoff, Herr Wali, sind Sie gläubig?

**Lewitscharoff:** Ich würde es als eine schüttere Form der Gläubigkeit bezeichnen. Ich bin religiös aufgewachsen, habe gute Erinnerungen daran, besonders an die einnehmende Frömmigkeit meiner Großmutter. Aber natürlich bin ich ein moderner Mensch, der nicht dauernd in die Kirche eilt und auf wackligem Grund steht, wenn es um die Teilnahme am Glauben geht. Ich interessiere mich allerdings stark für Theologie und Religionswissenschaft, die ich ja auch studiert habe.

**Wali:** Ich bin nicht gläubig. Für mich ist die Frage nach Gott gelöst. Mir kamen schon als kleiner Junge Zweifel, mit elf oder zwölf, ich war in der siebten Klasse, und als ich dort meine Skepsis zu erkennen gegeben hatte, musste ich wenig später beim Direktor der Schule vorsprechen und Rechenschaft ablegen. Irgendeiner meiner

Mitschüler hatte mich verpetzt und gemeldet, da sei ein Ungläubiger in der Klasse.

**SPIEGEL:** Hat die Denunziation Ihnen einen Schrecken eingejagt?

**Wali:** Im Gegenteil, ich empfand es als Triumph. Ich war nicht länger einfach einer aus der Masse, ich war etwas Besonderes. Warum hätte der Direktor sich sonst für mich interessiert? Seitdem verspüre ich die erhebende Kraft, die der Geist des Widerstands einem verleiht. Der Irak war damals, Ende der Sechzigerjahre, noch vor Saddam Husseins Machtergreifung, eine säkulare Gesellschaft und der Islam ein Volksglaube. Ich bin im Südirak aufgewachsen, in einer schiitischen Umgebung. In meiner Familie wurde gebetet, aber dem Islam fehlte jede politische Dimension.

**SPIEGEL:** Es gibt Nichtgläubige, die sich als Agnostiker, und andere, die sich als Atheisten definieren. Wie sehen Sie sich heute?

**Wali:** Na ja, eher als Atheist, aber ohne die intellektuelle Überheblichkeit, die militanten Gottesleugnern oft eigen ist.

**SPIEGEL:** Frau Lewitscharoff, was ist denn der Kern Ihres schütterten Glaubens? Welche Vorstellung haben Sie von Gott?

**Lewitscharoff:** Zunächst einmal ist das, was als Glaubensrest vorhanden ist, etwas Kindliches. Meine Großmutter, die ich über alles liebte, sang wunderschöne Lieder und erzählte wunderbare Geschichten aus der Bibel. Da eröffnete sich ein Panoptikum, das die kindliche Seele berührte und begeisterte, auch weil es sehr friedfertig war. Von diesem Kinderglauben ist etwas geblieben. Es muss mir nur schlecht gehen, man muss mich nur am Schlafittchen packen und tüchtig schütteln, und schon regt sich etwas tief Verwurzelter. Das ist natürlich naiv, aber es funktioniert wie eine Art Beistand von oben. Das Reli-

giöse ist mir immer als etwas Freundliches, Hilfsbereites erschienen.

**SPIEGEL:** Der Gott Ihrer Kindheit war kein warnender, drohender und strafender?

**Lewitscharoff:** Überhaupt nicht. Gott sieht dich, er kommt und packt dich – so wurde ich nie eingeschüchtert.

**Wali:** Das ist schön. Aber Gott liebt es zu strafen, vor allem den Ungehorsam. Das macht das Religiöse so gefährlich – und auch so politisch.

**SPIEGEL:** Gott ruft den Menschen an, aber er bleibt unfassbar, er hat kein Gesicht und keinen Namen. Macht ihn das nicht eher unheimlich als gütig?

**Lewitscharoff:** Entscheidend ist die göttliche Wirkmacht. Es geht doch im Gottesverständnis gerade um die Unterscheidung zwischen Gut und Böse. Das ist der Kern.

**Wali:** Gott hat keine Gestalt. Aber in einem Punkt stimmen alle drei monotheistischen Weltreligionen überein: Gott ist maskulin. In der arabischen Sprache ist das Wort »Allah« männlich. Das ist ein entscheidender Wandel, der mit den Offenbarungsreligionen eintrat. In den polytheistischen Glaubenswelten davor gab es Göttinnen, die klüger und stärker sein konnten als ihre männlichen Partner und Gegenspieler. In der Machovorstellung von Gottvater ist das herrschende und strafende Element immer schon wesensbestimmend mitgedacht. Der alleinige Gott ist ein Tyrann, und das macht tyrannische Herrschaft in seinem Namen politisch möglich.

**Lewitscharoff:** Die Vorstellung Gottes als männliches Wesen hat auch plausible Gründe. Das Weibliche ist bei praktisch allen Völkern und Kulturen stärker erdgebunden, einfach dadurch, dass die Frauen Kinder austragen und gebären. Die Männlichkeit steht demgegenüber für den abstrakten Weltzusammenhang. Wenn die göttliche Figur nicht mehr wie in der Mythologie menschenähnlich und geschlechtsspezifisch auftreten darf, dann leuchtet es schon ein, dass die männliche Form als die allgemeinere gewählt wird.

**SPIEGEL:** Oh, Frau Lewitscharoff, passen Sie auf! Das dürfte Ihnen manche Feministin als Unsinn auslegen. Und selbst wenn das stimmt, was Sie sagen, so macht sich doch in dieser Abstraktion ein eklatanter Mangel bemerkbar. Ist das Mütterliche nicht das Trostspendende? Nicht von ungefähr haben die Katholiken mit der Marienverehrung die Lücke gefüllt.

**Wali:** Ein ganz kluger Schachzug! Maria oder Marjam, die jungfräuliche Mutter des Propheten beziehungsweise Gesandten Issa, also Jesus, im Koran, genießt einen Ruhm, der Zeiten und Kontinente überwunden hat. Aber wer weiß schon, dass sie als Mutter weiterer Kinder weiterlebte, wie es in der Bibel heißt?

\* Sibylle Lewitscharoff, Najem Wali: »Abraham trifft Ibrahim. Streifzüge durch Bibel und Koran«. Suhrkamp; 308 Seiten; 24 Euro.



WOLFGANG STAHR / DER SPIEGEL

**Wali, Lewitscharoff beim SPIEGEL-Gespräch\*:** »Ein Punkt für den Koran!«

**Lewitscharoff:** Ich finde es grandios und erheiternd, dass in der katholischen Messe die Priester in Frauengewändern einherwandeln. Eine tolle Symbiose beider Geschlechter in einer Kirche, in der Frauen das Priesteramt nicht ausüben dürfen. Mich als Protestantin spricht Maria natürlich weniger an. Ich käme nie auf die Idee, mich bittend an sie zu wenden.

**Wali:** Im Koran wird Maria insgesamt 34-mal namentlich erwähnt. Ihr ist eine ganze Sure gewidmet, Sure 19. Es ist die einzige nach einer Frau benannte Koransure, was allein schon ein Beweis für Marias große Bedeutung für die Menschen ist, an die sich Mohammed in Mekka und Medina wandte. Im Koran ist keine Rede davon, dass sie mit dem Zimmermann Josef verlobt war. Sie wurde auf Gottes Befehl hin mit Jesus schwanger. Mein Großvater, ein Bauer, war sich vollkommen sicher, dass Maria ihren Sohn Issa aus ihrem Oberschenkel geboren hatte. Wie könnte eine heilige Frau wie sie nach der Geburt eines Kindes sonst noch Jungfrau sein? Mein Opa musste dieses Problem für sich irgendwie lösen.

**SPIEGEL:** Viele Menschen finden zum tröstenden Kinderglauben zurück, wenn der

Tod sich ankündigt. Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?

**Wali:** Darüber mache ich mir keine Gedanken. Der Tod ist das Ende. In der Natur setzt sich der Kreislauf des Lebens in einer Art Recycling fort. Aber das Individuum wird ausgelöscht. Ich glaube nicht an eine Reinkarnation, schon gar nicht an eine Wiederauferstehung. Die sogenannte Seele lässt sich nicht vom Körper lösen. Das Ich existiert nur, solange der Leib lebendig ist. Mein Selbst verschwindet mit dem Tod. Es bleiben Gedanken, Taten, Werke, Spuren, die in der Erinnerung anderer Menschen eine Zeit lang aufbewahrt werden.

**Lewitscharoff:** Das ist bei mir ganz anders.

**Wali:** Du möchtest ewig leben.

**Lewitscharoff:** Nein, das ist keine private Wunschvorstellung. Schätzle. Ich glaube nämlich nicht, dass das Sterben gut geht ohne eine Art Funken der Hoffnung darauf, dass es etwas anderes gibt. Man stirbt niemals als Atheist, warte es ab.

**Wali:** Was natürlich noch nicht heißt, dass es stimmt.

**Lewitscharoff:** Das Nichts entzieht sich dem Vorstellungsvermögen des Menschen, es ist schlicht undenkbar, und die Menschen kleiden alles mit Gedanken aus. Deshalb kehrt eine arme, aus Gottes Obhut entwichene Seele spätestens auf dem Totenbett gern zur kindlichen Wunschvorstellung der Geborgenheit zurück. Für mich ist eine bestimmte Seelendrift oder ein intelligenter Seelenfunke, der von uns übrig bleibt, ein wichtiger Bestandteil. Auch deshalb, weil ich ganz klar davon ausgehe, dass das, was ich im Leben getan habe, auch an Bösem getan habe, vor ein Gericht gehört.

**SPIEGEL:** Ein anderes als ein menschliches Gericht? Das Urteil der Geschichte?

**Lewitscharoff:** Ich erhoffe mir zutiefst, dass man nach dem Tod so etwas erfährt wie eine Gewichtung: Wozu war man auf der Welt? Was hat man Schönes getan, wo ist man fehlgegangen? Dass sich so etwas wie eine Bilanz, eine Gesamtschau in einer höheren Ordnung, ergibt, das gehört zu meiner Glaubensvorstellung.

**Wali:** Wo bitte schön soll das stattfinden? Im Himmel? Für mich gehört das ins Reich der Wunschfantasie, wo Geschichten bekanntlich eine Wahrheit gewinnen, sobald sie erzählt worden sind. Es gehört, schlicht

\* Mit dem Redakteur Romain Leick in Lewitscharoffs Wohnung in Berlin.





Intellektuelle Lewitscharoff, Wali: »Völlig verdattert«

gesagt, zur Literatur. Die Geschichten und Legenden aus der Bibel und dem Koran haben mindestens ebenso sehr literarische Qualität wie religiöse.

**SPIEGEL:** Es war Ihre Idee, dieses Buch zu schreiben und die Geschichten der Propheten und anderer Schlüsselfiguren der Bibel und des Korans miteinander zu vergleichen. Worum geht es Ihnen bei diesem Grenzgang?

**Wali:** Die Vermittlung ist mir ein Bedürfnis, weil ich aus einem kriegszerrütteten Land stamme und immer an Frieden denke. Ich trug mich mit der Idee seit 20 Jahren. Es ist mir wichtig, mich gegen die politische Ausbeutung der Religion zu wehren. Es sind doch die gleichen Geschichten, die Juden, Christen und Muslime in ihren heiligen Schriften erzählt bekommen, oft ohne zu wissen, was genau in den Büchern steht. Aber meine Betrachtung durfte nicht als einseitig empfunden werden. Deshalb bot es sich an, das Buch als ein gemeinschaftliches Werk zu verfassen, wie einen interreligiösen Dialog.

**SPIEGEL:** Wie kamen Sie auf Frau Lewitscharoff?

**Wali:** Wir trafen uns zum ersten Mal vor drei Jahren bei den Nibelungenfestspielen in Worms. Ich kannte zwar ihre Bücher, war ihr aber nie persönlich begegnet. An einem Abend saßen wir nebeneinander, sie bei Wasser, ich bei zu viel Wein, da schlug ich ihr unvermittelt vor, dieses Buch miteinander zu schreiben. Am nächsten Morgen beim Frühstück sagte sie zu. Ich Trottel war völlig verdattert, so entschlossen wirkte sie.

**Lewitscharoff:** Ich habe mich allerdings schon rückversichert, weil ich Herrn Wali nicht kannte. Ich habe dann seinen großen Roman »Engel des Südens« gelesen, der

mich begeisterte. Da war ich mir sicher, dass es eine gute Entscheidung war.

**Wali:** »Engel des Südens« handelt von den zahllosen Ethnien und Glaubensgemeinschaften, die im Irak, dem alten Mesopotamien, seit je und bis heute leben. Ihre Geschichten durchdrangen einander, bis sie gemeinsames Eigentum aller Kulturen wurden. Kulturen verbinden und vermitteln, Politik trennt und spaltet. Meine Absicht ist es, aufzuklären und Brücken zu bauen. Niemand hat ein Anrecht auf die erste und letzte Wahrheit. Alle Erzählungen der sogenannten heiligen Schriften haben Vorläufer. Religiöse Literatur ist eine Wanderung durch das Gedächtnis der Menschheit.

**SPIEGEL:** Trotz vieler Gemeinsamkeiten steht zwischen den Religionen nun mal eine lange weltliche Geschichte der Konflikte. Die blutige Vergangenheit vergeht nicht.

**Lewitscharoff:** Konflikte, die sich aus Verwandtschaftsverhältnissen ergeben, sind immer besonders bitter. Die Rivalität war von Anfang an da. Jede Religion muss einerseits einem Archaismus huldigen, andererseits einen Bruch vollziehen und einen neuen Anfang setzen. So ein Systemwechsel läuft nicht ohne Erschütterungen ab. Es ist wie ein Bruderstreit um das väterliche Erbe, in dem der jeweils Nachgeborene das Vorrecht vor dem Älteren verlangt.

**Wali:** Zur Waffe wird die Religion, wenn sie sich mit dem Staat verbündet. Wenn der Westen heute vom Islam redet, meint er eigentlich nur eine ganz spezielle Interpretation des Islam: den Wahhabismus des saudischen Königshauses. Dort liegt der Keim des Übels.

**Lewitscharoff:** Die Säkularisierung ist ein Segen, auch wenn sie mit einem metaphy-

sischen Verlust bezahlt werden musste. Vom staatlichen Gerüst befreit, konnten die Religionen sich auf eine andere Ebene der Bereitschaft stellen, sich auf das Gebot der Nächstenliebe und der Hilfe für die Bedürftigen konzentrieren. Das ist in meinen Augen die wesentliche Kernbotschaft aller großen Religionen.

**SPIEGEL:** Erleben wir gerade durch den bayerischen Kreuzerlass den Versuch einer Repolitisierung des Christentums, auch und vor allem als Reaktion gegen den Islam?

**Lewitscharoff:** Unangenehmerweise ja. Die Kreuzdebatte ist gleichermaßen lächerlich und entsetzlich. Diejenigen, die sie angezettelt haben, haben in ihren politischen Absichten mit dem Christentum gar nichts im Sinn. Das Kreuz lässt sich nicht politisch ausdeuten, es darf kein Zeichen des Staates sein, mit dem man gewinnen wird. Ich sehe eines allerdings differenzierter: dass wir im Hinblick auf die Humanisierung dem jüdisch-christlichen Erbe in Westeuropa durchaus verpflichtet sind. Wenn man es richtig auslegt, immer wieder auf das Humanum verweist, dann verfügen wir über ein wirklich großartiges Erbe, das man nicht verschleiern sollte. Wir müssen es annehmen und bewahren, aber nicht indem wir in allen Behörden Kreuze als kulturelles Symbol aufhängen. Das ist absurd.

**Wali:** Alle drei Religionen enthalten das Element der Barmherzigkeit, aber alle enthalten auch das Element der Aggression. Das Symbol des Kreuzes erinnert die Muslime an erlittene Aggressionen. Wenn wir die in der Bibel und im Koran aufgeführten Geschichten untersuchen, stoßen wir immer wieder auf zwei Aspekte: Drohung und Verheißung. In meiner Lektüre der Schriften überwiegt Gott nicht als der Liebende, sondern als der Grimmige. Nächstenliebe, Friedfertigkeit ist für mich eine Haltung, für die es keine Religion braucht. In seiner Ambivalenz ist auf Gott kein Verlass.

**SPIEGEL:** Dennoch wird ein gottesfürchtiger Mensch im Christentum wie im Islam mit einem guten Menschen gleichgesetzt. Hilft der Glaube, ein Leben in Sittlichkeit zu führen?

**Wali:** Mein besagter Großvater pflegte sich in die Ecke zu stellen, wenn er betete, Gesicht zur Wand. Als Kind wollte ich wissen, warum er das tue. Er antwortete: damit ich mit Gott allein bin. Der Glaube ist etwas Intimes und Privates. Solange er das bleibt, mag er dem Einzelnen helfen, ein gutes Leben zu führen. Tritt er aber als Rechtgläubigkeit im öffentlichen Raum von Staat und Gesellschaft auf, öffnet sich das Einfallstor der Unduldsamkeit. Zum Glück ist der Westen über dieses Stadium hinaus. Kreuze in Behörden heben die Säkularisierung nicht auf. Die Trennung von Staat und Religion ist für die islamische



# JETZT IM HANDEL!

*Reinschnuppern, lesen, lieben!*



Wie Sie vegane Ernährung für sich entdecken und was sie wirklich bringt. Spannende Interviews, Porträts, Tipps, News und Produkttests – und 16 Extra-Seiten mit tollen Rezepten!

Bestellen unter: [www.wunsch-abo.de/vegan](http://www.wunsch-abo.de/vegan)

Gratis-Newsletter abonnieren: [www.vegan-fuer-mich.de](http://www.vegan-fuer-mich.de)



# Hören Sie Mozart. So wie Mozart es gewollt hätte.

Bis zu 30%  
Rabatt auf DAB+  
Radios sichern:  
[dabplus.de/  
rabatt](http://dabplus.de/rabatt)

DAB+ ist der Radiostandard von heute: digitale Klangqualität, wo immer Sie sind, zu Hause oder unterwegs. Sichern Sie sich jetzt Ihr DAB+ Radio besonders günstig mit bis zu 30% Rabatt. Die Aktion ist gültig vom 02.05.2018 bis 18.05.2018. Mehr unter [dabplus.de/rabatt](http://dabplus.de/rabatt)

und die arabische Welt die einzige Lösung. Dann würde auch offensichtlich, dass es den Islam, den einen Islam nicht gibt.

**SPIEGEL:** Lassen sich die Menschenwürde und die universellen Menschenrechte ohne religiösen Bezug denken?

**Lewitscharoff:** Für mich sind die Gesetze, die das Feuer einer humanen Zivilisation entzündet haben, die Zehn Gebote. Eine Sklavenhaltergesellschaft ohne den religiös fundierten Glauben, dass alle Menschen Kinder Gottes sind, dass vor Gott alle Menschen gleich sind, kann nie demokratietauglich werden. Die gebotene Toleranz gegenüber Anhängern anderer Religionen hat eine Grenze, wenn diese massiv gegen unsere Grundrechte verstoßen. Ich finde es absolut empörend, dass man in Deutschland eine Burka anziehen darf. Das Kopftuch ist mir egal. Aber die Vollverschleierung nimmt dem Menschen das Antlitz. Gesichtsllosigkeit ist die absolute Aggression, sie beseitigt die Tötungshemmung.

**Wali:** Mit Verlaub, Sibylle, über die Burka zu sprechen steht mir eher zu als dir. Es wäre besser, wenn jeder mit der Kritik in den eigenen Reihen anfinke und das Extreme bei sich betrachtete.

**Lewitscharoff:** Einverstanden. Nur braucht man sich vor dem Christentum in Europa heute nicht mehr sonderlich zu fürchten. Es ist entwaffnet.

**Wali:** Der Iraker wird dazu sagen, dass sein Land von einem christlichen Heerführer überfallen wurde, der den Krieg gegen die Achse des Bösen proklamiert hatte. Der Iraner wird sich fürchten, als Nächster dranzukommen.

**Lewitscharoff:** Trotzdem geht von den Scharfmachern des Islam eine ganz andere Stufe der Bedrohung aus. Obwohl ich sofort anerkenne, dass der Westen mit seiner abscheulichen Kolonialvergangenheit ein gerüttelt Maß an Verantwortung trägt. Das Christentum hat seine Zähne verloren.

**Wali:** Wo sitzen denn die Scharfmacher des Islam? Wo ist die Vollverschleierung verbreitet? In Saudi-Arabien, einem westlichen Verbündeten und guten Kunden der amerikanischen und europäischen Rüstungsindustrie. Wer hat die Taliban in Afghanistan finanziert? Wer waren die Attentäter des 11. September 2001? Von ihnen kamen 15 aus Saudi-Arabien. Ich wiederhole: Wir müssen uns mit dem Wahhabismus auseinandersetzen, nicht mit einer diffusen Größe namens Islam. Nur dann treffen wir den Nagel des Fanatismus auf den Kopf.

**SPIEGEL:** Es hat sich inzwischen herumgesprochen, dass die strengen Verhüllungs-vorschriften und die Missachtung der Frau eher nicht aus dem Koran herzuleiten sind.

**Wali:** Die Anhänger aller drei großen Offenbarungsreligionen waren sich darin einig, dass die Frau unter dem Mann steht. Ich wusste anfangs selbst nicht, dass der Koran die Geschichte von Adam und Eva

ganz anders erzählt. Bemerkenswerterweise haben die beiden hier die Rollen getauscht: Der erste Anstifter zum Ungehorsam, der den Einflüsterungen des Teufels nachgibt, ist im Koran der Mann – ein Punkt für den Koran!

**Lewitscharoff:** Eva ist die erste Figur in der Bibel, deren Neugier, modern gesprochen: deren Erkenntnisdrang, die Geschichte der Menschheit in Gang setzt. Aus naiver Sicht mag sie noch immer für das Einschleusen des Bösen stehen. Bei näherem Hinsehen entpuppt sie sich als eine unerschrockene Heldin des Fortschritts. Der Biss in die Frucht steht dann eher für den Austritt des Menschen aus der kindhaften Unmündigkeit im Paradies.

**SPIEGEL:** Warum lässt Gott den Sündenfall und das Böse in der Welt überhaupt zu? Setzt er seine Macht gerecht ein? Das ist die Kardinalfrage.

**Wali:** Seine Gerechtigkeit erscheint oft als pure Willkür. Wie die eines Diktators.

**Lewitscharoff:** Gott schlägt seinem treuen Diener Hiob viele Wunden ohne Grund. Handelt es sich bei den Strafen, die Hiob erleidet, um einen Akt der Gerechtigkeit oder um blinde Gewalt? Hiob hält an Gott fest, auch wenn er lauthals protestiert. Der Atheist kann sich an keine höhere Instanz wenden. Für den Frommen aber steht alles infrage, wenn Gott kein Zeichen sendet gegen schreiende Ungerechtigkeit.

**SPIEGEL:** Im Christentum scheint Gott müde geworden, er hat seine Präsenz in der westlichen Lebenswelt größtenteils verloren. Im Islam scheint die göttliche Energie weitgehend unverbraucht, doch sie manifestiert sich leider auch mit Feuer und Schwert. Wie können wir mit diesem Widerspruch leben?

**Lewitscharoff:** Ja, in den modernen westlichen Gesellschaften ist Gott eine verwachsene Unbestimmtheit geworden. Seine Werkstatt scheint verwaist. Er hat einen äußerst potenten Gegner bekommen: das Geld. Die Fantasmagorien, die um das Geld zirkulieren, haben vom Religiösen geschmaust und sich mystisch aufgeladen. Die frei fluktuierenden Geldströme entfalten eine riesige Dynamik, der etwas Gottgleiches und zugleich Todbringendes anhängt, weil sie sich nicht an ethische Gesetze hält.

**Wali:** Man könnte sagen, der Teufel habe die Gestalt des universellen korrupten Kapitalisten angenommen. Gott hat sich mit diesem Teufel auf einen Wettstreit um die Menschheit eingelassen. Der Eindruck drängt sich auf, er habe ihn schon verloren: auf der einen Seite Mord, Zerstörung, Not und Elend; auf der anderen Reichtum, Gier und Gleichgültigkeit. Und leider kein Frieden in Sicht.

**SPIEGEL:** Frau Lewitscharoff, Herr Wali, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

# Auf dem Weg nach Deutschland

**Ausstellungskritik** Die Alte Nationalgalerie in Berlin widmet sich der »Wanderlust«.

**E**in paar Auffälligkeiten, auch Widersprüche unserer Gegenwart: Alles geschieht mit hoher Geschwindigkeit, der Fortschritt, selbst der Rückschritt. Und: Die Welt wird auf gewisse Weise immer kleiner, die Städte aber wachsen immer weiter.

Kein Wunder, dass auch die Sehnsucht der Menschen zunimmt nach Natur, nach Langsamkeit, nach Ruhe, nach allem, was noch überschaubar und nicht widersprüchlich ist. So ist es heute.

So war es vor 200 Jahren.

Schon damals erschien vielen das Leben angesichts politischer Umbrüche, angesichts auch der Industrialisierung und Urbanisierung wie ein Fragezeichen, sogar wie eine Bedrohung, und die Antwort und das Beruhigungsmittel hieß: Wandern.

In Berlins Alter Nationalgalerie dürfen die Besucher von nächster Woche an eintauchen in diese Vergangenheit, die sie vielleicht an die Gegenwart erinnert. Dann beginnt eine Ausstellung mit dem Titel »Wanderlust«.

Um 1800 sei der Fußmarsch durch die Natur quasi als moderne Kulturtechnik erfunden worden, heißt es im Katalog, heute wäre dies im Grunde aktueller denn je. Laut Studien wandern 40 Millionen Deutsche.

Es ist dennoch die erste Schau dieser Art. Die Berliner Veranstalter betonen die Freude, die ihnen das Erforschen des historischen Themas bereitet habe, sie hoffen auf ein großes Publikum, sie sagen, sie wollten »im besten Sinne populär sein«. Sie locken mit klingenden Malernamen wie Paul Gauguin oder Gustave Courbet, mit Caspar David Friedrich sowie, mit ungewöhnlichen Leihgaben, auch mit Wiederentdeckungen: Manche Gemälde eher unbekannter Künstler wurden das erste Mal seit vielen Jahrzehnten aus dem Depot geholt. Alle sind ein Angebot, schwelgen zu dürfen.

Das Wandern, wie es hier geschildert wird, war zuerst eine Intensivierung und Ästhetisierung des Lebens. Man betrat die Natur weniger gleichgültig als zuvor, eher so als handle es sich um ein dreidimensionales Gemälde, auch um einen Schallraum der eigenen Seele, man brach aus, pilgerte zu sich selbst, bestieg sogar hohe Berge und betrat damit ein Terrain, das der Gefahr wegen lange gemieden worden war. Und dieser neue Zeitvertreib wurde dann eben zum oft dargestellten Sujet der Künstler (die selbst gern mit Wanderstock und Kürbisflasche loszogen).

In Berlin wird viel Stoff geboten, 120 Werke werden bis Mitte September ausgestellt, vor allem das 19. Jahrhundert ist in Gemälden präsent, manchmal quillt das Gesamtbild fast über.

Auch wenn betont wird, die Wanderlust sei eine europäische Strömung gewesen, so ist doch viel Erhabenes und Heimatverbundenes nach altem deutschen Geschmack enthalten. Die deutschen Romantiker reisten nach Italien, erkundeten aber auch mehr und mehr das eigene Land. Die Maler feierten den Rhein, das Riesengebirge, den Harz, ein Künstler dichtete: »Der Heimath zu / Ohn Rast noch Ruh.«

Leider werden solche Entwicklungen nur andeutungsweise in einen Zusammenhang gebracht mit den größeren Strömungen zwischen dem späten 18. und dem frühen 20. Jahrhundert. Wann war das Durchschreiten der Landschaft rebellische Abgrenzung, wann Eskapismus, wann Mainstream, wann wurde es ideologisiert? Und wie schlug sich das alles in den Werken der Künstler nieder? Das zu vertiefen wäre eine Bereicherung, es würde die Spannung in dieser Ausstellung erhöhen. So wird zwar die Geschichte der Frau von der Spaziergängerin zur Wanderin erläutert, aber nicht die Geschichte eines erstarkenden Patriotismus oder Nationalismus.



**Courbet-Gemälde\*:** Wann Rebellion, wann Mainstream?

In der Ausstellung hängt ein Bildnis Alexander von Humboldts; der legendäre Fern- und Forschungsreisende ließ sich – sitzend – beim Botanisieren porträtieren. Diese Pose passt nicht wirklich zum Thema Wandern, aber Humboldt steht durchaus für einen neuen Naturbegriff. Nur: Seine Zeitgenossen beuteten ungeniert sogenannte Naturvölker aus. Solche Ambivalenzen bleiben unerwähnt.

Dafür lobt Volkswagen, ein Sponsor des Museums, die Schau als Auseinandersetzung mit der »ureigensten Form von Mobilität«.

Jean-Jacques Rousseau, der Philosoph, der viel Zeit seines Lebens in Paris verbrachte, schrieb einst: »Ich sehe nichts als Feindseligkeit auf den Gesichtern der Menschen, die Natur hingegen lächelt mir beständig.«

Ebendas will diese Berliner Präsentation: lächeln.

Ulrike Knöfel

\* »Die Begegnung oder Bonjour Monsieur Courbet«, 1854.



# DER SPIEGEL

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) · Mail [spiegel@spiegel.de](mailto:spiegel@spiegel.de)

## Impressum

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923–2002)

**CHEFREDAKTEUR**  
Klaus Brinkbäumer (V.i.S.d.P.)

**STELLV. CHEFREDAKTEUR**  
Susanne Beyer, Dirk Kurbjuweit, Alfred Weinzierl

**HAUPTSTADTBÜRO** Leitung: René Pfister, Michael Sauga, Christiane Hoffmann (stellv.). Redaktion Politik und Wirtschaft: Nicola Abé, Dr. Melanie Amann, Markus Dettmer, Veit Medick, Ann-Katrin Müller, Ralf Neukirch, Cornelia Schmergal, Christoph Schult, Anne Seith, Gerald Trautetter. Autoren, Reporter: Markus Feldenkirchen, Konstantin von Hammerstein, Christoph Hickmann, Marc Hujer, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach

**DEUTSCHLAND** Leitung: Cordula Meyer, Dr. Markus Verbeet. Redaktion: Laura Backes, Katrin Elger, Michael Fröhling-dorf, Hubert Gude, Charlotte Klein, Miriam Olbrisch, Andreas Ulrich, Michael Wulzinger. Meldungen: Annette Bruhns. Autoren, Reporter: Jan Fleischhauer, Alexander Großbongardt, Julia Jüttner, Beate Lakotta, Bruno Schrep (frei), Katja Thimm, Dr. Klaus Wegreife

Berliner Büro Leitung: Frank Hornig. Redaktion: Maik Baumgärtner, Sven Becker, Sven Röbel, Michael Sontheimer (frei), Andreas Wassermann, Wolf Wiedemann-Schmidt. Autoren, Reporter: Stefan Berg, Martin Knobbe

**WIRTSCHAFT** Leitung: Armin Mahler, Susanne Amann (stellv.), Markus Brauck (stellv.). Redaktion: Simon Hage, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Guido Mingels, Martin U. Müller, Ann-Kathrin Nezik, Simone Salden. Autoren, Reporter: Hauke Goos, Michaela Schiefel

**AUSLAND** Leitung: Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.), Mathieu von Rohr (stellv.). Redaktion: Fiona Ehlers, Katrin Kuntz, Jan Puhl, Tobias Rapp, Raniah Salloum, Samiha Sharif, Helene Zuber. Autoren, Reporter: Martin Blasberg, Clemens Höges, Susanne Koelbl, Dietmar Pieper, Christoph Reuter

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK** Leitung: Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. Redaktion: Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Guido Kleinhubert, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmudt, Frank Thadusz, Christian Wüst. Autor: Jörg Blech

**KULTUR** Leitung: Elke Schmitter, Sebastian Hammelehle (stellv.). Redaktion: Tobias Becker, Lars-Olav Beier, Anke Dürr, Ulrike Knöfel, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. Autoren, Reporter: Georg Diez, Dr. Martin Doerry, Lothar Gorris, Wolfgang Höbel, Dr. Nils Minkmar, Volker Weidemann

**GESELLSCHAFT** Leitung: Matthias Geyer, Özlem Gezer (stellv.). Redaktion: Maik Großekathöfer, Barbara Hardinghaus, Maren Keller, Dialika Neufeld, Claas Relotius, Jonathan Stock, Takis Würger. Autoren, Reporter: Uwe Buse, Ulrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch (frei), Alexander Ösang, Alexander Smolczyk, Barbara Supp

**SPORT** Leitung: Udo Ludwig. Redaktion: Thilo Neumann, Gerhard Pfeil, Antje Windmann, Christoph Winterbach

**INVESTIGATIVREPORTER** Rafael Buschmann, Jürgen Dahlkamp, Günther Latsch, Jörg Schmitt ([investigativ-reporter@spiegel.de](mailto:investigativ-reporter@spiegel.de)). Koordination SPIEGEL ONLINE: Jörg Diehl, Koordination SPIEGEL TV: Roman Lehberger

**SONDERTHEMEN** Leitung: Dr. Susanne Weingarten, Dr. Eva-Maria Schnurr (stellv.). Redaktion: Markus Deggerich, Uwe Klusmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Sandra Schulz. Autorin: Marianne Wellershoff

**KOORDINATION MEINUNG** Markus Feldenkirchen, Christiane Hoffmann

**SPIEGEL PLUS** Alexander Neubacher

**DEIN SPIEGEL** Leitung: Detlef Hacke, Bettina Stiebel. Redaktion: Antonia Bauer, Claudia Beckshebe, Alexandra Schulz

**CHEF VOM DIENST** Anke Jensen, Thomas Schäfer

**Schlussredaktion:** Gesine Block; Christian Albrecht, Gertred Alfies, Ulrike Boßerhoff, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Hunkuhl, Ursula Junger, Dörte Karsten, Sylke Kruse, Katharina Lüken, Stefan Moos, Reimer Nagel, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulz

**Produktion:** Petra Thormann, Reinhard Wilms; Kathrin Beyer, Michele Bruno, Sonja Friedmann, Linda Grimmecke, Petra Gronau, Ursula Overbeck, Britta Romberg, Martina Treumann, Rebecca von Hoff, Katrin Zabel

**BILDREDAKTION** Leitung: Michaela Herold, Claudia Jeczawitz (stellv.); Tinka Dietz, Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Elisabeth Kolb, Petra Konopka, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Anke Wellnitz

Mail: [bildred@spiegel.de](mailto:bildred@spiegel.de)  
SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

**GRAFIK UND MULTIMEDIA** Leitung: Jens Radt. Grafik-Team: Cornelia Baumermann, Thomas Hammer; Ludger Bollen, Max Heber, Anna-Lena Kornfeld, Ferdinand Kuchlmayr, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Michael Walter.

**Multimedia-Team:** Olaf Heuser, Alexander Epp, Birgit Großekathöfer, Roman Höfner, Marco Kasan, Bernhard Riedmann

**LAYOUT** Leitung: Jens Kuppi, Reinhilde Wurst; Michael Abke, Lynn Dohrmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Nils Küppers, Annika Loebel, Leon Lotuschütz, Sebastian Raulf, Florian Rauschenberger, Barbara Rödiger

**TITELBILD** Leitung: Katja Kollmann, Johannes Unselt (stellv.); Suze Barrett, Iris Kuhlmann

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

**BERLIN** Alexanderufer 5, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft. Tel. 030 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Ressort, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft. Tel. 030 886688-200, Fax 886688-222

**DRESDEN** Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0, Fax 26620-20

**DÜSSELDORF** Frank Dohmen, Lukas Eberle, Fidelis Schmid, Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01, Fax 86679-11

**FRANKFURT AM MAIN** Matthias Bartsch, Tim Bartz, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680, Fax 97126820

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737, Fax 9204449

**MÜNCHEN** Anna Clauß, Dinah Deckstein, Jan Friedmann, Martin Hesse, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 4545950, Fax 45459525

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

**BANGALORE** Laura Höflinger, 811, 10th A Main Road, Suite No. 114, 1st Floor, Bangalore – 560 038

**BOSTON** Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. +1 857 9197115

**BRÜSSEL** Peter Müller, rue Le Titien 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 2306108, Fax 2311436

**ISTANBUL** Maximilian Popp, Tel. +90 5413971567

**KAPSTADT** Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Kapstadt, Tel. +27 21 4261191

**KIEW** Luteranska wul. 3, kw. 63, 01001 Kiew, Tel. +38 050 3839135

**LONDON** Jörg Schindler, 26 Hanbury Street, London E 6QR, Tel. +44 203 4180610, Fax +44 207 0929055

**MADRID** Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. +34 650652889

**MOSKAU** Christian Esch, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 22849-61, Fax 22849-62

**NEW YORK** Philipp Oehmke, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. +1 212 2757583, Fax 3026258

**PARIS** Julia Amalia Heyer, 137 Rue Vieille du Temple, 75003 Paris, Tel. +33 1 58625120, Fax 42960822

**PEKING** Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. +86 10 65323541, Fax 65325453

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. +55 21 22175-1204

**ROM** Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. +39 06 6797522, Fax 6797768

**SAN FRANCISCO** Thomas Schulz, 1 Post Street, Suite 2750, San Francisco, CA 94104, Tel. +1 212 2217583

**TEL AVIV** P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083

**TOKIO** Dr. Wieland Wagner, Asagaya Minami 2-31-15 B, Suginami-ku, Tokio 166-0004, Tel. +81 3 6794 7828

**WARSCHAU** P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, 03-912 Warschau, Tel. +48 22 6179295

**WASHINGTON** Christoph Scheuermann, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. +1 202 3475222, Fax 3473194

**DOКУМЕНТАTION** Leitung: Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Zahra Akhgar, Dr. Susmita Arp, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Johannes Eltschig, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Dr. André Geicke, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Kurt Jansson, Stefanie Jockers, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mütel, Bernd Musa, Nicola Naber, Claudia Niesen, Sandra Öfner, Dr. Vasilios Papadopoulos, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Mirjam Schlossacker, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Meike Stapf, Rainer Staudhammer, Tieske Steinhoff, Dr. Claudia Stodie, Rainer Zimm, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Matthe Zeller

**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Verantwortlich für Anzeigen: André Pätzold

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 72 vom 1. Januar 2018  
Mediaunterlagen und Tarife: [www.spiegel.media](http://www.spiegel.media)

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Verantwortlich für Herstellung: Silke Kasuba

Druck: Mohn Media Gütersloh  
FSC FSC® C011124

**VERLAGSLEITUNG** Jesper Doub  
**Geschäftsführung** Thomas Hass

## Service

### Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg  
[www.spiegel.de/leserbriefe](http://www.spiegel.de/leserbriefe), Fax: 040 3007-2966  
Mail: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)

Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen: [hohlspiegel@spiegel.de](mailto:hohlspiegel@spiegel.de)

### Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:

Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«

Mail (Kontakt über Website): [www.spiegel.de/investigativ](http://www.spiegel.de/investigativ)

Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können.

Der dazugehörende Fingerprint lautet:

6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

### Redaktioneller Leserservice

Telefon: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966  
Mail: [leserservice@spiegel.de](mailto:leserservice@spiegel.de)

### Nachdruckrechte / Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken

Nachdruck und Speicherung in digitalen Medien nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Für Deutschland, Österreich, Schweiz:

Mail: [lizenzen@spiegel.de](mailto:lizenzen@spiegel.de), Telefon: 040 3007-3540

Fax: 040 3007-2966

Für alle anderen Länder: The New York Times Syndicate  
Mail: [ilaria.pargoni@nytimes.com](mailto:ilaria.pargoni@nytimes.com), Telefon: +1 212 556-5118

### Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre

sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter [www.amazon.de/spiegel](http://www.amazon.de/spiegel)

versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

### Historische Ausgaben

Historische Magazine Bonn

[www.spiegel-antiquariat.de](http://www.spiegel-antiquariat.de) Telefon: 0228 9296984

### Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V. Telefon: 06421 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde

Telefon: 069 9551240

### Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 249,60

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 171,60

Auslandspreise unter [www.spiegel.de/ausland](http://www.spiegel.de/ausland)

Mengenpreise auf Anfrage.

Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 213,20

(der Anteil für das E-Paper beträgt € 187,20)

Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

### Abonentenservice

Persönlich erreichbar

Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 18.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg

Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070

Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

### Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg –

oder per Fax: 040 3007-3070, [www.spiegel.de/abo](http://www.spiegel.de/abo)

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,80 pro gedruckte Ausgabe

☐ für € 4,10 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das

E-Paper beträgt € 3,60)

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper

beträgt € 0,49) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe. Der Bezug

ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar. Alle Preise inkl.

MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu den AGB und meinem Widerrufsrecht finde ich unter [www.spiegel.de/agb](http://www.spiegel.de/agb)

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP18-003, SD18-006, SD18-008 (Upgrade)



INTERNET [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de)

REDAKTIONSBLOG [spiegel.de/spiegelblog](http://spiegel.de/spiegelblog)

TWITTER [@derspiegel](https://twitter.com/derspiegel)

FACEBOOK [facebook.com/derspiegel](https://facebook.com/derspiegel)

DER SPIEGEL (USPS no 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Known Office of Publication: German Language Publications Inc, 153 S Dean St, Englewood NJ 07631, 1-855-457-6397. Periodicals postage is paid at Paramus NJ 07652. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631.

# Nachrufe



BERT BOSTELMANN / BILDFOLO

## Harald Range, 70

Zu seiner Karriere gehörte, wahlweise als Zauderer oder als zu falsch kritisiert zu werden. Harald Range plante als Generalstaatsanwalt in Celle die sofortige Ausweisung gewaltbereiter ausländischer Hooligans während der Fußball-WM 2006 – das galt vielen als zu hart. 2009 verteidigte er ein mildes Urteil gegen Mitglieder einer Rockerbande – und wurde dafür gescholten. Aber Range, der stets leise sprach und bisweilen fast zerbrechlich wirkte, war weder das eine noch das andere: Ihm war das Recht wichtiger als sein Amt. Während seiner Zeit als Generalbundesanwalt von 2011 an brachte seine Behörde die Taten des NSU vor Gericht und vervielfachte die Anzahl der Verfahren gegen islamistische Terroristen. 2014 wurde ihm im Zuge der NSA-Affäre Untätigkeit vorgeworfen. Tatsächlich hatte er etliche Hindernisse zu überwinden und leitete ein Verfahren wegen der Ausspähung von Bundeskanzlerin Angela Merkels Handy ein. Sein letzter Fall war ein Verfahren wegen Landesverrats gegen zwei Berliner Blogger – gegen heftige Widerstände aus der Politik. Als er sich öffentlich darüber beklagte, entließ ihn Justizminister Heiko Maas (SPD). Nach seiner Entlassung wurde er Ratsherr in seiner Heimatstadt Celle, besuchte aber regelmäßig alte Kollegen in Karlsruhe. Harald Range starb dort am 2. Mai an einem Herzinfarkt. FIS, JDL

## Jabo Starks, 79

Die wichtigste Rhythmusgruppe des Pop hatte zwei Drummer. John (»Jabo«) Starks und Clyde Stubblefield kamen 1965 zu der Begleitband von James Brown. Beide stammten aus dem amerikanischen Süden, Stubblefield war der federnde Funkvater und Starks der geerdete Blues-trommler. Zusammen erfanden sie die Popmusik neu. Sie sind in Browns meisten Hits aus jenen Jahren zu hören, niemand damals klang wie sie. Als nach einem Streit mit dem autoritären Chef 1970 alle Musiker kündigten, war Starks der einzige, der blieb – und der mit den neuen Musikern Songs wie »Get Up (I Feel Like Being a) Sex Machine«, »The Payback« oder »Super Bad« einspielte. Mitte der Siebzigerjahre hörte Starks bei Brown auf und kehrte in die Blueswelt zurück. Er ist einer der meistgesampelten Musiker des 20. Jahrhunderts, ohne seinen Groove würde Hip-Hop heute anders klingen. Jabo Starks starb am 1. Mai in Mobile, Alabama. RAP

## Elmar Altvater, 79

Der Berliner Politologe war der profilierteste undogmatische Marxist der Bundesrepublik. 1938 in Kamen als Sohn eines Bergmanns geboren, studierte er Ökonomie sowie Soziologie in München, war im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) aktiv und wurde 1971 Professor für Politische Ökonomie am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin. Für mehrere Generationen Studierender war der Genussmensch, der gern eine Zigarre paffte und einen guten Rotwein trank, ein freundlicher Lehrer, der ihnen auf Augenhöhe begegnete. Sein politischer Aktionismus war ihm unverzichtbarer Habitus, er engagierte sich beim Sozialistischen Büro, im Aufsichtsrat der »taz«-Genossenschaft oder bei Attac. Altvater war Mitglied der SPD, dann der Grünen, zuletzt der Linkspartei. Als versierter Kapitalismuskritiker zählte er zu den Globalisierungsgegnern der ersten Stunde. Als solcher plädierte er 2005 in seinem Standardwerk »Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen« für eine »solare und solidarische Gesellschaft«. Elmar Altvater starb am 1. Mai in Berlin. MBS

## Bodo Buschmann, 62

»Ich bin ein Bottroper Jung«, sagte Bodo Buschmann auch noch, als er bereits einen Ehrenprofessorentitel trug und zu den herausragenden Unternehmern des Ruhrgebiets zählte. Der 1977 gegründete Autoveredler Brabus (das »bus« steht für Buschmann) ist eine der ersten Adressen in der internationalen Tuningszene. Mehrfach schaffte es das auf Mercedes-Fahrzeuge spezialisierte Unternehmen ins Guinnessbuch der Rekorde. Brabus baut die schnellsten Limousinen der Welt; sie erreichen bis zu 370 Kilometer pro Stunde. Buschmann, der die Firma noch

als Student gegründet hatte, führte sie vom kleinen Zubehörhandel zu einer Fabrikanlage von höchstem industriellen Niveau, die auch Entwicklungs- und Produktionsaufträge für Daimler ausführt. Buschmann galt als strenger Firmenpatriarch, der hohe Ansprüche an seine Mitarbeiter stellte, ihnen aber auch in besonderer Herzlichkeit verbunden war. Bodo Buschmann starb nach kurzer Krankheit am 26. April in Recklinghausen. CW

## Judith Leiber, 97

Dass man seinen Autoschlüssel und den Lippenstift sehr elegant in einer Aubergine bei sich tragen kann, haben die Handtaschenentwürfe von Judith Leiber bewiesen. Ihre Modelle waren oft gegenständlich, aber es zählten auch kleine, bunte Boxen und Clutches dazu. Selbst die englische Königin zeigt sich mit Handtaschen von Leiber. Anfang der Zwanzigerjahre wurde die Designerin als Tochter jüdischer Eltern in Ungarn geboren, die Zeit des Krieges überlebte sie in Budapest. Nach dem Krieg wanderte sie mit ihrem Mann, der als amerikanischer Soldat in Europa stationiert war, in die USA aus. Dort gründete die gelernte Täscherin ihr Unternehmen. Ihr Nachruf erschien am selben Tag in der »New York Times« wie der ihres Ehemanns, denn Leiber verstarb nach mehr als 70 Jahren Ehe am 28. April nur wenige Stunden nach ihm in Springs, New York. CLV



COURTESY OF JUDITH LEIBER



## Handschlag für die Nachwelt

● Von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen ist gefährlich, trügerisch und manchmal auch angenehm. Weil man sich nach Hoffnung sehnt und glaubt: Was einmal passiert ist, kann auch wieder passieren. Aber Geschichte wiederholt sich nicht, historische Ereignisse sind nicht vergleichbar, sondern gerade deshalb historisch, weil sie singulär sind. Und doch: Gerade als Deutscher sieht man die Bilder von **Kim Jong Un**, vermutlich 34, und **Moon Jae In**, 65, mit besonderem Blick und kann nicht widerstehen. Die Spaltung eines Landes und zwei Männer, die sich die Hand geben, von den Fotografen festgehalten für die Nachwelt, zum Zeichen der Versöhnung. Als **Helmut Kohl** und **Lothar de Maizière** am 1. Oktober 1990 die West- und die Ost-CDU mit Handschlag vereinigten, folgte nur zwei Tage später die offizielle Wiedervereinigung. Wie es in Korea weitergeht, ist völlig ungewiss, wie viel Show und wie viel Ernst hinter der Gestik steckt, vermag niemand wirklich zu sagen. Es bleiben Bilder, vorerst. xvc



STR / AFP



REINHARD JANKE



GETTY IMAGES

## Kein Entkommen

● **Xavier Dolan**, 29, ist das, was man auch im Englischen ein »Wunderkind« nennt. Bekanntlich sind aber gerade Wunderkindheiten oft nicht leicht. Der homosexuelle Kanadier wurde als Schauspieler gefeiert, hat als Regisseur preisgekrönte Filme gemacht (»I Killed My Mother«) und modelt für die

Luxusmarke Louis Vuitton. In dem Film »Mommy«, der 2014 den Jury-Preis in Cannes gewann, ging es um einen schwer erziehbaren Jungen und dessen Mutter, die verzweifelt versucht, ihr Kind in den Griff zu bekommen. Dolans eigene Eltern ließen sich scheiden, als er zwei Jahre alt war. Seine Mutter kam mit seiner Hyperaktivität nicht zurecht und schickte ihn

mit acht Jahren in ein Internat, wo er unter dem Mobbing seiner Mitschüler litt. Anlässlich seines neuesten Films »The Death & Life of John F. Donovan« sagte er der »New York Times« in einem Interview: »Ich wollte meiner Kindheit so schnell wie möglich entkommen, und jetzt, als Filmemacher, jage ich dieser Kindheit wieder hinterher.« xvc

## Ärger in Springfield

● **Hank Azaria**, 54, ist ein Schauspieler, von dem die wenigsten wissen, wie er aussieht, viele aber, wie er sich anhört. Das liegt daran, dass er der Figur Apu Nahasapeemapetilon seine Stimme leiht. Der indischstämmige Gemischtwarenhändler Apu spielt eine zentrale Rolle in der US-amerikanischen Serie »Die Simpsons«, die letzte Woche die 636. Folge ausstrahlte und eine der am längsten laufenden Serien im amerikanischen Fernsehen ist. Die fiktive Stadt Springfield ist seit Jahrzehnten eine Art Miniatur-USA, wo die gesellschaftlichen Fragen der jeweiligen Zeit exemplarisch ausgehandelt werden. Es ist also mehr als eine Pose, sondern ein



GETTY IMAGES

bedeutender Vorgang, wenn sich seit einigen Monaten eine immer hitziger werdende Diskussion um Rassismus, Diskriminierung und Repräsentation anhand der Darstellung Apus entfacht. Kritiker sagen, dass es unnötig sei, die indische Figur von einem Weißen sprechen zu lassen, immerhin gibt es auch indischstämmige Schauspieler. Außerdem sei der Akzent übertrieben und künstlich und überhaupt die ganze Figur zu stereotyp angelegt. In einer Talkshow äußerte Azaria jetzt Verständnis: »Ich möchte indische und südasiatische Drehbuchautoren mit

im Team haben. Und wenn es darum geht, wie Apu gesprochen werden soll: Ich bin dazu bereit, beiseitezutreten oder mitzuhelfen, die Figur weiterzuentwickeln.« XVC

## Unbeeindruckt

● Die Pariser Rabbinerin **Delphine Horvilleur**, 43, ist eine von insgesamt drei weiblichen Rabbinern in Frankreich und muss sich zuweilen gegen konservative Kritiker durchsetzen. Jetzt hat sie beschwichtigend in eine aktuelle Debatte um Antisemitismus in Frankreich eingegriffen. Ein Manifest gegen Antisemitismus,



PHILIPPE QUANISSE / PASCO

das den Koran als gewaltanstiftend anprangerte, hatte Ende April Muslime und Imame im ganzen Land verärgert. »Ich habe den Text nicht unterzeichnet«, ließ sie verkünden. Dass das Manifest von 300 Persönlichkeiten wie Rabbinerkollegen, dem ehemaligen Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy und dem Schauspieler Gérard Depardieu unterstützt wurde, ließ sie unbeeindruckt.

Sie teile die Angst vor dem ansteigenden Antisemitismus. Es helfe aber nicht, die Schriften anderer Religionen zu brandmarken. Die dreifache Mutter und frühere Journalistin, die in Jerusalem Medizin studiert hat, legt viel Wert auf interreligiösen Dialog. Ihr letztes Buch schrieb sie zusammen mit einem muslimischen Intellektuellen. PE



THOMAS WARNACK / DPA

## Der Augenzeuge

### »Als wären wir dümmer«

In Baden-Württemberg wehren sich Schüler mit Petitionen gegen die Abiturprüfung im Fach Englisch – sie sei zu schwer gewesen. Das findet auch Jan Goller, 18, vom Kreisgymnasium in Riedlingen.

● »Um mich vorzubereiten, habe ich mir Abiklausuren aus den Vorjahren angeschaut. Die Texte waren viel leichter, verständlicher, wir bekamen in der Prüfung hingegen eine Novelle vorgelegt – von 1934. Die ist natürlich ganz anders geschrieben, literarischer und metaphorischer und mit vielen unbekannten Vokabeln. Ich habe verstanden, dass der Text von der Freiheit handelt, viel mehr aber auch nicht. Irgendwann habe ich dann gedacht, ich lese jetzt einfach alles einmal hintereinander weg, vielleicht sehe ich dann den Zusammenhang. Leider hat auch das nicht geholfen.

Wir durften nur ein einsprachiges Wörterbuch benutzen, das bringt nicht unbedingt viel. Und das Nachschlagen kostet Zeit. Schließlich habe ich aufgegeben und mit den anderen Aufgaben weitergemacht. Doch auch die basierten teilweise auf der Novelle! Ich habe mir im Nachhinein mal die deutsche Übersetzung angesehen, unsere Lokalzeitung hat sie veröffentlicht – und selbst da war der Text noch schwer verständlich. Unser Jahrgang hat eine WhatsApp-Gruppe, da haben wir gleich nach der Klausur diskutiert. Alle hatten große Probleme, und wir sind ja offensichtlich nicht die Einzigen gewesen, ganz im Gegenteil. Mehrere Zehntausend haben schon Petitionen unterzeichnet. Ich hätte nie gedacht, dass das eine so große Welle macht.

Die Antwort der Kultusministerin hat mich enttäuscht. Sie hat uns mit Mecklenburg-Vorpommern verglichen und gesagt, dass die Schüler dort denselben Text bearbeitet und sich nicht beschwert hätten. Für mich hört sich das so an, als ob wir eben ein bisschen dümmer wären als die Schüler dort. Was sie nicht erwähnt hat: Die Abiturienten in Mecklenburg-Vorpommern hatten mehr Zeit und durften ein zweisprachiges Wörterbuch benutzen. Es ist wirklich überfällig, die Bedingungen anzugleichen und echte Chancengleichheit zu gewährleisten. Alle sagen doch, dass in einem Bundesland das Abitur leichter ist und in dem anderen schwerer. Damit sollte Schluss sein.«

Aufgezeichnet von Vivien Krüger



## »Gott ist doch menschengemacht. Also: Ach Mensch!«

Harald Dupont, Ettringen (Rheinland-Pfalz)

### Muslime, Juden und Bayern

**Nr. 18/2018** Gott, ach Gott, ach Gott! Kopftuch, Kreuz, Kippa: Das deutsche Ringen um Identität – der Glaube und sein Missbrauch

Religionen geben den Menschen Orientierung, wird uns bisweilen gesagt. Das tut unsere Verfassung, das Grundgesetz, auch – allerdings ohne Menschen zu bevormunden, sie einzuschüchtern oder sonst wie zu drangsaliieren. Obendrein gewährleistet es Rechte und Freiheiten, die so manche Religionen nicht gewähren.

Eckhardt Kiwitt, Freising (Bayern)

Wie 68: Es reibt sich was in Deutschland. Kreuz an Kippa an Kopftuch. Die entstehende Wärme – ein Genuss. Aber gebt der Feuerwehr (Schulen, Polizei, Justiz) mehr Geld. Und stoppt die Brandbeschleuniger – Söder zuerst.

Georg van der Mee, Neuruppin (Brandenburg)

Hinter der Leitkultur geht es um die deutsche Identität, die nach dem Kulturbruch des 20. Jahrhunderts untergegangen war und sich trotz aller Vergangenheitsbewältigung noch nicht wieder gebildet hat. Um hier Desorientierung zu vermeiden, wird in Deutschland alles ideologisch aufgeladen: Religion, Migration, Heimat, Kultur, Rechtsprechung, Sprache, Ernährung, Erziehung. Religionszugehörigkeiten sind als Projektionsfläche besonders geeignet, weil hier alles im Paket zusammengeschürt ist und es viele Symbole gibt, an denen die Energien andocken können. Es ergibt sich zweifellos das Erscheinungsbild einer kollektiven Neurose. Sie wird erst dann verblassen, wenn ihr strahlender Kern – die heftig rotierende, vergebliche Identitätssuche – an Schärfe verliert. Der erste Schritt ist die Einsicht, dass es eine Identität altdeutscher Prägung nicht geben wird und eine neue Identität noch vollkommen offen ist.

Prof. Dr. Uwe Hinrichs, Leipzig

Die ganze Diskussion lässt sich mit wenigen Leitsätzen auflösen: Wir leben in einem säkularen Staat, Religion ist Privatsache. Jeder, der die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, ist Deutscher. Die eigene Freiheit endet dort, wo die Freiheit des anderen beginnt. Wenn wir vier oder fünf Generationen zurückblicken, dann hat je-

der von uns einen Migrationshintergrund. Wenn das heute nicht mehr bekannt ist oder nicht verstanden wird, ist das eine Bildungslücke. Und wo das Wissen fehlt, da regieren die Emotionen.

Mark Oldenburg, Hamburg

Als einem der Buddhisten dieses Landes erscheint mir die übertriebene Identifizierung mit dem eigenen Glauben, wie ich sie insbesondere bei Muslimen, Juden und Bayern oft sehe, als völlig verblendet. Unser Religionsstifter Siddhartha Gautama hat erklärt, dass die Identifizierung mit jeglichem Ismus mit der Realität des Seins nichts zu tun hat und überwunden werden muss – selbst der Buddhismus gehört überwunden! Ich denke, dass Deutschland ein noch friedlicheres Land wäre, wenn die Menschen ihre persönlichen Abneigungen und Anhaftungen an religiöse Überzeugungen mit einer gewissen humorvollen Distanz als letztlich bedeutungslos erkennen könnten.

Terry Davis, Köln



Kundgebung am 25. April in Berlin

Ich bin erschrocken über einen Absatz: »Vielleicht war es eine naive Idee von Adam Armoush, mit der Kippa auf die Straße zu gehen«, heißt es da. Muss man es heutzutage schon als »naiv« bezeichnen, sich mit einem Symbol jüdischen Glaubens auf deutschen Straßen zu bewegen? Wäre eine Frau mit Kopftuch – Gott behüte! – von Rechten zusammengeschlagen worden, hätten Sie dann auch geschrieben: »Vielleicht war es naiv von ihr, mit Kopftuch auf die Straße zu gehen«?

Mia Beitzar, Berlin

Mir missfällt dieser Artikel, der recht verworren und gedankenlos zusammengeschrieben ist. Abstruse Thesen werden da aufgestellt. Kippa, Kopftuch und Kreuz sind sicherlich nicht »Symbole für die Identität dieses Landes – oder zumindest für

die Suche nach einer solchen Identität«. Wir definieren uns nicht über Religion. Kippa, Kopftuch und Kreuz können folglich auch nicht »die Symbole eines Kulturkampfes um die Identität einer Gesellschaft« sein. Und Angela Merkel habe »die Schwulenehe ermöglicht«? Nein, sie hat sie nicht verhindern können!

Gerhard Oechler, Offenbach (Hessen)

Die Quintessenz des Artikels in den letzten beiden Sätzen ist Unsinn. Symbole wie Kreuz, Kippa oder Kopftuch, deren geistiger Hintergrund alles andere als demokratisch ist, werden nicht dadurch zu Symbolen einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung, dass man sie – was natürlich selbstverständlich ist – in einer solchen Gesellschaft zeigen darf. Der demokratische Staat muss dafür Sorge tragen, dass die Freiheit des Einzelnen, solche Zeichen zu tragen, gewährleistet wird, was aber nur glaubhaft geschehen kann, wenn er selbst seine Neutralität in diesen Dingen wahrt. Insofern sollte man eben das Kreuz nicht an offizieller Stelle zeigen.

Dr. Rainer Philippi, Hardert (Rhld.-Pf.)

Als ich um 1960 als protestantisch geprägte junge Frau aus Deutschlands Norden erstmals in Bayern war, fand ich die Kreuze, die dort in fast allen Gaststätten im Schankraum hingen, äußerst befremdlich. Obwohl ich nicht superreligiös war, hatte ich doch jedes Mal ein äußerst unguutes Gefühl, wenn ich – eigentlich frohgemut – unter dem leidenden Gekreuzigten ein schönes Mahl genießen wollte. Ich war sofort beschämt ob meiner dreisten Missachtung des Leidens Christi angesichts meiner »Prasserei«. An das Leiden Christi nun in jeder Behörde erinnert zu werden – was soll das? Es führt nur dazu, dass man die eigentliche Bedeutung des Kreuzes vergisst – oder sich vielleicht ärgert, dass der Himmel im Behördenalltag nicht hilft.

Dr. Karin Michaelis-Jähnke, Pfinztal (Bad.-Württ.)

Als friedlicher Atheist wünsche ich mir einen Gott, der wie ein Familienoberhaupt aus dem 19. Jahrhundert bei seiner quengelnden Kinderschar dazwischenhaut und brüllt: »Schluss jetzt! Vertrag euch! Und wehe, einer ärgert noch den anderen!« Aber leider ... Kein Gott da.

Rolf Guggenberger, Norderstedt (Schl.-Holst.)

## Endlich mal ein Vernünftiger?

**Nr. 17/2018** SPIEGEL-Gespräch mit dem gefeuerten FBI-Chef James Comey über die Präsidentschaft Donald Trumps und die Russlandaffäre



BEATRICE DE GEAY / DER SPIEGEL

### Ex-FBI-Chef Comey

Auf den ersten Blick könnte man denken: endlich mal einer in Washington, der vernünftig und konsequent ist. Für mich jedoch offenbart das Buch erst recht und überdeutlich die Krankheit der amerikanischen Gesellschaft. Das ist spätrömische Dekadenz.

Uli Friess, Reinheim (Hessen)

Eine Meisterleistung, wie Sie den rachsüchtigen Comey entlarvt haben.

Peter Gmür, Zürich (Schweiz)

## Riesiges Freiluftgefängnis

**Nr. 17/2018** Der schwarze Kanal

Sofern der Artikel nicht als Satire gemeint ist, scheint Herr Fleischhauer zu suggerieren, man müsste entweder den islamistischen Terrorismus oder die israelische (Siedlungs-)Politik befürworten. Als Pazifistin verurteile ich beides. Ich bin überzeugt, dass weder die israelische Siedlungs- und Abschottungspolitik noch islamistischer Terrorismus es vermögen, zu einer Lösung des Nahostkonflikts beizutragen.

Maïke Kramer, Kiel

Der Beitrag von Herrn Fleischhauer basiert auf einer gefährlichen und dreisten, da bewusst als Provokation verwendeten Simplifizierung der historischen und politischen Zusammenhänge in Nahost. Herr Fleischhauer mag sich als konservative Stimme des SPIEGEL sehen – seine Beiträge jedoch erreichen zunehmend Stammesniveau und sind dieses Magazins in Stil und Qualität nicht würdig.

Katrin Durschang, Sulzbach (Bayern)

Wow, das ging wieder genau auf die Zwölf. Einfach großartig. Für solche Beiträge lohnt sich es sich immer wieder, den SPIEGEL zu lesen.

Alex Maxstadt, Garching bei München

Laut Herrn Fleischhauer geht der immer noch katastrophale Zustand des Gazastreifens auf die Korruption in der dortigen Regierung zurück. Ist es dem Autor entgan-

gen, dass die israelische Regierung seit ihrem Rückzug 2005 Gaza nach wie vor komplett abgeriegelt hält, jede Ein- und Ausreise sowie Ein- und Ausfahren von Waren über Land, Luft und Wasser kontrolliert? Wie können sich denn die Wirtschaft und der Wiederaufbau unter solchen Bedingungen entwickeln? Nicht umsonst sprechen viele Beobachter von Gaza als einem riesigen Freiluftgefängnis. Ich frage mich, ob Herr Fleischhauer einfach nur ignorant oder, schlimmer noch, bedingungslos voreingenommen ist.

Prof. Dr. Juliane House, Hamburg

## Wachsen, bitte!

**Nr. 17/2018** SPIEGEL-Gespräch mit dem Philosophen Richard David Precht über seine Vision von der Zukunft

»Der Computer ist ein Vollidiot«, gab uns Studenten ein Lehrer an der Humboldt-Universität vor gut 50 Jahren mit auf den Weg. Das wunderbare Gespräch mit Richard David Precht erinnert mich daran, dies auch weiterhin zu beachten.

Prof. Dr. Rolf-Peter Holzapfel, Bernau bei Berlin

Beim Lesen des Gesprächs konnte ich innehalten. Danke. Innehalten? Schon mal gehört? Das bedeutete früher: nicht mehr wachsen oder schneller werden. Dabei quatschen vom Wirtschaftsprofessor über Thomas Middelhoff und Jens Spahn bis zum Straßenkehrer alle davon, wie unverzichtbar Wachstum sei. »Stillstand ist Rückschritt«, sagen die Totalverstörten. Also wachsen, bitte. Dass auch eine Krebsgeschwulst wächst bis zum Tode, wer will das wissen?

Wolfgang Frings, Düsseldorf

»Die Menschen lieben die Vergangenheit, weil sie ein Teil ihrer eigenen Identität ist.« Man muss wohl wie Precht Philosoph sein, um – zumindest indirekt – eine so einfache wie eingängige Beschreibung beziehungsweise Definition von Nostalgie geben zu können.

Günter Kriens, Lübeck

Precht hat ja recht mit der Feststellung: »Millionen untalentierte ITler braucht in der Zukunft niemand.« Aber daraus lässt sich nicht schließen, dass IT und Programmieren als Thema in den Schulen überflüssig sind. Nur wer zumindest erste Schritte im Programmieren selbst erprobt hat, kann ein Gespür dafür entwickeln, welches Potenzial und welche Grenzen diese »Kulturtechnik« hat. Wenn wir den Produkten des Programmierens in unserer Zivilisation die Rolle einräumen, die sie nun mal zunehmend einnehmen, dann sollte auch jeder über ein Grundwissen darin und darüber verfügen.

Rolf Monnerjahn, Emmelshausen (Rhld.-Pf.)

## Teil des Problems

**Nr. 17/2018** Der lange Aufstieg von Andrea Nahles zur ersten Frau an der Parteispitze

Herr Medick tut sich schwer, ein Persönlichkeitsbild von Frau Nahles zu zeichnen und den Weg aufzuzeigen, den die SPD einschlagen müsste, um den beispiellosen Niedergang dieser einst großen Volkspartei zu stoppen. Ich rede bewusst nicht von Umkehren – Frau Nahles wird das nicht gelingen, sie ist Teil des Problems, nicht der Lösung.

Klaus-Peter Möritz, Berlin

Sollte die erste Garde der SPD in den nächsten dreieinhalb Jahren nicht liefern, wird sie vom Wähler und den Jusos vom Hof gejagt, und zwar gnadenlos und zu Recht.

Lothar Wirth, Berlin



NIKITA TERYOSHIN / DER SPIEGEL

### Fraktionschefin Nahles

Die SPD macht wieder fast alles falsch. Frau Nahles war, ist und wird immer nur eine laute Außenseiterin sein. Gabriel wäre der richtige Mann. Auch Steinbrück könnte es machen.

Gunter Knauer, Meerbusch (NRW)

## Die »Bild« ist ein Ventil

**Nr. 17/2018** »Bild«-Chefredakteur Julian Reichelt ist, wie sein Blatt, in ständigem Kampfmodus

Reichelt, ein grenzenloser Narzisst. Kein Freund von Dialog oder Diplomatie. Ein Haudegen und Besserwisser. Er überzeichnet bewusst Themen, eckt damit an und provoziert so in unnachahmlicher Weise. Wer jedoch auf Dauer nur sein Ich spiegelt, der wird irgendwann seinen Meister finden – denn Hochmut kommt vor dem Fall.

Horst Winkler, Herne (NRW)

Ob es den Kosmopoliten passt oder nicht, die »Bild«-Zeitung ist ein Ventil, da sie die Gedanken der kleinen Leute publiziert, die eben in der Presse der Schöngesteirer keinen Platz finden.

Guido Zander, Brügge (Schl.-Holst.)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe ([leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)) gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de) zu archivieren.



**Beamter und Geld aus Büro gestohlen**

Aus einem Polizeibericht aus Dresden

Aus der »taz«: »Am Montag rückten Ermittler der Bundesanwaltschaft erneut aus, um insgesamt sieben Personen an zwölf Orten zu durchsuchen.«

**DAS ROYALE BABY IST DA:  
KATE BRINGT JUNGE ZUR WELT**

Aus der »Nordwest-Zeitung«

Ankündigung der Theaterkantine des Nationaltheaters Mannheim: »Vom 23.04. bis 06.05.2018 stehen in unserer NTM Kantine, neben den üblichen Angeboten, auch vitale und gesunde Gerichte auf dem Speiseplan.«

**Frau auf Kreuzfahrt  
verschwunden  
Mann wieder frei**

Aus der »Rheinischen Post«

**Allradantrieb auf die Hinterräder**

Die »Frankfurter Allgemeine« in einem Fahrbericht über den Audi A8



Aus einem Prospekt der Firma Netto

Aus der »Ostsee-Zeitung«: »Die EU stimmt am Freitag über ein Verbot von drei Insektiziden ab, um den drohenden Exodus der Bienen zu stoppen.«



Leichenwagen in Köln

**Jetzt im  
Handel**

[www.spiegel-wissen.de](http://www.spiegel-wissen.de)

**Weitere Themen:**

**Fitness**  
*Was bringt ein  
Personal Trainer?*

**Familie**  
*Aktive Eltern =  
aktive Kinder*

**Fahrrad**  
*Wie Städte  
bewegungsfreundlich  
werden*

**Zitate**

*Der »Kölner Stadt-Anzeiger« zu den  
Folgen des SPIEGEL-Berichts  
»Mit Scherben bewaffnet« (Nr. 18/2018):*

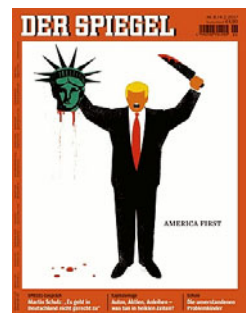
Die jüngsten Berichte über die angeblich dramatischen Zustände im Abschiebegefängnis Büren sollen bald Thema im Landtag werden. Die Fraktionen von SPD und Grünen haben nach Informationen des »Kölner Stadt-Anzeiger« einen Bericht von Integrationsminister Joachim Stamp angefordert ... »Die Vorfälle in Büren häufen sich, der Minister wird einige Fragen beantworten müssen«, sagte Ibrahim Yetim, integrationspolitischer Sprecher der SPD-Landtagsfraktion. Grünen-Abgeordnete Berivan Aymaz sagte, es sei fatal, dass immer häufiger Mitarbeiter von privaten Sicherheitsdiensten eingesetzt würden. »Diese Entwicklung rächt sich jetzt.« Der SPIEGEL hatte berichtet, dass es in der Einrichtung, in der etwa 110 abgelehnte Asylbewerber untergebracht sind, fast täglich zu massiven Zwischenfällen komme.

*Die »Tageszeitung« erinnert sich angesichts Trumps Beziehung zu Macron an ein Diktum des SPIEGEL über Gerhard Schröder (SPD) und seinen damaligen Parteifreund Oskar Lafontaine (»Zwei Macher und die Macht«, Nr. 40/1999):*

»Männerfreundschaft«, schrieb einst der SPIEGEL kategorisch, »heißt in der Politik etwas, das nicht wirklich Freundschaft sein kann.«

**Ehrungen**

Bei den D&AD Awards 2018 erhielt der SPIEGEL einen Wood Pencil für eines der besten Magazin-Cover des Jahres. Es handelt sich um die Illustration des Amerikaners Edel Rodriguez über Donald Trumps erste Tage als US-Präsident: »America First« (SPIEGEL 6/2017). Einen weiteren Wood Pencil verlieh die britische Design- und Art-Direction-Vereinigung Rodriguez und dem SPIEGEL für eine Reihe von sechs Titelgrafiken zum Thema Trump.



Ann-Katrin Müller, SPIEGEL-Redakteurin im Hauptstadtbüro, erhielt den Axel-Springer-Preis 2018 in Silber für ihren Artikel »Vater unser« (SPIEGEL 1/2018). Sie enthüllt darin die Geschichte zweier Männer, die als Pflegekinder in die Obhut pädosexueller Männer gegeben wurden.

# Für SPIEGEL-Abonnenten: Digital-Upgrade nur € 0,50.



Jetzt  
4 Wochen  
gratis  
testen

- ✓ Ohne Verpflichtung lesen
- ✓ Bereits ab freitags 18 Uhr
- ✓ Auch offline lesbar
- ✓ Auf bis zu 5 Geräten
- ✓ **Inklusive SPIEGEL DAILY**  
Die neue digitale Tageszeitung

## Ja, ich möchte den SPIEGEL digital testen!

Ich lese 4 Wochen den SPIEGEL digital kostenlos, danach als SPIEGEL-Abonnent für nur € 0,50 statt ~~€ 4,10~~ pro Ausgabe. Ich gehe keine Verpflichtung ein, denn ich kann jederzeit zur nächsterreichbaren Ausgabe kündigen.

Einfach jetzt anfordern:  [abo.spiegel.de/upgrade](http://abo.spiegel.de/upgrade)





# 1&1 ALL-NET-FLAT

BIS ZU 40,- €  
**START-  
GUTHABEN\***



Nokia 7 Plus

Samsung Galaxy S9

HUAWEI P20 Pro

✓ **FLAT** TELEFONIE  
✓ **FLAT** INTERNET  
✓ **FLAT** AUSLAND

**ab 9,99** ~~19,99~~ €/Monat\*  
12 Monate, danach  
19,99 €/Monat



☎ 02602/96 96



**1und1.de**

\*24 Monate Vertragslaufzeit. 1&1 All-Net-Flat LTE S (3 GB Highspeed-Volumen/Monat mit bis zu 50 MBit/s im Download/bis zu 25 MBit/s im Upload, danach jew. max. 64 kBit/s) 9,99 €/Monat. Ab dem 13. Monat 19,99 €/Monat. Bis zu 40,- € Startguthaben (erst ab dem Tarif All-Net-Flat M), zur Verrechnung ab dem 4. Vertragsmonat. Telefonate in dt. Fest- und Handynetze und aus dem gesamten EU-Ausland inklusive. Kostenlose Overnight-Lieferung, einmaliger Bereitstellungspreis 29,90 €. Auf Wunsch mit Smartphone ab 7,- €/Monat mehr, ggf. zzgl. einmaligen Gerätepreises (Höhe geräteabhängig). Weitere Tarife im D-Netz und E-Netz verfügbar. Preise inkl. MwSt. 1&1 Telecom GmbH, Elgendorfer Straße 57, 56410 Montabaur